



Universalgeschichte – gestern und heute (I)

**Zum 100. Jahrestag der Berufung
Karl Lamprechts an die Universität Leipzig**

**Herausgegeben von
Gerald Diesener und Monika Gibas**



Leipziger Universitätsverlag 1991

Die Idee, Karl Lamprecht aus Anlaß des 100. Jahrestages seiner Berufung zum ordentlichen Professor der Geschichte an die Leipziger Universität im Jahre 1991 mit einer wissenschaftlichen Veranstaltung zu würdigen, wurde zu einer Zeit geboren, als die DDR noch existierte. In den Diskussionen am damaligen Wissenschaftsbereich Geschichte der Geschichtswissenschaft spielte zugleich eine Rolle, daß der erste Band seiner „Deutschen Geschichte“, die auch durch den Methodenstreit einen schon legendären Ruf erlangte, ebenfalls vor genau einem Jahrhundert erstmals aufgelegt wurde. Die Gedanken richteten sich auf ein Kolloquium, das Werk und Wirkung dieses Historikers vor allem mit dem Blick auf ertragreiche fast 25 Leipziger Jahre bilanzieren sollte. Auch von außerhalb erging dazu manche Anregung, so daß auf eine repräsentative Runde zu hoffen war.

Indes gerieten die Entwicklungen mit einem Tempo in Bewegung, das auch Historikern fast den Atem nahm. Mit dem schließlichen Verschwinden des Staates DDR im Jahre vor dem Säkulum sah sich auch deren Geschichtswissenschaft vor völlig neuen Legitimierungsanforderungen. Nachgedacht wurde zeitweilig über die Verschiebung des geplanten Kolloquiums, um zunächst das Hinübergleiten der historiographiegeschichtlichen Diskussion in ruhigere Fahrwasser abzuwarten. Angesichts der zumindest partiell aufgeworfenen direkten Existenzfragen für die Leipziger universitäre geschichtswissenschaftliche Forschung mochte zudem mancher verwundert fragen, ob man nicht andere Sorgen als gerade Karl Lamprecht habe. Aber umgekehrt lag gerade hier ein anspornendes Moment: Lohnte es sich nicht, an und mit dem Beispiel Karl Lamprecht über zurückliegende und zukünftige Arbeitsabschnitte nachzudenken und zu debattieren?

Der vor einem Jahrhundert an die Pleiße Berufene hatte sich in der Zunft rasch einen Namen gemacht, aber nicht durch rasches Emporarbeiten im Establishment, sondern als unkonventioneller Denker, der bald zum Außenseiter gestempelt wurde. Seine Vorstellung, wie Geschichte zu erforschen, zu interpretieren und zu schreiben sei, verließ die dominierenden Bahnen sehr schnell und fand schließlich im 1909 gegründeten Institut für Kultur- und Universalgeschichte beider Universität Leipzig seinen prägnantesten Ausdruck. Diese Erbschaft messestädtischer historischer Forschung – vom einen hochgelobt, vom anderen verschmäht – schien allemal gut für erneutes Nachdenken. Karl Lamprecht war zweifellos ein großer Innovator, und genau dies ließ ihn geeignet erscheinen, in der Situation der Neuorientierung Leipziger Forschung der rechte Ausgangspunkt zu sein. Hinzu trat nun ein weiteres Diskussionsfeld, das zu bestellen war: der Umgang mit dem Lamprechtschen Erbe bis an die Schwelle der Gegenwart. Es kann daher nicht verwundern, daß das ursprünglich auf historiographiegeschichtliche Aspekte konzentrierte Konzept unter den geschilderten Vorzeichen des Jahres 1991 eine

beträchtliche Erweiterung erfuhr. Vor allem die Wiedergründung des Institutes für Universal- und Kulturgeschichte der Neuzeit am Fachbereich Geschichte der Leipziger Universität im Februar 1991 erwies sich als Anreiz, den Bogen der Fragestellungen weiter zu spannen, neben den in der Vergangenheit liegenden Gesichtspunkten auch Konzepte zukünftiger Arbeit mitzubedenken, Substanz und Tragfähigkeit artvisierter nächster Forschungsvorhaben einer Diskussion zu stellen. Dank einer großzügigen Förderung dieses Vorhabens durch die Volkswagen-Stiftung war es möglich, zahlreiche Kollegen einzuladen, die sich intensiv sowohl mit Karl Lamprecht in Kontext seiner Zeit sowie der mit seinem Namen verbundenen Wirkungsgeschichte als auch mit Problemen der Universal- und Kultur-geschichtsschreibung befaßt haben.

Fast 50 Wissenschaftler nahmen vom 10. bis 12. Oktober 1991 an der Tagung „Universalgeschichte – gestern und heute“ teil, weitere Interessenten sagten wegen anderer Verpflichtungen mit großem Bedauern ab. Die hierbei gehaltenen Referate lassen sich insgesamt drei Schwerpunkten zuordnen: der Geschichte des von Karl Lamprecht begründeten Instituts, der Wirkungsgeschichte des Institutsgründers und Aspekten der Kultur- und Universalgeschichte sowie einer diesen Ansprüchen heute gerechtwerdenden Historiographie.

Nach Abschluß des Kolloquiums, über das erste Berichte bereits vorliegen (vgl. COMPARATIV 3/1991 und Universität Leipzig 2/1991), haben die Referenten ihre Vorträge überarbeitet. Nunmehr liegen um manche Diskussionsanregungen ergänzte und mit dem wissenschaftlichen Apparat versehene Manuskripte vor. Allein technische Gesichtspunkte haben zur Entscheidung geführt, das fakultische Tagungsprotokoll zu teilen. Im vorliegenden Heft sind alle Konferenzbeiträge zum ersten Schwerpunkt enthalten, daneben wird ein Teil der Referate zum zweitgenannten Gesichtspunkt abgedruckt. Hinzu tritt das Fazit eines Biographen Karl Lamprechts, der soeben den Schlußpunkt hinter diese mehrjährige Arbeit gesetzt hat.

Jeder Leser kann anhand der Beiträge ein eigenes Bild von dieser Tagung gewinnen. Hinzuzufügen ist, daß von der intensiven und fruchtbaren Diskussion der Anstoß ausging, das Institut möge auf breiter Grundlage und unter Einbeziehung der historiographiegeschichtlichen Komponente die im Verlauf der Zusammenkunft erörterten Fragen weiterführend behandeln, zugleich ergingen Anregungen für eine Zusammenarbeit und Kooperation von gleich mehreren Seiten. In diesem Sinne begleiten die beiden Hefte von COMPARATIV vornehmlich die Hoffnungen der Herausgeber, mit der Veröffentlichung des Tagungsertrages möge die künftige wissenschaftliche Arbeit neue Anstöße erfahren.

Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren, verehrte Kolleginnen und Kollegen,

im Namen des Rektors der Universität Leipzig, Herrn Prof. Cornelius Weiss, aber ebenso in meinem eigenen Namen begrüße ich Sie. Die Anwesenheit zahlreicher Kollegen und Gäste aus der Schweiz, den USA, Italien, der CSFR und Deutschland zum Kolloquium „Universalgeschichte – gestern und heute“ ist für uns eine überaus erfreuliche Tatsache. Der 100. Jahrestag der Berufung des Historikers Karl Lamprecht an die Universität Leipzig war für die Kollegen des Instituts für Universal- und Kulturgeschichte an dem im Aufbau befindlichen Fachbereich Geschichte in Zusammenarbeit mit der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. Anlaß, nicht nur Historiker, sondern auch Vertreter anderer Disziplinen, aber immer Kenner Lamprechts und seines Werkes, zu einem interdisziplinären Gespräch nicht nur über Lamprechts Wirken in Leipzig und die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit sowie des von ihm geleiteten Instituts über die Grenzen unserer Stadt hinaus, sondern über die Perspektiven von Universalgeschichte heute einzuladen. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß diese wissenschaftliche Veranstaltung trotz momentan nicht ganz einfacher Arbeitsbedingungen an der Leipziger Universität stattfinden kann. Dieses weist in die Zukunft.

Zweifellos hat Karl Lamprecht als Leiter des von ihm 1909 begründeten Instituts für Kultur- und Universalgeschichte Bleibendes geleistet, vor allem in Hinblick auf seine Rolle als Wegbereiter der Kulturgeschichtsschreibung. Dabei ist sein Streben nach einer interdisziplinären Neuordnung der Geschichtswissenschaft hervorzuheben, um der zunehmenden Spezialisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften zu begegnen. Seine bevorzugte Methode war dabei der Vergleich nationaler Entwicklungen bzw. Kulturzeitalter. Dies sind – so glaube ich – durchaus bewahrenswerte und weiterzuführende Traditionen, die heute mit der zunehmenden Globalisierung der Menschheitsprobleme an Bedeutung gewinnen. Für unsere Universität bedeutet die Würdigung Lamprechts auch die Beschäftigung mit einem Wissenschaftler, der als Rektor unserer Universität ertragreich wirkte und dessen weit vorausschauende Pläne – ich danke etwa an das bekannte Projekt der Universität im Grünen – noch heute wichtige Impulse bereithält.

Indem das Kolloquium an diese Traditionen anknüpft und versucht, sie für die seit den Herbsttagen 1989 in neuer Dimension herangereiften Probleme nach den Perspektiven der gesellschaftlichen Entwicklung zu befragen, wird ein Beitrag geleistet zur weiteren Entwicklung der interdisziplinären wie internationalen Zusammenarbeit zwischen der Leipziger Universität und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen.

In diesem Sinne wünsche ich der Tagung ein gutes Gelingen, den angereisten Gästen einen angenehmen Aufenthalt in unserer Stadt, und sage allen noch einmal ein herzliches Willkommen.

Grußwort

Sehr geehrter Herr Kossok! Sehr geehrter Herr Diesener!

Sie besaßen die Noblesse, dem „Uralten“ vor Ort einführende Worte zur Eröffnung Ihres wichtigen Kolloquiums anzutragen.

Gehäufte Jahresringe eines gesundheitlichen Defizits verwehren ihm, so sehr er das bedauert, solches Privilegium auszuschöpfen und sich der fruchtbaren Debatte um unseren Institutsgründer Karl Lamprecht, den es vor genau hundert Jahren vom Rhein an die Pleiße verschlagen hatte, sinnvoll zu attachieren.

Was nicht aus-, sondern vielmehr einschließt, daß ich auch heute spiritualiter mitten unter Ihnen weile, begierig auf die Ergebnisse, zu denen Ihr Streitgespräch über den inzwischen nicht unbeträchtlich expandierten Gehalt und Begriff von *Universalgeschichte* gelangen wird. Möge sich an dieser Alma mater lipsiensis das legitime Bewußtsein darüber erhalten, welche verpflichtende Tradition uns mit der Pflege der Universal- und Kulturgeschichte mit wie ohne tertium comparationis in die Hand gegeben - und von uns zu verantworten - ist! Immer unter der Voraussetzung, daß Leistung und Offensein für neues Denken solches rechtfertigen. Sollten Sie gar Lamprechts wissenschaftliches Vokabular um Stichworte wie Dritte Welt, Ozonloch, auf Kosmo- und Astrodynamik mehrdimensional erweitern wollen?

Wie dem auch sei: Ich wünsche Ihrer Zusammenkunft, in den Kern der Fragestellung mit Kühnheit einzudringen, und entbiete den Damen und Herren der hochansehnlichen Versammlung einen ganz herzlichen Willkommensgruß!

Ihr Walter Markov

Karl Lamprecht und die Leipziger Universität

Einleitend ist gewiß eine Bemerkung angebracht, die möglichen Erwartungshaltungen vorbeugen soll: Nicht schon abschließende Bewertung, wie der Titel meines Beitrages vielleicht vermuten läßt, steht in seinem Zentrum. Ganz im Gegenteil befinden wir uns in einem doppelten Sinne am Anfang: ebenso wie am Beginn dieser Tagung zugleich hoffentlich am Auftakt erneuten intensiven Nachdenkens über Karl Lamprecht. Und hieraus folgt, daß dieser Beitrag sich als ein Schritt auf dem Weg der weiteren Annäherung an diesen Gelehrten und sein Werk versteht.

Daß Karl Lamprecht und die Leipziger Universität freilich unauflöslich zusammengehören, daß diese ziemlich genau ein Vierteljahrhundert währende Spanne auch die ertragreichste Zeit seines Lebens war, sind mittlerweile Allgemeinplätze. Methodenstreit, Institutsgründung(en), Rektorat, Forschung und Lehre haben ihn berühmt gemacht. Im einzelnen diese Schritte und Stationen nachzuzeichnen oder lediglich zu summieren, erübrigt sich angesichts der Literaturlage.¹ Im Laufe der Jahrzehnte haben die zunächst sehr unterschiedlichen Urteile in gleichem Maße, wie die Emotionen aus ihnen schwanden, an sachlicher Substanz gewonnen. Was heute in Nachschlagewerken über Karl Lamprecht festgehalten ist, kann im Ganzen als gesichert und unverrückbar angesehen werden.²

Ich möchte deshalb vor allem den Standortvorteil des Leipzigers nutzen; hoffend, einige weitere Farbtupfer in das Gesamtbild zu bringen, vielleicht hier und da auch korrigierend oder doch zumindest vervollständigend zu wirken. Nicht im Gegensatz also, eher in Ergänzung zu dem Bild, das wir von ihm haben, steht das Nachfolgende – denn Lamprechts Gesamtleistung und seine Wirkung für einen Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft sowie in der Wissenschaftsgeschichte sind unbestritten.

Die Aufmerksamkeit richtet sich zuerst – und dies kann im Jahre 1991 kaum anders sein – auf das Ereignis, dessen 100. Jahrestag die Veranlassung zu dieser Tagung gibt – der Berufung Karl Lamprechts an die Leipziger Universität.

Die Forschung geht bislang davon aus, daß der universitäre Vorschlag für die Neubesetzung der Voigtschen Historischen Professur Karl Lamprecht favorisiert hatte, daneben – und zwar *pari loco* – Dietrich Schäfer und Eberhard Gothein zur Beratung anstanden. Um die Reihung der Genannten seien in Leipzig „umfangliche Diskussionen“ geführt worden, wobei in der Meinungsbildung einem Brief Alfred Doves an Otto Ribbek besonderes Gewicht zugekommen sei. Diese Konstellation ist nicht zuletzt deshalb bedeutsam, weil mit Dietrich Schäfer und Eberhard Gothein zwei Namen im Gespräch waren, die im Vorfeld des bekannten Methodenstreits eine vielbeachtete Auseinandersetzung führten, deren Kern bereits der Gegensatz von politischer und Kulturgeschichtsschreibung bildete.³

Die Rekonstruktion dieses Berufungsverfahrens aus den Leipziger Akten scheint hier eine Akzentverschiebung zu rechtfertigen: Als die Kommission für die Wiederbesetzung der in Rede stehenden Professur erstmals zusammentrat – das war am 5. November 1890 – richteten sich die Gedanken der anwesenden Herren schnell auf die Nominierung eines Historikers des Mittelalters. Das Gebiet der Altengeschichte, vom kranken Georg Voigt ebenfalls gelehrt, war Curt Wachsmuth mitzübernehmen bereit. Abgewogen wurde ein halbes Dutzend Nomen.⁴ Doch war man sich an diesem Abend rascheinig, Karl Lamprecht „uni loco“ vorzuschlagen, und – so vermerkt das Protokoll – „(es) wird demgemäß beschlossen“⁵.

In der fünf Tage später stattfindenden Fakultätssitzung stieß dieser Plan auf allgemeine Zustimmung, dabei entstand jenes an das Dresdner Ministerium gerichtete Papier, das Luise Schorn-Schütte wiedergibt.⁶ Das erlaubt mir, nur in wesentlichen Teilen ganz knapp zu rekapitulieren: Die Fakultät lobte Lamprecht außerordentlich mit der Feststellung, seine bisherigen Arbeiten „trägen das Gepräge einer eigenartigen wissenschaftlichen Persönlichkeit“, die „mit erstaunlichem Fleiße, ganz außergewöhnlicher Arbeitskraft und mit ... auf den Grund der Dinge vordringendem Scharfblick“ ausgestattet sei. „In Lamprecht“, heißt es weiter, „glaubt daher die Fakultät eine ganz besonders geeignete, hervorragende Verstärkung ihrer Lehrkräfte erblicken zu können. Nach dem Urteil der Fakultät eignet Prof. Lamprecht ein so bedeutender Vorsprung vor allen anderen etwa ... noch in Betracht kommenden Persönlichkeiten, daß (der) lebhafteste Wunsch entspringt, daß H. H. Ministerium möge gestatten, in diesem Falle nur diesen einen Kandidaten in Vorschlag zu bringen und die geeigneten Schritte tun, Prof. Lamprecht als neuen ordentlichen Professor der Geschichte nach Leipzig zu berufen.“ Für die Universität wäre dies „ein großer und bleibender Gewinn“.

Ersthiernach, nämlich am 16. November 1890, beim zweiten Zusammentreffen der Kommission zur Neubesetzung der Voigtschen Professur, wurde die Frage eventuell doch zu benennender Alternativvorschläge debattiert, und Wilhelm Roscher – unterstützt durch Otto Ribbek – stellte den Antrag, Eberhard Gothein als einen solchen zu nominieren.

In den drei folgenden Wochen änderte sich nichts, zumindest lassen die Akten keinen Fortgang der Debatte erkennen. Die Konstellationen der dritten Kommissionssitzung zeigen vielmehr die unveränderte Situation: Während Wilhelm Maurenbrecher am 6. Dezember 1890 abnormals für Karl Lamprecht votierte, schlug Wilhelm Roscher erneut Eberhard Gothein vor. In dieser Sitzung informierte Otto Ribbek über den schon erwähnten Brief Alfred Doves, der die Verdienste der beiden Kandidaten abwog und Karl Lamprecht das deutlich bessere Zeugnis ausstellte. Im Ergebnis dieser Berührung kam es zu dem schon aus früherer Literatur bekannten Antrag der Fakultät an das königliche Ministerium in Dresden; zusätzlich hatte Wilhelm Maurenbrecher auch noch einen privaten Brief an den damaligen Dekan Friedrich Ratzel gesandt und sein Votum für Karl Lamprecht bekräftigt. Bei weitem weniger deutlich ist zu rekonstruieren, wie Dietrich Schäfer als Dritter in die schließliche Antragstellung gelangte.

Am Silvestertag 1890 teilte das Ministerium der Kultur und des öffentlichen

Unterrichts in Dresden nach Leipzig mit, daß Karl Lamprecht die „mit allerhöchster Genehmigung vorgezogene Berufung zum ordentlichen Professor der Geschichte an die Universität Leipzig angenommen hat“. Er wurde zugleich Mitdirektor des zu dieser Zeit von Wilhelm Maurenbrecher geleiteten historischen Seminars.

Damit begann das Leipziger Wirken Karl Lamprechts, das nach dem Rheinland und dem kurzen Märburger Zwischenspiel dauerhaft anhalten sollte. Ob man, wie geschehen, Wilhelm Maurenbrecher und Curt Wachsmuth in ihren Fachgebieten nur durchschnittliches wissenschaftliches Können bescheinigt⁷, ist eine hier nicht zu klärende, wiewohl stehende Frage, aber daß sie sich gerade 1890 so couragiert für Lamprecht einsetzen, hebt sie in dieser Angelegenheit gewiß über die Normalität hinaus. Denn auch das so eindrucksvolle Votum für Karl Lamprecht, die lobenden Worte sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß er schon zu dieser Zeit nicht als unumstritten gelten konnte, seine sich in der Folgezeit weiter ausprägenden Charakterzüge – die vorteilhaften wie die problematischen – auch in Leipzig nicht verborgen geblieben waren. Um so mehr ehrt die Genannten vor allem das Vertrauen in die innovativen Kräfte des Neuankömmlings.

Die folgenden Bemerkungen gelten einem in der Literatur oft erwähnten, aber dann zumeist nicht weiter verfolgten Zusammenhang, der mit Blick auf die Beziehungen Karl Lamprechts zur Universität jedoch erstrangige Bedeutung hat. Einher mit seiner vielfältigen Arbeit ging bei Karl Lamprecht eine ständige Anregung, Betreuung und Begutachtung von Dissertationen, dieses zentrale Element jeder universitären Arbeit spielte zweifellos eine wesentliche Rolle. Bislang wird – gestützt auf die Bibliographie Herbert Schönebaums aus dem Jahr 1956 – gern auf die respektheisende Zahl von 290 begutachteten Promotionen verwiesen. Erst- und Zweitgutachten halten sich dabei fast die Waage. Ebenso ist bekannt, daß im gleichen Maße, wie Lamprecht eigene Wege beschritt, die sich vertiefende Differenz zwischen ihm und seinen Fachkollegen in der Fakultät auch auf dem Rücken der Promovenden ausgetragen wurde. Namen wie Adolf Rein, Johann Goldfriedrich und Emil Mencke-Glückert stehen hierfür. Denn auch Karl Lamprecht brauchte natürlich seine professoralen Kollegen vom historischen Fach, die Promotionsordnung schrieb den Zweitgutachter zwingend vor.

Aus einsichtigen Gründen wird bislang in der Literatur immer auf jene Promotions- oder Habilitationsverfahren zurückgegriffen, in denen Lamprechts Kandidaten zumindest größere Schwierigkeiten hatten. Nur in Parenthese will ich bemerken, daß der umgekehrte Fall ebenso anzutreffen ist. So hatte sich die Fakultät zur Jahreswende 1908/09 mit der Habilitationsschrift eines Dr. Schmeidler zu befassen. Während Gerhard Seeliger und Erich Brandenburg „sehr anerkennend“ urteilten, erhob Karl Lamprecht Einwände. Zwar sei der Kandidat tüchtig, doch ließe er „nach der kulturgeschichtlichen Seite hin Mängel der Methode“ erkennen, die es verböten, „dem Bewerber die uneingeschränkte Venia“ für mittlere und neuere Geschichte zu erteilen: es müsse entweder heißen „mit Ausschluß der Culturgeschichte“ oder „für politische Geschichte“ o.ä. Das Protokoll verzeichnet nun eine heftige Debatte, in der sich „insbesondere Prof. Lamprecht und Brandenburg ... insofern ... in entgegengesetztem Sinne aussprechen, daß Prof. Brandenburg

erläutert, daß neben der von Prof. Lamprecht geforderten Betrachtungsweise doch auch andere Fragestellungen zulässig seien, darunter die vom Bewerber gewählte.“ Die Fakultät wies letztendlich Karl Lamprechts Ansinnen einer begrenzten Lehrbefugnis zurück, der Bewerber erhielt die erstrebte volle Venia für mittlere und neuere Geschichte. Eine Nachzeichnung, wie diese Differenzen zwischen Lamprecht und seinen Zunftkollegen bei zur Begutachtung anstehenden historiographiegeschichtlichen Arbeiten ausgetragen wurden – woran zunächst gedacht war – erübrigt sich jetzt angesichts der subtilen Analyse von Horst Walter Blanke zu genau diesem Thema.⁸ Jedoch regt auch Blankes Feststellung, Lamprecht habe zwar viele Schüler, aber „keine eigentliche Schule“ gehabt, dazu an, noch genauer auf die Gesamtzahl der von Lamprecht begutachteten Promotionen zu schauen.

Zunächst ist dabei eine Zahlenkorrektur möglich. Ich sprach bereits von den 290 durch Herbert Schönebaum bibliografierten Dissertationen.⁹ Doch blieb – auch bei Übernahme dieser Zahl durch andere Autoren – meist im Hintergrund, daß hier nur jene Arbeiten erfaßt sind, die erfolgreich zum Abschluß gebracht werden konnten. Auf der Suche nach der Gesamtzahl der begutachteten Dissertationsschriften war die nochmalige Durchsicht der Procancellarbücher der Universität erforderlich. Nach meiner Zählung sind insgesamt 361 Arbeiten angemeldet worden, in deren Bewertung Karl Lamprecht einbezogen war. Ich füge hinzu, daß geringfügige Abweichungen (etwa ± 3) einzukalkulieren sind, die erwähnten Bücher sind gelegentlich nicht ganz eindeutig in ihren Aussagen.

Läßt sich nun, dies war die resultierende Frage, vor dem Hintergrund der oben schon erwähnten Entwicklungen im Jahresaufkommen der Promotionen und vor allem bei deren Scheitern eine signifikante Tendenz ausmachen? War es – zugespitzt gefragt – problematischer bei Lamprecht zu promovieren, vor allem: auch immer – angesichts der Zukunftsansichten – unpopulärer, ein „Lamprechtianer“ zu sein?

Die Antwort fällt angesichts der quantitativen Erhebung eindeutig aus: Es gibt von 1891 bis 1914 weder eine nennenswerte Schwankung in der Zahl der Promotionsverfahren noch eine tendenziell eindeutige Verschiebung in der Summe nicht erfolgreich abgeschlossener Verfahren.

Ich habe insgesamt folgende Zahlen ermittelt:

	Summe	positiv	negativ
1891	13	8	5
1892	12	8	4
1893	18	11	7
1894	24	18	6
1895	14	10	4
1896	18	12	6
1897	13	11	2
1898	12	10	2
1899	19	16	3
1900	8	6	2
1901	13	12	1

	Summe	positiv	negativ
1902	18	17	1
1903	8	6	2
1904	8	7	1
1905	11	10	1
1906	14	12	2
1907	14	13	1
1908	14	12	2
1909	19	13	6
1910	21	20	1
1911	23	20	3
1912	18	12	6
1913	16	12	3
1914	13	10	2

Hieraus scheinen mir die folgenden Schlüsse wesentlich: Die Gesamtzahl der begutachteten Promotionsschriften verteilt sich relativ ausgewogen auf alle Jahre, die Extremwerte sind 24 Dissertationen 1894 und jeweils 8 angemeldete Arbeiten 1900, 1903 und 1904. Die Zahl nicht abgeschlossener Verfahren zeigt keine tendenziellen Entwicklungen oder Konzentrationen, die Proportion 4:1 bleibt in etwa gleich. Außerdem ist zu beachten, daß nicht jedes Verfahren, das nicht zum Diplom führe, eine Abweisung der Arbeit durch die Gutachter bedeutete. Der Katalog möglicher Gründe reicht vom Zurückziehen der Arbeit durch den Kandidaten bis zu jenen Promovenden, die nach Einreichung der Dissertation ihr Leben im ersten Weltkrieg verloren. Ein Blick auf die Themen läßt ebensowenig einen Schwerpunkt, eine dominierende Richtung erkennen. Natürlich hatte die Berufung Lamprechts zum Professor für mittelalterliche Geschichte zur Folge, daß Themen dieses Forschungsgegenstandes in all den Jahren ihren Platz einnahmen. Sie konnten ganz allgemein gehalten sein oder auch einzelne Seiten hervorheben. Mindestens ebenso umfangreich wurden wirtschafts- und regionalgeschichtliche Untersuchungen von ihm begutachtet, landesgeschichtliche Themen scheinen im Laufe der Zeit an Gewicht gewonnen zu haben.

Freilich sind solche Trendbestimmungen immer nur sehr vorsichtig vorzunehmen, nicht selten fällt schon die Zuordnung eines Themas (z. B. „Die Verkehrsstraßen in Sachsen und ihr Einfluß auf die Stadtentwicklung bis zum Jahre 1500“) nicht ganz leicht. In der Tendenz dagegen deutlich zunehmend im Laufe der Jahre sind historiographiegeschichtliche Arbeiten, auch Dissertationsschriften, die offenbar durch gamehtsame Forschungsinteressen Karl Lamprechts mit Wilhelm Wundt oder mit Friedrich Ratzel inspiriert wurden. Nicht zu vergessen schließlich sind die vielen Untersuchungen über außereuropäische Entwicklungen, um so der vergleichenden Methode gerecht zu werden. Nicht zuletzt angesichts der Schönebaumschen Bibliographie möchte ich diesen Abschnitt mit einer Illustration eines Jahrgangs beschließen. Im letzten Jahr des 19. Jh. wurden 19 Dissertationen eingereicht, zu denen ein Urteil Lamprechts erwartet wurde. Darunter waren gleich

zwei Arbeiten, die Reiseberichte aus Übersee als Quelle analysierten: „Die Naturschilderungen bei den deutschen geographischen Reiseschreibern des 18. Jahrhunderts“ und „Amerigo Vespuccis Reise nach Brasilien 1501-1502“. Daneben stehen ein halbes Dutzend Untersuchungen, die Themen der Geistesgeschichte behandeln: Otto von Freising, Gregor von Tours, Alexander von Humboldt, Johann Gottfried Herder und Isaac Iselin sind in den Titeln genannt. Hinzu tritt eine Arbeit zur Anthropogeographie, aber auch wirtschafts- und kulturgeschichtliche Arbeiten sind anzutreffen. Binnen weniger Tage reichen William Dodd, der spätere Chicagoer Professor und schließlich amerikanische Botschafter im faschistischen Deutschland, und Otto Hoetzsch ihre Promotion ein. Und noch nicht genannt sind all die „klassischen“ Themen, ich greife heraus: „Die sächsischen Grenadiere in der Schlacht von Hohenfriedberg“, „Die Entwicklung des ehemaligen Volksschulwesens in der Diözese Zwickau“ und „Die letzte Kaiserkrönung in Rom 1452“.

Schon oben zitierte ich Horst Walter Blankes Feststellung, daß es keine eigentliche Schule Lamprechts gegeben hat. Betrachtet man das Spektrum der begutachteten Arbeiten, wird in der Tat die Vielfalt und Breite der behandelten Probleme in erster Linie auffallen. Umso mehr rückt deshalb als Folgerung ins Zentrum, an die Auswertung all der Gutachten zu gehen, die im Universitätsarchiv aufbewahrt werden. Sie haben nicht selten – so Herbert Schönebaum – den Charakter „förmlicher Abhandlungen“. Mit dieser noch zu leistenden Arbeit wird sich das Bild vom Lamprechtschen Wirken für die Universität gewiß noch facettenreicher angestalten lassen.

Neben dem „Methodenstreit“ ist zweifellos die 1909 erfolgte Gründung des „Königlich-Sächsischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte“ jenes markante Ereignis, das mit dem Namen Karl Lamprecht untrennbar verbunden ist. Mit diesem Schritt hoffte Lamprecht, einerseits noch besser seine persönlichen Intentionen vom universitären Lehr- und Forschungsbetrieb verwirklichen zu können, andererseits wohl auch den Spannungen im historischen Seminar – namentlich mit Gerhard Seeliger und Erich Brandenburg – entrinnen zu können. Sowohl diese teilweise unerträgliche Situation als auch die guten Beziehungen nach Dresden und Berlin sind sehr wohl bekannt.

Im nur wenige Jahre währenden Führen dieses Instituts und insbesondere dessen Unterbringung und Ausstattung im „Goldenen Bären“ glückte ihm eine respektheisende Leistung. Die einzelnen Seiten seines Engagements zusammenzutragen, ist hier nicht vonnöten, da viele Aspekte bereits gedruckt vorliegen.¹⁰ Mir scheint dabei prägend, daß Karl Lamprecht neben der weiteren Verfolgung seiner Forschungs- und Lehrvorhaben sehr intensiv in zahllose bürokratische Aufwendungen und Details wissenschaftsorganisatorischer Arbeit verstrickt war. Denn obgleich nun in mancherlei Hinsicht selbständig, war das Lamprechtsche Institut in vielen anderen Belangen doch noch von der Fakultät für Philosophie abhängig und nicht selten in Kontroversen schließlich unterlegen.

Zum Beispielsuchte Karl Lamprecht am 4. Dezember 1912 um die Einrichtung eines fünften Ordinariats für Geschichte, insbesondere für deutsche Kulturgeschichte. Vor der Fakultät motivierte er den Antrag mit der Feststellung, im Institut in nicht

mehr erträglicher Weise mit Amtsgeschäften belastet zu sein. Die folgende Debatte hob demgegenüber hervor, daß vergleichbare Forschungsgebiete wie z.B. Zoologie oder Botanik nur ein einziges Ordinariat besäßen. Eine zur Prüfung des Antrags eingesetzte Kommission beriet sich zur Jahreswende 1912/1913 und – so ist dem Protokoll vom 15. 1. 1913 zu entnehmen – beschied, „der Antrag (sei) mit allen gegn eine Stimme abgelehnt worden“. Ähnliches widerfuhr Karl Lamprecht im Mai 1914 mit dem Antrag auf Einrichtung eines etatmäßigen Extraordinariats für Kolonialgeschichte. Die abermals gebildete Kommission erklärte im folgenden Monat, „nicht in der Lage zu sein, für eine solche Professur eine geeignete Persönlichkeit zu finden“. Diese Auskunft deutet Kompromißbereitschaft an, denn in der vorangegangenen Debatte hatte Erich Brandenburg die Angemessenheit dieses Gebietes in Zweifel gezogen.

Schließlich scheiterte auch ein im gleichen Jahr in Dresden direkt unternommener Vorstoß, der sich auf den Ausbau der Landesgeschichte und Siedlungskunde richtete. Karl Lamprecht, der regelmäßig an den Fakultätssitzungen teilnahm, trat dort nur wenig in Erscheinung. Denn auch in kleineren Streitigkeiten war er zumeist der Unterlegene. Etwa entdeckten die Fachhistoriker im Korrektur Exemplar des Vorlesungsverzeichnisses für das Sommersemester 1911 eine Anzeige der Herren Lamprecht, Dittrich, Kötzschke und Hofmann, die eine Allgemeine Einführung in das Studium der Geschichtswissenschaften allen übrigen Vorlesungen der Fakultät voranstellte. Dies wurde als „unzulässig“ befunden, insbesondere erregte die Aufnahme einer rein theologischen Vorlesung in dieses Programm den Unwillen. Die schließlich gefundene Einigung sah vor, den betreffenden Lehrzyklus am Ende des Programms einzureihen und nun mit Karl Lamprecht nur noch den Hauptverantwortlichen zu nennen. Zur gleichen Zeit war Karl Lamprecht in der Leitung des Instituts tätig, ein Jahr auch Rektor, Pläne zur Verbesserung von Forschung und Lehre trieben ihn um, er dachte in den Dimensionen großer Strukturveränderungen. Mit gleicher Energie befaßte er sich mit zentralen Aufgaben – etwa die bekannte Universität im Grünen – wie mit scheinbaren Nebensächlichkeiten. Als ihm 1909 der deutsche Kaiser aus Allerhöchstem Dispositionsfonds eine einmalige Beihilfe von 10.000 Mark bewilligte, teilte Lamprecht umgehend nach Dresden mit, wie er das Geld anzulegen gedenke. „Ganz vorwiegend große und ansehnliche Werke“ wolle er anschaffen. Aus ihnen sollte sowohl für deutsche Geschichte als auch aus jener der „anderen Kulturstaaen, insbesondere der teutonischen“ zu lernen sein. Die mitgelieferte Titelliste ist aufschlußreich: 27 Bände deutsche Reichstagsakten, 32 Bände Martin Luther und 128 Bände Goethe faßte Lamprecht ins Auge, den Löwenanteil der Summe freilich wollte er für 310 Bände *Calendars of State Papers* und 420 Bände amerikanische Kongreßmaterialien verwenden. Die französische Enzyklopädie, Penafils *Monumentos del arte mexicano antiquo* und Bässlers Bände über alperuanische Kunst nehmen sich vor diesem Hintergrund schon fast marginal aus.

Mit der gleichen Leidenschaft, die aus diesem Schreiben spricht, protestierte er auch, als ihm das Universitätsrathet auftrag, sein Institut möge – wie alle anderen auch – doch abends um 9 Uhr schließen. Karl Lamprecht donnerte förmlich zurück,

daß er „die Einführung des Neunuhrschlusses für eine überaus beklagenswerte Maßregel halten würde ..., weil sie die Studierenden wichtiger Arbeitszeit berauben und statt dessen diese dem abendlichen Restaurantleben zutreiben würde“ und dadurch – wie er hinzufügte – „den guten Ruf unserer Universität als Arbeitsuniversität und insbesondere den ausgezeichneten Ruf ihrer Institute ohne einen anderen Gegenwert als den einer gewissen Lichtersparnis und den der Entlastung des Unterpersonals um eine Stunde leichter Kontrollarbeit schwer gefährdet.“ Als das genannte Amt sehr vorsichtig mit Blick auf die leicht brennbare Ausstattung des „Goldenen Bären“ und die kostbaren Bücher empfahl, über ein Rauchverbot nachzudenken, antwortete Lamprecht postwendend: Raucherlaubnis habe es „in den historischen Seminaren von alters her gegeben“. Es ist an dieser Stelle nicht uninteressant, daß das Dresdner Ministerium in beiden Punkten für Lamprecht Partei ergriff.

Ich habe diese eher heiteren Episoden einfließen lassen, weil sie den späten Lamprecht wohl trefflich charakterisieren. Karl Lamprecht war in allen Belangen aufs heftigste engagiert, im großen wie im kleinen. Und diese Vereinzelung, ja, teilweise Isolierung in der Zunft, die ihm widerfuhr, je weiter er sich um Ausbau seines wirtschafts- und sozialgeschichtlich orientierten Kulturgeschichtskonzepts bemühte, ist schon des öfteren beschrieben worden. Er als Gegenspieler, als Alternative zu Ranke und dessen Epigonen – dieses Bild hat sich eingepreßt. Vielleicht auch deshalb war ich umso erstaunter, als ich auf der Suche nach persönlichen Zeugnissen auf einen Brief stieß, den Lamprecht an einen Kollegen – den Physiker Otto Wiener – am 24. November 1913 sandte.

Vorausgegangen war offenbar eine Unterhaltung der beiden, deren Gegenstand Lamprechts Porträtskizze „Der Kaiser“ (Berlin 1913) gewesen sein muß. Wiener dürfte dabei eine seiner Auffassung nach unzulässige Unschärfe in der Porträtstudie bemängelt haben. Karl Lamprecht knüpfte im Brief noch einmal an das Gespräch an und stellte eine Anekdote über ein Zusammentreffen von Ranke und Mommsen voran. Er leitete dann zu einem großen Lob für den Ersteren über: Während Charakteristiken aus Rankes Feder unverändert bedeutsam seien, hätte man Mommsens Porträts längst „als falsch und viel zu schroff“ erkannt. „Ranke war der Genius, der die Jahrhunderte überdauern wird; Mommsen hat heute nur noch seinen Lokalkult und auch dieser ist im Begriffe auszusterben“. Und er fuhr fort: „Charakteristiken machen ist eine schwere Kunst, der gegenüber es vielleicht nur noch eine praktisch schwerere gibt, nämlich die, über den Menschen verantwortungsvoll handelnd zu urteilen. Wenn irgendwo, so muß hier das seine in et studio gelten und mehr: es muß die Liebe walten, denn nur die Liebe erkennt, was wahrhaft richtig ist, schaltet dieses aus und hebt dadurch die Person, wenn es möglich ist, in's Große“. Karl Lamprecht läßt die Hoffnung durchblicken, ihm möge solch Porträt gelungen sein. Und nach diesem Wunsch schließt er mit einer bemerkenswerten Sentenz: „Unsere Zeit, wie alle Perioden sittlichen Verfalls, malt gern ins Blinde. Wer nicht unterstreicht, glaubt, er werde nicht beachtet werden. Der Historiker hat das unverdiente Glück, bei richtiger Auffassung seines Amtes immer in mehreren Zeitaltern zu leben, und er kann sich dabei für seine Vorlieben eine

besondere Berücksichtigung der besten Zeiten erlauben, welche die Vergangenheit bietet. In diesen findet er dann wohl auch Stimmungen, welche sich der Einseitigkeit der Gegenwart entgegenstellen und es kann geschehen, daß er sich solchen Stimmungen unterordnet.“ Dieser offenbar in wohl seltener Muße abgefaßte Brief läßt einen ganz anderen als den gewohnten – nämlich betriebsamen, ja, hektischen und ganz auf die Verfolgung seiner Konzepte und Vorhaben in Wissenschaft und Lehre konzentrierten – Lamprecht erkennen. Und solche besinnlichen Stunden waren die Ausnahme – denn Karl Lamprechts Bitte im Februar 1915, ihn von allen Ämtern für die Dauer des anstehenden Sommersemesters zu beurlauben, trägt alle Zeugnisse des rastlosen Schaffens und wohl der Unruhe, in die ihn der Krieg versetzt hatte. Wir kennen aus dem Nachlaß seine vorbereitenden Materialien für eine Weltgeschichte, doch hat ihn die damalige Gegenwart offenbar die Pläne ändern lassen. Er arbeitete an einer Deutschen Geschichte, die er – so heißt es im Brief – als „dringendes nationales Bedürfnis empfand“. Dieselbe wollte er vorantreiben, erst dann kam Lamprecht auf seinen schlechten gesundheitlichen Zustand zu sprechen.

Nach der Fakultät bejahte auch das Dresdner Ministerium seinen Antrag, doch es war bereits zu spät. Abrupt endete Lamprechts Leben am 10. Mai 1915, fast ist man geneigt zu sagen, daß er starb, wie er gelebt hatte.

Ich kehre damit zum Ausgangspunkt meines Beitrages zurück. Karl Lamprecht und die Universität Leipzig sind – so scheint mir – nicht ganz leicht auf den Begriff zu bringen. Der Gelehrte hat, legt man die anläßlich seiner Berufung formulierten Erwartungen zugrunde, Leipzig und die Universität reich beschenkt. Mit vielerlei Aktivität und dem sprichwörtlich rastlosen Schaffen wuchs sein Ruf, an vielen Orten des Auslandes fand Karl Lamprecht höchste Anerkennung; seine innovativen Kräfte und die damit aufs engste korrespondierende Ausstrahlung bestachen. Der Ruf des Instituts für Universal- und Kulturgeschichte ging und geht vor allem auf ihn zurück.

Insoweit hat die Universität ihn nicht immer gut behandelt, denn die Fachkollegen der Zunft waren allzu schnell bereit, in ihm einen ungeliebten Konkurrenten zu sehen. Sicher haben manche Charakterzüge Lamprechts dies begünstigt, war er nie ein einfacher Partner. Doch stellt dies dennoch den Kontrahenten aus den Reihen der Historiker kein gutes Zeugnis aus, auch wenn sie dem Zeitgeist näherstanden. Denn umso bemerkenswerter ist die enge Beziehung zu anderen Wissenschaftlern, zu namhaften Zeitgenossen an der Universität. Aus den hier geknüpften Kontakten erwuchsen Anregungen und Inspirationen. Insoweit ist auch zu verstehen, daß Lamprecht – nicht zuletzt unter ihrem Einfluß – in manchem Forschungsausatz allzuweit voranging. Aber auch das ist noch allemal wissenschaftliches Geschäft und rechtfertigt nicht das völlige Verdikt.

Daß der Nachglanz des Instituts, seines Instituts, bis heute trotz mancher Turbulenzen angehalten hat und anhält, ist ein gutes Zeichen. Denn ich bleibe dabei – Karl Lamprecht, das Institut für Universal- und Kulturgeschichte der Neuzeit und die Leipziger Universität gehören unauf löslich zusammen.

- 1 Vgl. v.a. L. Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984; H. Schleier, Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht, der „Methodenstreit“ und die Folgen, in: Karl Lamprecht, Alternative zu Ranke, Schriften zur Geschichtstheorie, hrsg. v. Hans Schleier, Leipzig 1988, S. 7-45, weitere Literaturangaben siehe dort.
- 2 Zuletzt: Stichwort Lamprecht, Karl Nathanael (1856-1915), in: Historikerlexikon, Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. R. vom Bruch und R. A. Müller, München 1991, S. 175.
- 3 Vgl. dazu: Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung..., a.a.O.
- 4 Universitätsarchiv Leipzig, RA 900.
- 5 Vgl. ebenda.
- 6 Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung..., a.a.O., S. 74 ff. L. Schorn-Schütte bat um den Hinweis, daß eine zu Recherchen im Universitätsarchiv Leipzig Anfang der achtziger Jahre zunächst erteilte Nutzungsgenehmigung unmittelbar vor dem geplanten Arbeitsbeginn wieder zurückgezogen wurde.
- 7 H. Schleier, Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht..., a.a.O., S. 11. Es wäre zu fragen, ob man das Gewicht von Curt Wachsmuths Einleitung in das Studium der alten Geschichte, Leipzig 1895, mit dieser Klassifizierung zutreffend beschreibt.
- 8 H. W. Blanke, Historiographiegeschichte als Historik, Stuttgart-Bad Canstatt 1991.
- 9 H. Schönebaum, Zum 100. Geburtstag Karl Lamprechts am 25. Februar 1956..., in: WZ der Karl-Marx-Universität Leipzig, Ges.-und sprachw. Reihe, H. 5, 1955/56, S. 7 ff.
- 10 Neben der schon angeführten Literatur siehe auch: H. Weißbach, Die Entwicklung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bzw. der Abteilung Allgemeine Geschichte der Neuzeit des Instituts für Allgemeine Geschichte von 1909 bis 1969. Ein Beitrag zu einer Institutschronik. Leipzig 1979, Diplomarbeit (Ms.), 2 Bde.

Walter Goetz und das Institut für Kultur- und Universalgeschichte

Sich dem Gelehrten Walter Goetz (1867-1958) und seiner Gesamtleistung als Historiker, Wissenschaftsorganisator und politisch engagiertem Menschen nähern zu wollen, steht hier nicht an. Das brauchte schon mehr Raum als solch kleinen Beitrag. Denn sein langes Leben in einer bewegten Zeit, das ihn nicht nur eine Jahrhundertwende, sondern zugleich wohl auch eine Epochenwende mit vor allem für die deutsche Geschichte schmerzhaften Zäsuren erleben ließ, macht ihn und sein Schaffen zu einem wichtigen Zeitzeugen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Leider behandelt ihn die historiographiegeschichtliche Literatur bislang unverdientermaßen stiefmütterlich.

Der Historiker Walter Goetz war – und das hat mich beim Herumstöbern in seinem Leben besonders fasziniert – nie nur kühler Beobachter und Chronist der Ereignisse seiner Zeit und schon gar nicht ein vor den Schwierigkeiten seiner Gegenwart in die neutrale Gelehrsamkeit beschaulicher Rückerinnerung an vergangene Jahrhunderte sich Flüchtender. Er hatte den Mut, sich für seine Überzeugungen – wissenschaftliche wie politische – streitbar einzusetzen. Und er focht dabei nicht in eitler Selbstüberschätzung als Eifemder mit dem Schwert, blind gegen Argumente anderer und ohne Gefühl für die Begrenztheit des eigenen Denkens. Er, der Demokrat aus Überzeugung und mit Konsequenz – das sei hier gegen die Verzeihung seiner politischen Haltung als pseudoliberal durch DDR-Historiographen zumindest angemerkt ¹ – war vor allem in der Wissenschaft Zeit seines Lebens Lernender und war sich sehr wohl bewußt, daß eine Näherung an die historische Wahrheit eine ständige und wohl nie ganz zu lösende, aber faszinierende Aufgabe ist. Dieses Wissenschaftsethos des Historikers Walter Goetz, das aus allen seinen Arbeiten scheint, war es vor allem, das ihn mir interessant machte und nahe brachte.

Für die heutige Rückbesinnung auf Walter Goetz ist seine langjährige Verknüpfung mit dem Geschick des Leipziger Instituts für Kultur- und Universalgeschichte Anlaß. Auf diesen Lebensabschnitt bezieht sich mein Versuch einer kritischen Würdigung seines wissenschaftlichen Wirkens. Immerhin waren das von seiner Berufung als Institutsdirektor im Jahre 1915 bis zu seiner Emeritierung und politischen Maßregelung durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 ganze 19 Jahre. Walter Goetz – der unmittelbare Nachfolger Karl Lamprechts – war damit auch der Institutsdirektor, der mit der Entwicklung der Lamprechtischen Schöpfung nach dessen frühem Tode am längsten verbunden war.

Die Begleitumstände seiner Inthronisierung – mitten im Gemetzel des ersten Weltkrieges im Jahre 1915 – entbehren nicht einer gewissen Pikanterie, schaut man

in die Akten der Leipziger Philosophischen Fakultät. Hier ist dokumentiert, daß nach Lamprechts Ableben das Schicksal seines Instituts durchaus an einem sehr dünnen Faden hing. Der überwiegende Teil der Ordinarien des Historischen Seminars, unter ihnen so bekannte Historiker wie Gerhard Seeliger und Erich Brandenburg, stellte die Notwendigkeit der Weiterexistenz der Lamprecht-Instituts als eigenständige Einrichtung ernsthaft zur Disposition. Die alten, zu Lamprechts Lebzeiten verlorenen Schlachten, wurden jetzt erneut geschlagen. Ausschaltung des von Anfang an unliebsamen Konkurrenten zum traditionellen Historischen Seminar sowie die Überlegung, mit der Auflösung des Instituts auch den noch so bescheidenen Anfängen einer Schulebildung des Lamprechtsehen methodischen Ansatzes das Reservat zu entziehen, waren wohl die Motive solcher Überlegungen. Die Berufungskommission für die Wiederbesetzung des Lamprecht-Lehrstuhles – übrigens deutlich mit Institutsgegnern kognitlastig besetzt – machte denn auch die Frage der Rechtmäßigkeit des Instituts zum Hauptthema ihrer ersten Beratungen, und der amtierende Dekan zeigte sich in der Kommissionssitzung vom 31. Mai 1915 verwundert, „daß das Ministerium sich gar nicht darüber geäußert hat.“² Solche Debatten so kurz nach dem Tode Lamprechts zeigten nun nicht gerade von Pietät, geschweige denn von ehrlicher Achtung der Leistung des Verstorbenen und seines Vermächtnisses. Aktionen wie die Taxierung des Wertes der Institutsbibliothek unter dem beschränkten Blickwinkel der Brauchbarkeit für die Nutzervorstellungen des Historischen Seminars – eine Festlegung einer der ersten Sitzungen der Berufungskommission³ – taten ein übriges, die Mitglieder des Institutes, die Lamprecht-Erben und seine Anhänger innerhalb der Historikerzunft zu alarmieren.

Es war vor allem wohl dem Engagement der Lamprechtstünnen, u.a. Erich Mencke-Gluckert und Hans Helmholt, die sich öffentlich mit diesen Absichten auseinandersetzten, zu danken, daß sich die Institutsgegner letztlich doch mit einer Beschneidung des Profils und der Eigenständigkeit des Instituts statt einer kompletten Liquidierung zufriedengeben mußten. Bei dem internationalen Ruf, den Lamprecht genoß, befürchtete man wohl einen Gesichtsverlust vor der nun aufmerksam gemachten internationalen Fachwelt. Noch vor der Besetzung der Lamprechtischen Professur stellte die Fakultät die Weichen für die Umgestaltung des Instituts. Im Schreiben der Fakultät an das Königliche Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts Dresden mit den Berufungsvorschlägen hieß es dazu : „Die räumliche und organisatorische Sonderung (des Instituts – M. G.) liegt... weder im wirtschaftlichen noch im Unterrichtsinteresse der Universität und hat in den letzten Jahren zu Unzulänglichkeiten für die Studierenden geführt... Die Philosophische Fakultät befürwortet daher – vorbehaltlich der Zustimmung des zu berufenden Direktors – die Herstellung eines räumlichen Zusammenhanges des Kulturhistorischen Instituts mit den Instituten für mittlere und neuere Geschichte, um den Teilnehmern die bequeme Benutzung der Bibliothek zu ermöglichen, sie befürwortet überdies eine Gestaltung der historischen Kurse nach einheitlichem Plane, wobei das Institut für Kultur- und Universalgeschichte als besonderes Institut erhalten bleibt.“⁴

Das war sehr deutlich gegen die bislang vom Ministerium tolerierte weitgehende Autonomie des Lamprecht-Instituts gerichtet, und die Zusage auf Erhalt der Eigenständigkeit war wohl mehr als Mimöwer zur Beruhigung der durch den Medienrummel aufgeschreckten Öffentlichkeit gedacht denn als ernst gemeinter Tribut an den international beachteten wissenschaftlichen Nachlaß eines bedeutenden Kollegen.

Im gleichen Schreiben wurden dann auch die in den Kommissionssitzungen aus mehreren Vorschlägen selektierten zwei Berufungsvorschläge unterbreitet: Platz eins war der Vorschlag Walter Goetz (Straßburg), Platz zwei Karl Brandi (Göttingen). Der Begleittext verweist auf die enormen Schwierigkeiten bei der Suche des Lamprecht-Nachfolgers: „Wenn die Lehrwirksamkeit des Professors Lamprecht und wenn die Zusammensetzung der Bücherschätze des kulturhistorischen Instituts berücksichtigt werden, so mußte als Nachfolger Lamprechts im Ordinariat ein Mann ins Auge gefaßt werden, der Allgemeine Kulturgeschichte auf breiter internationaler Grundlage zu lehren vermag. Eine solche Persönlichkeit, die diese Forderungen erfüllt, ist nicht vorhanden. Für die Philosophische Fakultät galt es daher, Gelehrte vorzuschlagen, welche als Lehrer der Kulturgeschichte in bescheidenem Umfang, u.h. der Kulturgeschichte der abendländischen Völker wirken könnten.“⁵

Die Beweggründe für die Favorisierung Walter Goetz' durch die Berufungskommission waren durchaus einleuchtend und sachlich gerechtfertigt.

In der Tat hatte sich der damals 48jährige Goetz auf dem Gebiet der Kulturgeschichte, speziell der Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, ausgewiesen. 1907 begründete er die Sammlung „Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters“, und seit 1911 gab er gemeinsam mit Georg Steinhausen das „Archiv für Kulturgeschichte“ heraus. Zudem war er auch persönlich mit der Leipziger Universität eng verbunden. Der gebürtige Leipziger Walter Goetz hatte hier 1892 promoviert und konnte sich 1895 mit einer Arbeit zur Regentschaft Herzog Albrecht V. von Bayern auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte habilitieren.

Allerdings ist es wohl weder eine Unterstellung noch bloße Vermutung, wenn neben diesen von der Berufungskommission offiziell angeführten sachlichen Gründen auf noch weitere, nicht genannte aber wohl doch für die Wahl des Kandidaten nicht unbedeutende Gründe zu verweisen ist.

Walter Goetz galt in der deutschen Historikerkunft als Lamprecht-Gegner. Und das vor allem seit seiner öffentlichen Kontroverse mit Karl Lamprecht um den Kulturgeschichtsbegriff im „Archiv für Kulturgeschichte“ im Jahre 1910 und seiner kritischen Besprechung der Lamprechtschen „Deutschen Geschichte“ im Jahre 1912. Die Leipziger Insider in der Berufungskommission dürften darüber hinaus auch noch im Gedächtnis gehabt haben, daß Lamprecht im Habilitationsverfahren Goetz sich mehr kritisch-distanziert über die Qualität der Arbeit geäußert und eine Titelfälschung angeregt und durchgesetzt hatte.⁶

Die Berühmungen der beiden Gelehrten in der Vergangenheit waren also durchaus dazu angetan, dieses Urteil zu befestigen und die Hoffnung der Lamprecht-

Gegner zu nähren, daß mit der Besetzung der Lamprechtschen Professur und des Institutsvorsitzes durch Walter Goetz der Bruch mit der Lamprechttradition an der Leipziger Universität wenn nicht schon vollzogen, so doch präfiguriert war. Walter Goetz selbst formulierte in seinem 1916 veröffentlichten Antrittsstatement als Institutsdirektor und Nachfolger von Karl Lamprecht in der ihm eigenen ungeschminkt-ehrlichen Art: „Es ist nach Lamprechts Tod wohl kaum jemand in Deutschland vorhanden, der sein Werk im ganzen Umfange fortsetzen wollte oder konnte... Wir anderen werden jetzt, wo alle erregenden Gegensätze weggefallen sind, die Arbeit auf Wegen fortsetzen, die sich vielfach mit jenen Anschauungen berühren – wo Lamprecht enthusiastisch und herrisch Neues zu gewinnen glaubte, sei jetzt in Ruhe das Mögliche vom Unmöglichen geschieden.“⁷

Wie schon in seiner wissenschaftlichen Kontroverse mit Lamprecht um dessen Kulturgeschichtsbegriff im Jahre 1910 betonte Goetz am Beginn seines Wirkens am Institut für Kultur- und Universalgeschichte vor allem die unterschiedlichen Positionen und formulierte als sein strategisches Ziel die Schwerpunktverlagerung der Lehre und Forschung des Institutes auf die Geistesgeschichte als Kern kulturgeschichtlicher Forschungen.⁸

Lamprecht allerdings hatte schon in der 1910er Debatte auf methodologischem Gebiet mehr Gemeinsames als Trennendes in ihrer beider Auffassung von Kulturgeschichte entdeckt. „Grundsätzlich stehen wir auf der gemeinsamen Basis dessen, was Goetz Kulturgeschichte nennen will und ich seit längerer Zeit Kultur- und Universalgeschichte genannt habe, und sind uns des Unterschieds dieser Grundlage von der Grundlage des historischen Denkens im 19. Jahrhundert wohl bewußt.“⁹

Auf Goetz' energische Polemik gegen seinen Ansatz zur Typisierung historischer Erscheinungen und Prozesse und das Abdriften von Historikern in geschichtsphilosophische Fragestellungen prophezeite er: Goetz werde es noch an sich selbst erleben, daß die Suche nach dem Typischen im historischen Geschehen für den Historiker immer wichtig bleibe.

„Darin, daß eine solche Forschung sich wesentlich den geistigen Faktoren zuwenden und daß sie auch deshalb schon in einer psychologischen Auffassung der Geschichte fundamentierte sein muß, bin ich mit Goetz einig“, schrieb Karl Lamprecht 1910.¹⁰

Diese Sicht Lamprechts auf den Kulturhistoriker Goetz, den er ernst nahm und dessen Positionen er näher bei den seinen sah, als Goetz selbst und die Schar der Lamprechtgegner das vermeinte, rückt die Bemerkung Walter Goetz' in seinen Lebenserinnerungen durchaus in den Bereich des Möglichen, Lamprecht habe sich mit dem Gedanken getragen, ihn, Goetz, zu seiner Entlastung nach Leipzig zu holen, damit er selbst sich ganz der Grünting seines geplanten Forschungsinstitutes widmen könne.¹¹

In der Tat materialisierte sich die Lamprechtsche Voraussicht über die weitere Annäherung ihrer Standpunkte vor allem hinsichtlich der Erkenntnis der Notwendigkeit und der Definition der Aufgaben einer Universalgeschichte im Laufe des Wirkens von Walter Goetz am Leipziger Institut. Rückblickend auf diese Phase

seines Wirkens stellte Goetz selbst fest: „Die eine grundlegende Anschauung wollie ich nicht verändern: daß nämlich die Erkenntnis der Gesamtgeschichte des Menschengeschlechts die wahre Aufgabe des Geschichtsforschers sei und daß die unzerreißbare, wenn auch schwer zu greifende Totalität dieser Geschichte von der Entwicklung des geistigen Lebens her am ehesten einheitlich zu meistern sei.“¹²

Walter Goetz entwickelte also weder den von einigen Leipziger Kollegen des Historischen Instituts gewünschten Drang, die wissenschaftsorganisatorische Eigenständigkeit und die inhaltliche Spezifik des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte über das von ihm bei Amtsantritt schon vorgefundene Maß hinaus weiter einzuschränken, noch praktizierte er einen totalen Bruch mit der Lamprechtschen Traditionslinie universalgeschichtlichen Denkens, wie gelegentlich unterstellt wurde.¹³ Er baute gerade diesen Aspekt Lamprechtscher Tradition im Laufe seiner Tätigkeit als Direktor des Instituts schrittweise aus.

Allmählich erweiterte er sein eigenes Forschungsprofil über sein Spezialgebiet, die Kulturgeschichte des Mittelalters, sowohl auf das Gebiet der Urgeschichte als auch der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jh. Die Ausprägung seines universalgeschichtlichen Interesses vollzog sich vor allem im Zusammenhang mit seiner Arbeit an der Propyläen-Weltgeschichte, deren Herausgeberschaft ihm 1925 vom Ullstein-Verlag angetragen worden war. Goetz begriff dieses Angebot sofort als große Herausforderung und Chance. Er sagte zu unter der Bedingung, mit von ihm selbst ausgewähltem Team von Fachhistorikern seine Auffassung von Weltgeschichtsschreibung realisieren zu können: „...eine wirkliche Weltgeschichte von den Urzeiten bis zur Gegenwart, eine alles geschichtliche Leben umfassende Darstellung auf geistesgeschichtlicher Grundlage unter Voraussetzung der Einheit aller Geschichte.“¹⁴

Auf diese Art schaltete er sich Mitte der zwanziger Jahre sehr direkt – sozusagen am praktischen Objekt – in den Diskurs um die theoretische Berechtigung und die praktische Machbarkeit von Weltgeschichtsschreibung ein. Im Umfeld dieser Arbeit, deren zehnter und letzter Band 1933 erschien, entstanden eine Reihe Äußerungen zu methodologischen Fragen moderner Weltgeschichtsschreibung, in denen sich Goetz deutlich auch zur Lamprechtschen Tradition positionierte. So betonte er in einem Aufsatz aus Anlaß des Abschlusses der Arbeit an der Propyläen-Weltgeschichte im Jahre 1934 ausdrücklich die Berechtigung des Lamprechtschen universalgeschichtlichen Ansatzes. Zwar wiederholte er hier auch seine schon in der direkten Kontroverse mit Karl Lamprecht 1910/12 geäußerten Bedenken gegenüber dessen Versuch einer Typisierung der kulturellen Entwicklungsstufen der Menschheit im Sinne einer vorschnellen, durch Faktenmaterial noch nicht belegbaren Feststellung von historischen Gesetzmäßigkeiten im Geschichtsverlauf und warnte vor einem Übermaß an philosophischer Reflexion im Kontext von Weltgeschichtsschreibung. Zugleich anerkannte er aber jetzt, daß sowohl geschichtsphilosophische Reflexion über das Problem der Einheit und Vielfalt der Weltgeschichte als auch die Suche nach dem, wie er selbst schrieb, „im Großen Gleichmäßigen, das sich aus der inneren Gesetzmäßigkeit der Kulturentwicklung ergibt“, für den Versuch, Weltgeschichte zu erfassen und darzustellen unerlässlich sind.¹⁵

„Der Kulturhistoriker muß sich für die Einheit der Weltgeschichte entscheiden, denn der Glaube an die Aufgabe des Historikers, die Entwicklung der menschlichen Kultur in allen ihren Teilen, bei allen Völkern der Erde, im Ablauf von Jahrtausenden festzustellen, schließt den Glauben an die Einheit der Menschheitsgeschichte ein. Das Individuelle aller Geschichte behält sein Recht, wenn man darüber das Gemeinsame der Entwicklung zur Erkenntnis bringt.“¹⁶ Und noch deutlicher stellt er fest: „Weltgeschichte ohne Geschichtsphilosophie ist unmöglich, denn sie ist nicht nur ewige Entwicklung, sondern Erzeugung typischer Erscheinungen, Wiederholung des menschlich bedingten, ja Gesetzmäßigkeit unter gewissen Bedingungen, die Natur oder Kultur hervorrufen, niemals starre Wiederholung, aber auch niemals aus der Bahn einer im Ganzen gleichmäßigen Entwicklung ausbrechend.“¹⁷

Den Gesetzesbegriff hielt er für zu eng, um historische Entwicklungsphänomene angemessen zu beschreiben; wollte ihn zumindest relativieren wissen. Er selbst verwendete Begriffe wie „Gesetzmäßigkeit unter spezifischen Bedingungen“, oder „Gesetzesartigkeit“ für die Charakterisierung solcher Phänomene wie Kampf ums Dasein, Entwicklung zu höherer Kultur, Streben nach Bezwungung der Naturkräfte, Streben nach geistiger Erfassung der Welt.¹⁸

Dazu jedoch schon jetzt Gültiges sagen zu wollen, was er Lamprecht und u. a. auch Breysig und seinem Versuch einer Weltgeschichte unterstellte, hielt Goetz allerdings nach wie vor für verfrüht, wenn nicht gar für anmaßend, da nach seiner Ansicht zu wichtigen Fragen erst die Einzelforschung noch Aufschlüsse zu liefern habe. Er schrieb im gleichen Aufsatz: „Es war schon ein Irrtum Lamprechts, daß er über diese gewiß noch zu lösenden, aber doch schwierigsten Fragen der Menschheitsgeschichte grundsätzliche Entscheidungen fällen wollte. Es war ein Teil der Größe Runkes, daß er die Grenzen des Möglichen erkannte.“¹⁹

Bei aller deutlichen Bejahung der Aufgabe der Historiker, die Weltgeschichte als ein Ganzes zu erfassen und darzustellen, blieb Walter Goetz ein vorsichtig Fragender, ja Zweifelnder, wenn es darum ging, über die konkrete Machbarkeit eines solchen Verhabens zu reflektieren. „Bis auf weiteres erscheinen Untersuchungen, die in das zunächst noch ungesicherte Einzelne eindringen, wertvoller, als die phantasievollen großen Werke“, schrieb er 1934.²⁰

Sogar als er selbst den Schritt wagte, als Herausgeber der Propyläen-Weltgeschichte für einen solchen Versuch einzustehen, wollte er ihn gewertet sehen nicht als gültige Antwort, sondern als „Werbung für die Weltgeschichtsschreibung“.²¹

Bei dieser Arbeit und den sie begleitenden Reflexionsversuchen wurde deutlich: Bei der Suche nach einem methodischen Ansatz zur Bewältigung des Ziels einer universalgeschichtlichen Betrachtung in Forschung, Lehre und Darstellung blieb Walter Goetz der geistesgeschichtlichen Richtung in der Tradition Jacob Burckhardts verhaftet und stand der ideengeschichtlichen Orientierung, die in den zwanziger Jahren mit Friedrich Meinecke zu einer wichtigen Strömung der deutschen Geschichtswissenschaft avancierte, nahe. Ausgriffe in Richtung einer an die Sozialwissenschaften angelehnten Methodik zur Erfassung von Typischem in der Geschichte der Menschheit, wie sie Karl Lamprecht, Max Weber u. a. versuchten, stand er weiter sehr skeptisch gegenüber.

Im Kontext dieser fast zehn Jahre dauernden Arbeit an der Weltgeschichte setzte sich Goetz auch – hier nun ganz in der Tradition Lamprechtischen Denkens – kritisch auseinander mit der bislang dominierenden eurozentristischen Sicht auf Weltgeschichte.²² Vor allem aber polemisierte er offen und scharf gegen den in Deutschland Ende der zwanziger Jahre zunehmenden Einfluß rassistischer Deutungsversuche weltgeschichtlichen Werdens. So kritisierte er u.a. Hermann Wirth und seinen „Aufgang der Menschheit“, der die „nordisch-atlantische Rasse“ in den Mittelpunkt der Menschheitsentwicklung stellte. „Hier mischt sich naiver Schöpfungsglaube mit Rassenphantasien der Gegenwart.“²³

In den Band I seiner Weltgeschichte nahm er unter dem Titel „Rasse und Geschichte“ einen Beitrag von Friedrich Hertz auf, der einen generellen Angriff auf die modernen Rassentheorien darstellte. Hertz überführte sie in dieser seriösen Analyse der Scheingelehrsamkeit und entlarvte sie als „Konstrukte ideologischer Rechtfertigung nationalistischen Machtwillens.“²⁴

Diese deutliche Stellungnahme gegen den Rassenwahn innerhalb der Historikerkunft war wohl auch genau der Punkt, der den nationalsozialistischen Machthabern besonders ins Auge stach und 1933 den Ausschlag für ein Verbot der weiteren Auflage der Goetz'schen Propyläen-Weltgeschichte und die politische Maßregelung Walter Goetz' durch Verbot der weiteren Lehre an der Leipziger Universität und Streichung seiner Bezüge als Emeritus gab.

Die Arbeit an der zehnbändigen Weltgeschichte, der sich Goetz bis Anfang der dreißiger Jahre widmete und in deren Folge sich sein theoretisch-methodologisches Bewußtsein im Hinblick auf dieses Problem schärfte, wirkte sich auch auf die weitere Profilierung des Institutes fruchtbringend aus. In der Lehre bot Goetz selbst in den zwanziger Jahren weltgeschichtliche Überblicksveranstaltungen an und war bemüht, den anfangs durch den Weggang von ausländischen Kollegen während des Krieges bedingten stark eurozentristisch beschränkten Blickwinkel der Ausbildung durch Hinzuziehung von Kollegen, die zur außereuropäischen Geschichte arbeiteten, zu ergänzen. Die seit Lamprecht traditionell guten Beziehungen zur vergleichenden Religionsgeschichte, zur Landesgeschichte und Siedlungskunde sowie zum Institut für ostasiatische Sprachen und Kulturen wurden weiter gepflegt. Einführung in die Geschichtswissenschaft, Geschichtsphilosophie, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, chinesische und japanische Geschichte gehörten zum Lehrrepertoire des Instituts.

1926 und 1928 gelang durch Neugründungen einer Osteuropa-Abteilung unter der Leitung von Friedrich Braun sowie einer Abteilung für Wirtschaftsgeschichte unter der Leitung von Alfred Doren aus Stiftungsmitteln eine wesentliche inhaltliche Profilerweiterung des Instituts. Und mit der 1931 erfolgten Schaffung eines Japan-Instituts konnte noch ein weiterer Baustein hinzugefügt werden.

- 1 Schleier, H., Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, Berlin 1975, S. 22, 37, 261
- 2 Universitätsarchiv Leipzig, PA 511, Bl. 27
- 3 ebenda, Bl. 50
- 4 ebenda, Bl. 52
- 5 ebenda
- 6 ebenda, Bl. 6
- 7 Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XII / 1916, H. 3/4, S. 273
- 8 ebenda
- 9 Archiv für Kulturgeschichte, Bd. VIII / 1910, S.225
- 10 ebenda
- 11 Goetz, W., Historiker in meiner Zeit, 1957, S. 46
- 12 ebenda, S. 47
- 13 Schleier, H. (Hrsg.), Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie, Leipzig 1988, S. 30
- 14 Goetz, W., Historiker in meiner Zeit, a.a.O., S. 68
- 15 ders., Weltgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXIV / 1934, H. 3, S. 275-278
- 16 ebenda, S. 279
- 17 ebenda, S. 285
- 18 ebenda, S. 295
- 19 ebenda, S. 279
- 20 ebenda, S. 292
- 21 ebenda, S. 295
- 22 ebenda, S. 284
- 23 ebenda, S. 291/292
- 24 Propylaen-Weltgeschichte, Bd. I, Ullstein-Verlag 1931, S.32

Friedrich Braun und die osteuropäische Geschichte am Institut für Kultur- und Universalgeschichte der Universität Leipzig

Das Fachgebiet „Osteuropäische Geschichte“ hatte es schwer, sich an der Universität Leipzig durchzusetzen. Zwar wurden seit der Jahrhundertwende in einzelnen Semestern Vorlesungen zur Geschichte Rußlands bzw. anderer osteuropäischer Länder angeboten,¹ aber erst 1917 – nach der Februarrevolution in Rußland – faßten die Philosophische Fakultät und das Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts die Einrichtung eines Lehrstuhls für osteuropäische Geschichte an der Universität Leipzig ins Auge.² Eine Kommission zur Besetzung des in Aussicht genommenen neuen Extraordinariats erörterte seit Juli 1918 zahlreiche Vorschläge – von Leopold Karl Goetz (Bonn) über Walter Recke (Danzig) bis zu ruthenischen und polnischen Historikern wie Oskar Halecki –, die sich allerdings alle zerschlugen.³

Der Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte, Walter Goetz, brachte im Februar 1919 Karl Stählin ins Gespräch, der im Ergebnis des ersten Weltkrieges seinen Lehrstuhl für neuere Geschichte an der Universität Strassburg verloren hatte.⁴ Gegen mancherlei Widerstände – Erich Brandenburg etwa meinte, daß Stählin „doch nicht eigentlich Fachmann sei“⁵, – wurde dieser schließlich mit Wirkung vom 1. April 1919 zum ordentlichen Honorarprofessor der osteuropäischen Geschichte an der Universität Leipzig und gleichzeitig zum stellvertretenden Mitdirektor des Südosteuropa- und Islamstudiums der Universität ernannt.⁶ Daß die Fakultät diese Ernennung nicht als Dauerlösung betrachtete, zeigte sich darin, daß sie nicht bereit war, Stählin das neubegründete Extraordinariat zu übertragen, da sie – wie der Dekan an das Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts schrieb – „dessen Besetzung mit einer jüngeren Kraft, die sich ausschließlich der osteuropäischen Geschichte in ihrem ganzen Umfange widmet, im Auge behalten möchte“.⁷

Stählin bereicherte durch Vorlesungen zur russischen Kulturgeschichte das Lehrangebot des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte.⁸ Einen festen Schülerkreis konnte er in Leipzig nicht bilden, denn schon ein Jahr nach seiner Ernennung, zum 1. April 1920, verließ er Leipzig wieder, um die Nachfolge von Theodor Schieman als Ordinarius für osteuropäische Geschichte in Berlin anzutreten. Eine Studentin, die seine Vorlesungen gehört hatte,⁹ wurde dadurch angeregt, mit einem Thema zur russischen Geistesgeschichte zu promovieren.¹⁰ Bleibendes Ergebnis von Stählins Tätigkeit in Leipzig war die Publikationsreihe „Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte“, die er 1920 hier ins Leben gerufen hatte¹¹ und in der später, im Jahre 1929, auch die Dissertation von Georg Sacke erscheinen konnte.¹²

Die Philosophische Fakultät hatte keine Versuche unternommen, beim zuständigen Ministerium in Dresden eine gleichwertige Stelle für Stählin zu beantragen und ihn damit für Leipzig zu erhalten.¹³ Offensichtlich hatte man seine Qualität als Osteuropahistoriker oder auch die Bedeutung des Faches selbst verkannt. Da auch keine Überlegungen angestellt wurden, einen jüngeren Historiker für Stählin zu gewinnen, wurde nach dieser Episode wieder einige Jahre lang keine osteuropäische Geschichte an der Universität Leipzig gelehrt, bis sich ein Mann dieses Fachgebiets annahm, der ursprünglich gar nicht von dieser Disziplin war, und Leipzig zu einem anerkannten Zentrum osteuropäischer Geschichtsforschung machte: Friedrich Braun, ein Wissenschaftler mit außerordentlich interessantem Lebenslauf, der – gewissermaßen an der Schwelle des Rentenalters stehend, da andere sich zur Ruhe setzen – ein neues wissenschaftliches Leben begann. Braun, am 2. August 1862 als Sohn eines Arztes in St. Petersburg geboren, durchlief eine normale Universitätskarriere im zaristischen Rußland:¹⁴ Nach dem Studium der germanischen und romanischen Philologie, von Slavistik, Sanskrit und vergleichender Sprachwissenschaft in Petersburg und Freiburg i.Br., nach Forschungen in Paris, London und St.Gallen in der Schweiz wurde er 1889 Lektor für deutsche Sprache an der Petersburger Universität, 1892 Professor für allgemeine Literaturgeschichte an den Höheren Frauenkursen in St.Petersburg, 1900 außerordentlicher und 1905 ordentlicher Professor für germanische Philologie an der Universität zu St.Petersburg. Zugleich war er 1905 Dekan der Historisch-Philologischen Fakultät, 1906 bis Anfang 1908 Prorektor der Universität und von 1908 bis 1918 wieder Dekan seiner Fakultät. Angeregt durch seine Lehrer, den bedeutenden Literaturhistoriker A. N. Veselovskij und den zunächst in Freiburg i.Br., dann in Leipzig lehrenden Sprachwissenschaftler Karl Brugmann, bewegte sich Braun in seinen Forschungen damals im Grenzbereich von Sprachwissenschaft und Geschichte, untersuchte anhand linguistischen Materials, z.B. der schwedischen Runenüberlieferungen, die Wechselbeziehungen von Slaven und Goten bzw. Germanen allgemein.¹⁵ Für die dabei gewonnenen Ergebnisse wurde er 1920 zum auswärtigen Mitglied der Schwedischen Historischen Akademie gewählt. Als Deutschstämmiger wurde Braun während des ersten Weltkrieges im Jahre 1915 – erst 53jährig – emeritiert, blieb jedoch Dekan der Historisch-Philologischen Fakultät.

Mit der 1917 errichteten Sowjetmacht war er zur Zusammenarbeit bereit, ohne dabei seine liberalen Anschauungen zu verleugnen, wie er sie schon während der Revolution von 1905 bis 1907 und bei dem Rücktritt von der Funktion des Prorektors im Januar 1908 „infolge gewisser Maßnahmen der russischen Regierung“¹⁶ gezeigt hatte. In seiner Eigenschaft als Dekan versuchte er, den im ersten Halbjahr 1918 gegebenen Freiraum, die „vollständige innere Autonomie“ der Universität, zu nutzen, um – wie er in einer Denkschrift an die Fakultät vom 25. Mai 1918 unterstrich – „sich in unserem Haus umzusehen, es von alten Ablagerungen überlebter Traditionen, die für niemanden notwendig sind und nur die weitere Entwicklung hemmen, zu säubern sowie das zu bewerten und zu stärken, was es Gutes in diesen Traditionen gibt.“ Das sei „um so zeitgemäßer, als uns vielleicht bevorsteht, dafür zu kämpfen, was wir als wertvoll und unbedingt wesentlich für

das weitere Gedeihen der Universität einschätzen“.¹⁷ Braun befürchtete die „Zerstörung ... der Grundidee des Universitätslebens“ bei der Verwirklichung der sowjetischen Hochschulreform und wollte deshalb dieser Reform mit einer grundlegenden Veränderung der Lehrpläne der Fakultät zuvorkommen. „Vielleicht gelingt es uns“, schrieb er, „einen solchen Plan zu schaffen, auf den sich alle russischen historisch-philologischen Fakultäten einigen können. In diesem Falle wäre unsere Position noch stärker.“¹⁸

Im Sommer 1918 wurde Braun Rektor des Historisch-Philologischen Instituts zu Petrograd, das unter seiner Leitung zum Pädagogischen Institut bei der Petrograder Universität umgebildet wurde, „einer autonomen Hochschule, welche, in engster Verbindung mit der Universität, den Zweck verfolgt, jungen Leuten, die den Lehrerberuf erwählt haben, die notwendige pädagogisch-theoretische und praktische Vorbildung zu geben“.¹⁹

1920 ging Braun, der formal weiterhin Professor der Universität Petrograd und Rektor des Petrograder Pädagogischen Instituts blieb, mit einem Auftrag der Universität, der Russischen Akademie der Wissenschaften und des Volkskommissariats für Bildungswesen der RSFSR nach Deutschland, um eine Übersicht über die in den Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahren erschienene deutsche wissenschaftliche Literatur für die Bedürfnisse der Wissenschaft im Sowjetland zu erarbeiten. Daraus erwuchs unter Mitwirkung von über 30 Hochschullehrern der Universität Leipzig eine wertvolle Bibliographie, die in sieben Bänden zwischen 1922 und 1924 erschien.²⁰ Gleichzeitig machte sich Braun um den Buchaustausch zwischen Deutschland und Sowjetrußland bzw. der UdSSR verdient. So betrie er seit 1921 intern die Deutsche Gesellschaft für Auslandsbuchhandel.²¹

Leipzig war wegen der Deutschen Bücherei der geeignete Ort für Brauns bibliographische Arbeiten. Da er damit nicht ausgelastet war, bemühte sich der Hochschullehrer im Oktober 1920 für die Zeit seines Aufenthalts, der bis zum Sommer 1921 geplant war, um Lehtätigkeit an der Leipziger Universität.²² Die Philosophische Fakultät befürwortete seinen Antrag beim sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts, da seine „eindringende Kenntnis der germanischen Altertümer und der östlichen Beziehungen der Germanen eine höchst willkommene Ergänzung des germanistischen Lehrbetriebes an unserer Fakultät verbürge.“²³ Mit einer Probevorlesung über „Hauptprobleme, Ziele und Methoden der germanischen Altertumskunde“ wurde ihm die *venia legendi* erteilt.²⁴ In seiner Lehtätigkeit knüpfte Braun zunächst an seine bisherigen Forschungen an.²⁵ Nichts ließ darauf schließen, daß er sich osteuropäischer Geschichte zuwenden würde. So versuchte er in verschiedenen Arbeiten zur Urbevölkerung Europas und der Herkunft der Germanen, die japhetische Theorie N. Ja. Marrs, die er teilte, auf die Entstehung der Germanen anzuwenden.²⁶

Welche Autorität sich Braun in kurzer Zeit an der Leipziger Universität erwarb, wurde u.a. darin deutlich, daß die Professoren Eduard Sievers und Albert Köster bereits im Juni 1922 den Antrag einbrachten, ihn zum ordentlichen Honorarprofessor zu ernennen.²⁷ Diese Ernennung vollzog sich jedoch nicht reibungslos. Braun

wurde zunächst aufgefodert, eine Erklärung zu politischen Vorgängen abzugeben, die nach Anbruch des ersten Weltkrieges an der Petrograder Universität stattgefunden hatten. Es handelte sich um eine von Braun mitgetragene Antwort Petrograder Professoren auf eine nationalistische, antirussische Verlautbarung von 4 000 deutschen Professoren, die auf Initiative des Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff im Oktober 1914 veröffentlicht worden war. Brauns Erklärung, sich um die Entschärfung der russischen Gegenstellungnahme bemüht zu haben und „in jener überaus schweren Zeit alles getan zu haben, was in meinen Kräften stand, um den verhängnisvollen, leider unausbleiblichen Konflikt zwischen den deutschen und russischen Vertretern der Wissenschaft abzuschwächen“,²⁸ wurde akzeptiert. Am 21. September 1922 wurde er ordentlicher Honorarprofessor für germanische Philologie.

Die Tätigkeit an der Universität Leipzigerleichtete Braun auch die Herausgabe einer wissenschaftlich-literarischen Zeitschrift für die damals zahlreichen russischen Emigranten in Deutschland. Diese Zeitschrift unter dem Titel „Beseda“ – von 1923 bis 1925 in sieben Ausgaben erschienen – wurde von ihm gemeinsam mit Professor B. F. Adler, der 1924 in die Sowjetunion zurückkehrte, Andrej Belyj, Maksim Gor'kij und B. F. Chodasevic herausgegeben. Sie trug politisch neutralen Charakter, hatte also nicht – wie andere Emigrantenorgane – eine antisowjetische Stoßrichtung. Braun, der für den Wissenschaftsteil verantwortlich zeichnete, gelang es, viele Leipziger Hochschullehrer als Autoren für die Zeitschrift zu gewinnen, so daß die Mehrheit der in der „Beseda“ publizierenden Wissenschaftler von der Universität Leipzig stammte. Genannt seien die Professoren Theodor Litt (Philosophie), Georg Witkowski (deutsche Sprache und Literatur), Georg Steindorff (Ägyptologie), Karl Weule (Völkerkunde), Otto Wiener (Physik), Fritz Rinne (Mineralogie und Petrographie), Erich Krenkel (Geologie und Paläontologie), Andreas Jelles (Niederlandistik) und die Privatdozenten Georg Grimpe (Zoologie), Hans Leisegang (Philosophie), Eduard Erkes (Sinologie) sowie der Englisch-Lektor Willy Ernst Peters. Zur Mitarbeit bereit erklärt, ohne mit Aufsätzen in Erscheinung zu treten, hatten sich gleichfalls der Soziologe Hans Freyer und der Anglist Max Förster. Arbeiten Leipziger Wissenschaftler, wie die Bücher von Max Vasmer und Arthur Luther, nahmen im Besprechungsteil der Zeitschrift breiten Raum ein. Der verstorbene Direktor des Germanischen Seminars Albert Köster wurde in einem Nachruf als „einer der bedeutendsten Vertreter der Geschichte der deutschen Literatur, glänzender Redner und populärer Professor“ gewürdigt, „an den sich natürlich alle Russen erinnern, die in den letzten 25 Jahren die Leipziger Universität besuchten“.²⁹

Im Unterschied zu Prof. Adler entschied sich Braun dafür, nicht in die Sowjetunion zurückzukehren. Anfang 1924 stellte er seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Konsultant der Berliner Vertretung des russischen Volkskommissariats für Bildungswesen ein, „da die Richtung, welche die Arbeit der Vertretung genommen hat, sich nicht mehr mit meinen Prinzipien vereinigen läßt“.³⁰ Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, daß auf diese Entscheidung die Entwicklung des sowjetischen Hochschulwesens bestimmenden Einfluß hatte. Mit der „weltan-

schränken Bindung der Hochschule“, mit dem „Versuch, sie und mit ihr auch die wissenschaftliche Forschung einer Parteidoktrin als alleinigem Dogma zu unterwerfen“, konnte er sich nicht anfreunden. „Sind wir doch gewöhnt“, schrieb er in einem Artikel über das sowjetische Hochschulwesen, „gerade in schrankenloser Freiheit eine Lebensbedingung wissenschaftlicher Forschung zu sehen. In Rußland denken die maßgebenden Kreise anders; sie fühlen sich bereits im Besitz der unerschütterlichen Grundlage jedes wahren Wissens, und in diesem Bewußtsein halten sie sich für berechtigt, jedes Wissen, das sich auf anderer Grundlage aufbaut, zu unterdrücken.“³¹ 1926 wurde Braun deutscher Staatsbürger.

Trotz seiner Ablehnung der Grundprinzipien sowjetischer Hochschul- und Wissenschaftspolitik ließ er sich nicht in eine antisowjetische Richtung drängen. Auf einem Empfang anläßlich der sowjetischen Historikerwoche in Berlin im Juli 1928 trat er nach Aussage des sowjetischen Berichterstatters E.B. Pasukanis mit einer Rede hervor, „die von sowjetischem Patriotismus erfüllt war“.³² Das war sicher der besonderen Atmosphäre dieser Woche und der Möglichkeit geschuldet, nach langjähriger Unterbrechung ihm persönlich gut bekannte hervorragende Vertreter der russischen nichtmarxistischen Geschichtswissenschaft wie S. F. Platonov, Akademiemitglied und etwa gleichzeitig mit Braun Professor der Petersburger Universität geworden, wiederzutreffen. Zu diesem Zeitpunkt war auch noch nicht abzusehen, daß nur wenige Monate später mit der allgemeinen Veränderung der politischen Situation in der UdSSR (Abgehen Stalins von der NÖP) auch die administrative und teilweise gerichtliche Verfolgung nichtmarxistischer Historiker und Hochschullehrer in großem Maßstab einsetzen werde. Noch 1937 bekannte sich Braun zu seiner Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, der er seit 1926 als korrespondierendes Mitglied angehörte,³³ und bat die nationalsozialistischen Reichsbehörden, ihm den Empfang des Bulletins der Sektion der sozialen Wissenschaften der Akademie weiter zu gestatten, dessen Ausgaben er wie bisher der Bibliothek der osteuropäischen Abteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte zur Verfügung stellen wollte.³⁴

Brauns Mittlerrolle zwischen Deutschland und Rußland führte ihn in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre schrittweise zur osteuropäischen Geschichte. Seit Beginn des Sommersemesters 1924 hielt er einen Einführungskurs in das Studium der modernen russischen Umgangssprache. „Zuspruch und Lehrerfolge“ dieses Kurses waren „in höchstem Maße erfreulich“, so daß sich die Fakultät auf Vorschlag des Slavisten Max Vasmer an das Ministerium für Volksbildung in Dresden wandte, ein russisches Lektorat an der Universität Leipzig einzurichten. Als Lektor sollte Braun eingesetzt werden, dem „seit seiner russischen akademischen Lehrtätigkeit der Ruf eines gerade für neusprachlichen Unterricht besonders befähigten Pädagogen voraus(geht), was durch seine hiesige Tätigkeit vollauf bestätigt wird“.³⁵ Da Braun sich zu diesem Zeitpunkt in bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen befand, wurden ihm – um sein Einkommen zu verbessern – gleichzeitig mit dem russischen Lektorat ab Wintersemester 1924/25 deutsche Sprachkurse für studierende Ausländer an der Universität übertragen.³⁶ Mit dem

seit 1924 regelmäßig durchgeführten Russischunterricht schuf Braun sukzessive Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Beschäftigung von Studenten mit der russisch-sowjetischen Geschichte.

In Festschriften für seine Leipziger Kollegen Eugen Mogk,³⁷ Eduard Sievers³⁸ und Walter Goetz³⁹ wandte er sich Themen der russischen Geschichte zu. Hervorzuheben ist auch sein Wirken als Herausgeber bedeutender russischer Geschichtswerke. So sorgte er dafür, daß dem deutschen Leser – und natürlich besonders dem deutschen Studenten – die vierbändige „Geschichte Rußlands“ von V. O. Klucevskij,⁴⁰ S. F. Platonovs „Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit“⁴¹ und P. N. Miljukovs zweibändige Sicht auf die russische Revolution „Rußlands Zusammenbruch“⁴² zugänglich wurden. Welche Ziele er mit diesen Übersetzungen verfolgte, wird aus dem Vorwort zu Klucevskijs Werk deutlich. Braun stellte fest: „Mit Schlagworten, wie sie in Europa hinsichtlich Rußlands seit langem beliebt waren, ist der Sache wenig geholfen. Das russische Rätsel reckt sich vor der übrigen Welt so furchtbar groß empor – gleichviel, ob drohend oder glückverheißend – daß es bei der ästhetisierenden Betrachtung oder praktischen Inangriffnahme der nächstliegenden wirtschaftlichen oder politischen Aufgaben nicht sein Bewenden haben darf. Es gilt, mit ernstem Willen an die Lösung heranzutreten. Diese Lösung aber verlangt eindringendes und sich einführendes Studium nicht der Gegenwart allein, welche wirr und in mancher Richtung noch fast unzugänglich ist, sondern auch der Vergangenheit des russischen Volkes. Denn wenn irgend das Wort zu recht besteht, daß das Jetzt vollständig nur aus dem Einst zu erfassen und zu verstehen sei, so ist es hier der Fall, wo es sich um ein schweres volkpsychologisches Problem handelt.“⁴³ Nach Brauns Auffassung wurde „ein verständnisvolles Studium des Werdegangs des russischen Volkes zu einem Gebot der Stunde“.⁴⁴ Er kritisierte mit Vehemenz das bruchstückhafte und völlig unzureichende Studium der Geschichte Rußlands an den Hochschulen wie auch in den Schulen. Die Übersetzung des Werkes von Klucevskij sollte ein Beitrag sein, diesem Mangel abzuhelpen. Aus den gleichen Motiven hielt er im Sommersemester 1926 neben seinen germanistischen Lehrveranstaltungen und dem Russischkurs auch einen Vorlesungszyklus über den Werdegang des russischen Volkes.⁴⁵

Diese Bemühungen waren es offensichtlich, die die Fakultät bewogen, beim sächsischen Ministerium für Volksbildung durchzusetzen, Braun mit Wirkung vom 1. Juli 1926 zum planmäßigen außerordentlichen Professor für osteuropäische Geschichte unter Belassung seiner Stellung als Lektor für russische Sprache zu ernennen.⁴⁶ Im November 1930 wurde er schließlich zum persönlichen Ordinarius ernannt.⁴⁷ Die Professur für osteuropäische Geschichte wurde mit einem Mitdirektorenposten am Osteuropa- und Islam-Institut der Universität verbunden. Die anderen Direktoren waren im Winterhalbjahr 1926/27 der Arabist August Fischer, der Wirtschaftswissenschaftler Alexander Hoffmann, der Slavist Reinhold Trautmann, der Romanist Gustav Weigand und der Slavist Georg Gerullis.⁴⁸ Am Institut für Kultur- und Universalgeschichte begründete Braun die osteuropäische Abteilung. Im „Archiv für Kulturgeschichte“, der eng mit diesem Institut verbundenen Zeitschrift, übernahm er von Richard Meckelein, Bibliotheksrat an der

Preußischen Staatsbibliothek Berlin, die Verantwortung für den Bereich der osteuropäischen Kulturgeschichte in der Redaktion. Die osteuropäische Geschichte erhielt dadurch sofort einen größeren Raum in der Zeitschrift.⁴⁹

Was wurde in den wenigen Jahren (1926-1933) erreicht, als Braun an der Spitze der Abteilung für osteuropäische Geschichte des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte stand? Als ersies fällt ins Auge – und darauf wurde von seiten der Fakultät immer wieder verwiesen –, daß bei einem bescheidenen Etat von 500, später nur noch 320 RM eine ansehnliche, an den Bedürfnissen des akademischen Unterrichts orientierte Fachbibliothek von über 3000 Bänden aufgebaut wurde, „die sich neben denen von Berlin, Königsberg und Hamburg (den einzigen, die Deutschland besitzt) sehen lassen“⁵⁰ konnte. Durch seine persönlichen Beziehungen zu russischen Gelehrten, die er in beachtlichem Umfang aufrechterhielt, solange es nur irgend möglich war,⁵¹ und durch seine Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gelang es Braun, die „wertvollsten Werke der russischen Geschichtsforschung, vor allem die gesamten älteren Quellen zur russischen Geschichte“ (gemeint sind die Veröffentlichungen der Petersburger Archäographischen Kommission) zu erwerben. „Was im Austausch dafür gegeben worden ist, bedeutet nur 1/10 von dem, was aus Russland gegeben worden ist.“⁵²

Von großer thematischer Breite waren die Lehrveranstaltungen Friedrich Brauns.⁵³ Neben dem Russisch-Unterricht, den er bis zum Sommer 1932 mit wöchentlich vier Stunden in Anfänger- und unterschiedlich schwierigen Fortgeschrittenenkursen fortsetzte, hielt er in der Regel wöchentlich zwei Stunden Vorlesung und anfangs zwei, später vier Stunden Übungen (Seminare) ab. Seine Vorlesungen behandelten die gesamte russische Geschichte von den Anfängen bis 1917,⁵⁴ Grundzüge der russischen Kulturgeschichte sowie die Germanen und Deutschen in Rußland. Die Übungen, die unter den Lehrveranstaltungen des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte als „Mittlere Kurse“ firmierten, setzten eine gewisse Kenntnis des Russischen voraus. Es war daher kein Zufall, daß daran vor allem Studenten teilnahmen, die auf dem Territorium des zaristischen Rußlands geboren waren (Max Aschkewitz, Maximilian Braun, Wilhelm Graf, Georg Sacke, Anatol Waag) bzw. bei Braun die russische Sprache gelernt hatten (Walther Hinze, Robert Klostermann, Werner Markert, Johannes Orzschig u. a.). Die Übungen behandelten wissenschaftlich interessante Fragestellungen, z. B. die russische Geschichte des 18. Jh., die „Geschichte der russischen Revolution von der Regierungszeit Alexander II. bis zum Weltkrieg“, zur Geschichte Rußlands unter Nikolaus II. bis zum Weltkrieg sowie zur Geschichte Rußlands unter Iwan dem Schrecklichen und in der Zeit der Wirren (bis 1613). Allmählich wurde der Andrang zu Brauns Seminarübungen aber so groß, daß er sich ab dem Winterhalbjahr 1929/30 dazu entschloß, in jedem Semester zwei Übungen durchzuführen: eine Veranstaltung für Studenten mit und die andere für Studenten ohne Russischkenntnisse. Russisch wurde verlangt in den Übungen über die Zeit der Wirren, zur russischen Geschichte des 17. Jh., zur russischen Geschichte unter den ersten Romanows, zur altrussischen Verfassungsgeschichte, zur Geschichte der Entstehung und Entwicklung des russischen Adels, zur Geschichte der russischen Stände

im 18. Jh. bzw. zur Geschichte Rußlands im 18. Jh. Ohne Russisch kam man in den Übungen zur Geschichte der russischen Außenpolitik nach dem Krimkrieg, zur russischen Geschichte des 19. Jh., zur Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland, zur Geschichte Rußlands unter Alexander I., über Grundprobleme der russischen Geschichte (Städte, Bürgertum, Intelligenz), zur Geschichte der Europäisierung Rußlands und zu den geistigen Strömungen in Rußland im 19. Jh. aus.

Im Sommerhalbjahr 1932 wurde gemeinsam mit dem baltisch-slavischen Institut, dem Institut für mittel- und südosteuropäische Wirtschaftsforschung und der akademischen Auslandsstelle der Universität ein „Osteuropäisches Kolloquium“ eingerichtet, eine interdisziplinäre Vortagsreihe wirtschaftlichen, politischen und historischen Inhalts.

Die Aufzählung der verschiedenen von Braun angebotenen bzw. unter seiner Mitwirkung durchgeführten Lehrveranstaltungen⁵⁵ belegt, daß die Leipziger Studenten der osteuropäischen Geschichte in einem vierjährigen Studium, wie es damals Voraussetzung für eine Promotion war, eine gediegene Ausbildung erhielten und sich umfangreiche Kenntnisse aneignen konnten. Hinzu kam, daß Braun ein mitreißender Hochschullehrer war. So berichtete eine Petersburger Studentin, daß Brauns Vortrag „uns alle in Begeisterung versetzte“,⁵⁶ und Georg Sacke stellte in einem Zeitungsartikel zum 70. Geburtstag Brauns fest: „In seiner neuen Wirkungsstätte hat Braun die ideale Zusammenarbeit zwischen Professor und Student verwirklicht, die einerseits dem Schüler ermöglicht, die natürliche Überlegenheit seines Lehrers sich völlig zunutze zu machen, dem Lehrer andererseits genaueste Kenntnis seiner Schüler vermittelt, so daß eine Abschlußprüfung mehr oder weniger zur Formalität wird.“⁵⁷ Es nimmt daher nicht wunder, daß die Zahl der Seminar Teilnehmer bei Braun ständig wuchs. 22 Teilnehmer im Frühjahr 1933 bedeutete für die damalige Zeit eine außerordentlich hohe Zahl.⁵⁸ Zu diesem Zeitpunkt waren sieben Doktordissertationen abgeschlossen worden,⁵⁹ in vier weiteren Fällen wurde osteuropäische Geschichte als zweites Prüfungsfach bei der Promotion gewählt.⁶⁰ Bereits ein Jahr zuvor war von Schülern Brauns ein ganzes Heft des „Archivs für Kulturgeschichte“ als Festschrift anlässlich seines 70. Geburtstages gestaltet worden.⁶¹ Die Arbeiten seiner Schüler waren geistesgeschichtlich, kultur-, religions- bzw. rechtsgeschichtlich orientiert. Braun war nicht nur geistiger Inspirator vieler Dissertationschernen, gab nicht nur methodologische Ratschläge und machte seine Doktoranden mit neuesten Theorien wie dem „Eurasientum“⁶² vertraut, er half ihnen auch, den Zugang zu archivalischen Quellen zu erschließen. So wandte er sich an die Zentralarchivverwaltung der UdSSR mit der Bitte, Georg Sacke Materialien für seine Habilitationsschrift über die gesetzgebende Kommission Katharina II. zur Verfügung zu stellen.⁶³ Beeindruckend sind auch die umfangreichen, tiefgründigen Gutachten Brauns zu den eingereichten Dissertationen und Habilitationsschriften.⁶⁴ Sie waren immer von der Achtung gegenüber der Leistung des Kandidaten getragen, zugleich aber anspruchsvoll und kritisch. Dabei zwang Braun seinen Schülern niemals eine bestimmte wissenschaftliche oder politische Ansicht auf.

Deren weltanschauliches Spektrum reichte von dem Marxisten Georg Sacke bis zu dem Nationalsozialisten Werner Markert. Die große Anzahl von Schülern stand der von Otto Hoetzsch und Karl Stählin in Berlin kaum nach und übertraf die anderer Zentren wie Hamburg oder Königsberg. Von den Fachkollegen der osteuropäischen Geschichte wurden diese Leistungen jedoch nicht voll anerkannt. In diesem Kreis wurde Brauns an seinem eigentümlichen „Werdegang“ als Historiker gemessen und nicht als vollwertiger Osteuropahistoriker eingestuft. So lud man ihn auch nicht zur Mitarbeit an der 1931 wiederbegründeten „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“ ein.⁶⁵

Friedrich Brauns hatte durch sein Wirken der Abteilung für osteuropäische Geschichte einen festen Platz im Institut für Kultur- und Universalgeschichte gesichert. Dazu trug auch sein breites Profil, das eine glückliche Verbindung von osteuropäischer Geschichte, Kulturgeschichte, Sprachgeschichte und Philologie umfaßte, entscheidend bei. Ebenso war es aber das humanistische Streben, durch historische Erkenntnis zum Verständnis des großen Landes im Osten Europas beizusteuern, was seine Ausstrahlung und seinen Erfolg maßgeblich bestimmte. An seinem 70. Geburtstag stellte er rückblickend fest: „Wenn ich damals, in meiner Heimat, als Germanist für die wissenschaftliche Erkenntnis, und damit für das tiefere Verständnis der Heimat meiner Ahnen wirken konnte, so durfte ich jetzt hier, in dem Lande, das mir nun auch persönlich zur zweiten Heimat wurde, diese Vermittlerrolle, die mir zur Lebensaufgabe geworden war, zu Gunsten der vielverkannten Heimat meiner Jugend weiter fortführen. Es ist, als ob ich mein Forscher- und Lehrerleben zwei Mal hätte leben dürfen – mit verschiedener Zielsetzung, doch unter dem gleichen ideellen Banner.“⁶⁶

Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten wurde das Lebenswerk Brauns zerstört. Er selbst mußte, von Professor Georg Gerulis als Vertreter des „Ausschusses für Erneuerung der Hochschule“ genötigt, am 1. April 1933 seinem ersten und am weitesten qualifizierten, d.h. bereits habilitierten Schüler Georg Sacke⁶⁷ eröffnen, daß dessen „marxistische Auffassung historischer Probleme“ und seine „positive Einstellung zur Sowjetunion“ eine weitere Mitarbeit am Institut unzulässig erscheinen läßt.⁶⁸ Brauns, inzwischen einundsiebzigjährig, beantragte bereits im Mai 1933, mit Beendigung des Sommersemesters nun endgültig in den Ruhestand zu gehen.⁶⁹ Einzige Lehrkraft in der formal noch bestehenden Osteuropa-Abteilung war ab Winterhalbjahr 1933/34 Werner Markert, einer der begabtesten Schüler Brauns, aber noch nicht habilitiert. Um ein Minimum an Lehre in osteuropäischer Geschichte zu sichern, erwirkte Brauns bei der Fakultät die Erlaubnis für Markert, eine Übung über Deutschland und Rußland im Zeitalter der deutschen Erhebung (1808-1818) halten zu können.⁷⁰ Die Professur für osteuropäische Geschichte wurde aus finanziellen Gründen zugunsten einer Professur für Vorgeschichte eingezeugen.⁷¹

Brauns versuchte, den Lehrstuhl zu retten. In einer Denkschrift, die von der Fakultät voll übernommen wurde, betonte er die Sonderstellung des Leipziger Katheders insofern, „als es einerseits in enger Zusammenarbeit mit dem benachbarten baltisch-slavischen Katheder und Institut das Studium Osteuropas für die

Leipziger Universität zu einem abgerundeten Ganzen zu ergänzen vermag, und andererseits sich als einziges in Deutschland räumlich und geistig der deutschen Geschichtsforschung eingegliedert und die Geschichte Osteuropas nicht als Selbstzweck treibt.“⁷²

„Zweifelloß“, mahnte er, „wäre es in Anbetracht der schweren wirtschaftlichen und politischen Probleme, die sich für Deutschland an Osteuropa knüpfen, von größter Wichtigkeit, eine Bildungsstätte zu erhalten, die die Möglichkeit gibt, an Hand wissenschaftlich zuverlässigen Materials und unter fachmännischer Leitung sowohl das Land und die Völker Osteuropas in ihrem historischen Werdegang zu studieren, als auch den politischen Blick der heranwachsenden Generation für diese wichtigen Gegenwartsfragen Deutschlands zu schulen. Denn Polen, Rußland und die baltischen Staaten werden in den kommenden Jahren für uns immer größere Bedeutung gewinnen, so daß wenigstens diese eine wissenschaftliche Arbeitsstätte an den Hochschulen Mitteldeutschlands und insbesondere des Grenzlandes Sachsen, erhalten bleiben muß, die der Behandlung dieser wichtigen Fragen und damit der politischen Erziehung an der Universität dient.“⁷³

Doch Brauns Appell war vergeblich. Markert, der nur als wissenschaftliche Hilfskraft bezahlt wurde, nahm am 1. April 1934 die lukrative Stelle des Generalsekretärs der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, verbunden mit einer Dozentur für osteuropäische Geschichte in Berlin, an.⁷⁴ Hans Freyer als Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte warnte zwar, daß mit Markerts Weggang die Osteuropa-Abteilung seines Instituts verwaisen werde,⁷⁵ aber niemand unternahm einen ernsthaften Versuch, Markert zu halten oder wenigstens Ersatz zu beschaffen. Damit hätte das Fachgebiet in Leipzig aufgehört zu bestehen. Als ehemalige Studenten im Juni 1935 den Antrag stellten, bei der Promotion von Braun in osteuropäischer Geschichte geprüft zu werden, lehnte Dekan Helmut Berve mit der Begründung ab, daß osteuropäische Geschichte seit der Emeritierung Brauns in Leipzig nicht mehr vertreten sei und „unsere Prüfungsordnung“ ein Promotionsfach „Osteuropäische Geschichte“ nicht kenne.⁷⁶ So wurde aus politischen und vorgeschobenen finanziellen Gründen die mit Braun verbundene Osteuropaforschung an der Leipziger Universität zerschlagen.

Es blieb der Russisch-Unterricht, der gegen den zähen Widerstand der ministeriellen Ebene⁷⁷ und mit äußerst kärglichen Mitteln von Semester zu Semester fortgeführt wurde, zuerst von Brauns Schüler und Sohn Maximilian Braun (Herbst 1932 bis Frühjahr 1936), dann von Brauns Schüler Wilhelm Graf (von Ende 1936 bis 1941).⁷⁸ Ende 1939 wird aufgrund der veränderten politischen Lage nach dem Polen-Feldzug noch einmal der Gedanke einer Wiederbesetzung der seit 1933 verwaisten Professur für osteuropäische Geschichte als einer Gastprofessur für ausländische Historiker aufgegriffen, aber ohne konkrete Ergebnisse.⁷⁹

Die Universität Leipzig entwickelte sich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre zu einem Zentrum der Südosteuropaforschung, die auf ganz anderen Prinzipien beruhte. Das ist aber ein anderes Thema.

- 1 So z.B. im Sommersemester 1901 von A. Soerensen „Übersicht über die Geschichte unserer östlichen Nachbarländer (Polen, Böhmen und Ungarn), im Wintersemester 1903/04 von F. Salomon „Geschichte der orientalischen Frage“, im Sommersemester 1905 von Salomon „Überblick über die politische und kulturelle Entwicklung Rußlands“, im Wintersemester 1907/08 von Salomon „Rußland. Ein geschichtlicher Überblick zum Verständnis der Gegenwart“, im Wintersemester 1915/16 von A. Leskien „Abriß der Ethnographie und der ältesten Geschichte der slavischen Völker“ (vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen 1901 ff.).
- 2 Vgl. Universitätsarchiv Leipzig (UAL), PA 930 (Karl Stählin), Bl. 6
- 3 Vgl. ebenda
- 4 Vgl. ebenda, Bl. 2.
- 5 Ebenda, Bl. 3.
- 6 Vgl. ebenda, Bl. 13.
- 7 Ebenda, Bl. 8.
- 8 So berichtet das „Archiv für Kulturgeschichte“, Bd. XVI/1, Leipzig und Berlin 1925, S. 111. Im Vorlesungsverzeichnis der Universität werden für das Winterhalbjahr 1919/20 die Vorlesung „Peter der Große und die russische Neuzeit“ sowie Übungen „Zur russischen Geschichte. Quellenstudien und kleinere Arbeiten“ angezeigt.
- 9 UAL, Phil.Fak., Promotionsakte 1867, Bl. 4.
- 10 Anna Frank promovierte am 2. August 1922 mit der Arbeit „Jurij Krizanic, ein katholischer Missionar des 17. Jahrhunderts in Rußland. Seine Persönlichkeit und religiöse Stellung“ (vgl. UAL, Phil.Fak., Promotionsakte 1867).
- 11 Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte, hrsg. v. K. Stählin; Bd. 1-12, Leipzig 1920-1935.
- 12 G. Sacke, W.S.Solowjews Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung, Berlin/Königsberg 1929 (= Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte, Bd. 97).
- 13 Vgl. UAL, PA 930, Bl. 15 f.
- 14 Die biographischen Daten sind der Personalakte Brauns entnommen worden (vgl. UAL, PA 343, bes. Bl. 90, 90 Rs., 2, 2 Rs., 47/. Vgl. zu Braun auch G. Voigt, Die deutschen Rußlandhistoriker 1843 bis 1933, Dissertation B, Berlin 1986, S. 259-264.
- 15 Vgl. F. Braun, Razyskanija v oblasti got-slavjanskich otoszenij. I. Goty i ich sosedi do V veka. Pervyj period: goty na Visle, Sankt Peterburg 1899 (= Sbornik otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti imperatorskoj akademii nauk. Bd. LXIV, Nr. 12, S. 392). Weitere Titel siehe in: Veröffentlichungen F. Brauns, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXIII/2, S. 139 f.
- 16 UAL, PA 343, Bl. 2 Rs.
- 17 Handschriftenabteilung der Staatlichen Saltykov-Scedrin-Bibliothek Sankt Petersburg (HA GPB), f. 1000, op. 2, ed.chr.831: Materialy po reforme vysszej skoly, Bl. 1, 1 Rs.
- 18 Ebenda, Bl. 1 Rs.
- 19 UAL, PA 343, bl. 2 Rs.
- 20 Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1914-1921. Bd. I-IV, Ergänzungsband, hrsg. im Auftrage der Berliner Vertretung des Russischen Volkskommissariats für Bildungswesen von F. Braun und H. Praesent, Berlin 1922-1923; Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1922 und 1923, Bd. I, II, Berlin 1924.
- 21 Vgl. Voigt, S. 404.
- 22 Vgl. UAL, PA 343, Bl. 1.
- 23 Ebenda, Bl. 7.
- 24 Vgl. ebenda, Bl. 8-10.
- 25 So hielt er von 1922 bis zum Winterhalbjahr 1926/27 Vorlesungen über Germanische Altentümer der Frühzeit (Teil I: Land und Leute, Teil II: Siedelung und materielle Kultur, Teil III: Privatleben, Teil IV: öffentliches Leben), Ethnographie und älteste Kultur des Germanentums, Deutsche Namenkunde (I: Personen- und Familiennamen, II: Ortsnamen). Vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen, 1922 ff.
- 26 Vgl. Thesen zu F. Brauns Vortrag über „Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der

- Germanen“, Leipzig, 21. Jan. 1921; F. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen, Berlin/Stuttgart/Leipzig 1922 (= Japhetische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens, hrsg. v. F. Braun u. N. Marr, Bd. I), ders., Pervobytnoe naselenie Evropy, in: Beseda, Nr. I, Berlin 1923, S. 264-308; dass., verb. u. erg. Text, Berlin 1924; N. Marr, Der japhetische Kaukasus und das dritte Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur. Aus d. Russ. übersetzt v. F. Braun, (= Japhetische Studien, Bd. 2), Berlin, Stuttgart, Leipzig 1923.
- 27 Vgl. UAL, PA 343, Bl. 13.
- 28 Ebenda, Bl. 17 Rs., 18.
- 29 Beseda, Nr. V, Berlin 1924, S. 374.
- 30 UAL, PA 343, Bl. 24 (Braun an Dekan, 28.10.1924).
- 31 F. Braun, Sovetunion, in: Das akademische Deutschland, Bd. III, Berlin 1930, S. 95.
- 32 E. B. Pasukanis, Nedelja sovetsskich istorikov v Berline, in: Vestnik Kommunisticeskoj Akademii (1928, H. 30), S. 240.
- 33 Vgl. Izvestija Akademii Nauk SSSR. VI serija, 1937, S. 1429; S. Platonov/I. Krackovskij, S. O'denburg, Zapiska ob ucenychnytrudach F. A. Brauna, in: ebenda, S. 1517-1520. Braun beteiligte sich anfangs aktiv an der Arbeit der Akademie. So legte V. V. Bartol'd am 26. Oktober 1927 einen Bericht von Braun über seine Teilnahme am Kongreß der Philologen und Pädagogen in Göttingen (26.-30.9.1927) vor (vgl. ebenda, S. 1728).
- 34 Vgl. UAL, PA 343, Bl. 83, 83 Rs. Braun an Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 3. 3. 1937.
- 35 UAL, Phil. Fak., B 2/27¹⁹ Lektorat für Russisch, Bd. 1: 1921-1940, Bl. 5, 2.
- 36 Vgl. ebenda, Bl. 7. Diese „Übungen im Gebrauch der deutschen wissenschaftlichen Prosa (nur für studierende Ausländer)“ führte Braun vom Sommerhalbjahr 1925 bis zum Winterhalbjahr 1926/27 mit jeweils zwei Wochenstunden durch (vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen 1925 ff.).
- 37 Vgl. F. Braun, Das historische Rußland im nordischen Schrifttum des X.-XIV. Jahrhunderts, in: Festschrift für Eugen Mogk, Halle/Saale 1924, S. 150-196.
- 38 Vgl. ders., Rußland und die Deutschen in alter Zeit, in: Germanica. Festschrift für Eduard Sievers, Halle/Saale 1925, S. 678-727. Siehe auch ders., Varjagi na Rusi, in: Beseda, Nr. VI-VII, Berlin 1925, S. 300-338.
- 39 Vgl. ders., Über die russische „Intelligenz“, in: Kultur- und Universalgeschichte. Walter Goetz zu seinem 60. Geburtstag dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern, Leipzig/Berlin 1927, S. 362-375.
- 40 W. Kliutschskij, Geschichte Rußlands, hrsg. v. F. Braun u. R. von Walter, Bd. I IV, Stuttgart, Leipzig u. Berlin 1925.
- 41 S. F. Platonow, Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit, hrsg. v. F. Braun. Schlußkapitel v. Otto Hoetzsch, Leipzig 1927.
- 42 P. N. Miliukow, Rußlands Zusammenbruch. Nach d. Hs. d. Verf. aus d. Russ. übertr. v. E. Janowskij, Bd. 1, 2, Stuttgart/Berlin 1925-1926. Hier ist der Herausgeber nicht im Buch verzeichnet, aber im Antrag der Fakultät zur Berufung Brauns zum Professor für osteuropäische Geschichte vom 1. März 1926 wird ausdrücklich darauf verwiesen (vgl. UAL, PA 343, Bl. 28).
- 43 Kliutschskij, Geschichte Rußlands, Bd. I, S. VI f.
- 44 Ebenda, S. VII.
- 45 Vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen im Sommerhalbjahr 1926.
- 46 Vgl. UAL, PA 343, Bl. 26-28, 31.
- 47 Vgl. ebenda, Bl. 59.
- 48 Vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis des Personalbestands. Winterhalbjahr 1926.
- 49 Vgl. die Beiträge von G. Leibbrandt, Forschungen zur Geschichte des deutschen Volkstums in Rußland, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXI/1, 1930, S. 81-94; G. Sacke, Zur Charakteristik der gesetzgebenden Kommission Katharina II. von Rußland, in: ebenda, Bd. XXI/2, S. 166-191.
- 50 UAL. Phil. Fak., B 2/20¹⁸ Professor für osteuropäische Geschichte, Bd. 1: 1933-1934, Bl. 10, Philosophische Fakultät am Ministerium für Volksbildung, 28.7.1933. Vgl. auch UAL, PA 343, Bl. 42, 53, 55 f.

- s51 Vgl. W.Goetz/G. Steinhausen/H. Schönebaum, Friedrich Braun zum siebzigsten Geburtstag, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXIII/2, S. 137. In seiner Abhandlung über das sowjetische Hochschulwesen dankte Braun für „zahlreiche schriftliche und mündliche Mitteilungen seiner russischen Kollegen und Freunde“ (Das akademische Deutschland, Bd. III, S. 96). Es wäre eine lohnende Aufgabe, dem umfangreichen Briefwechsel Brauns mit sowjetischen Wissenschaftlern nachzuspüren.
- 52 UAL, PA 343, Bl. 42. Ein großer Teil dieser Bibliothek hatte den zweiten Weltkrieg überdauert und war später in den Bestand des Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien übergegangen. Bei der Zerschlagung dieses Instituts im Jahre 1968 wurde auch der wertvolle Rußlandbestand aufgelöst und von der Universitätsbibliothek teilweise antikenmäßig verkauft.
- 53 Vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen. 1926 ff.
- 54 Themen waren: Der Werdegang des russischen Volkes; Hauptprobleme der russischen Geschichte; Russische Geschichte der Kiever Periode (IX.-XIII. Jh.); Entstehung und Aufstieg des moskowitischen Staates (14.-17. Jh.); Geschichte des vorpetritschen Rußlands; Geschichte Rußlands im 18. Jh.; Geschichte Rußlands im 18. und 19. Jh.; Russische Geschichte des 19. Jh.
- 55 Z.B. Übungen über die altrussische Nestorchronik (gemeinsam mit dem Slavisten Reinhold Trautmann). Vgl. Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen. Winterhalbjahr 1932/33.
- 56 IIA GPP, f. 163 Vtorovy Sinakevic, Nr. 321 Sinakevic, Ol'ga Viktorovna, „Zili-byli“. Vospominanija. Tetrad' 8-ja, c III. Junost' 1894-1900 gg. Gl. 4-ja. Zima 1895-96 g., S. 39.
- 57 UAL, PA 343, bl. 69.
- 58 Vgl. UAL, Phil.Fak., B 2/20⁸, Bd. 1, Bl. 10.
- 59 Folgende Dissertationen konnten festgestellt werden: G. Sacke, W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung, eingereicht 1927; W. Hinz, Peter des Großen Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit, eingereicht 1930; W. Markert, Eine politische Soziologie in Rußland, eingereicht 1931; M. Aschkewitz, Die Wirksamkeit Hermann Karl von Keyserlings bei der Erhebung Ernst Johann Biron zum Herzog von Kurland, eingereicht 1933; R. Klostermann, Maxim Grek in der Legende, eingereicht 1933; J. Orzschig, Das russische General-Gouvernement in Leipzig Oktober 1813-November 1814, eingereicht 1933; M. L. Burian, Die Klosterkirche von Studnica. Ein Beispiel für die Begegnung armenischer, byzantinischer und italienischer Formen in der Architektur und Plastik des mittelalterlichen Serbiens, eingereicht 1933; E. Petschauer, Die auslandsdeutschen Zeitschriften und Vereinsblätter in Europa (seit 1919), eingereicht 1933. Begutachtet wurde von Braun auch die folgende, nicht zur osteuropäischen Geschichte gehörende Dissertation von A. Waag, Die Bezeichnungen des Geistlichen im Althoch- und Altniederdeutschen, eingereicht 1931.
- 60 Vgl. UAL, Phil.Fak., B 2/20⁸, Bd. 1, Bl. 11.
- 61 Das „Archiv für Kulturgeschichte“, Bd. XXIII/2, 1932, enthielt folgende Aufsätze von Schülern Brauns: M. Burian, Die Krönung des Stephan Prvovencani und die Beziehungen Serbiens zum römischen Stuhl, S. 141-151; W. Graf, Grimmelshausen und Rußland, S. 152-161; W. Hinz, Peter der Große und die Baukunst des Barock, S. 162-169; M. Aschkewitz, Die Beziehungen Hermann Karl Keyserlings zu Ernst Johann Biron im Rahmen der kurländischen Frage, S. 170-190; G. Sacke, Katharina II. im Kampf um Thron und Selbstherrschaft, S. 191-2316; R. A. Klostermann, Speranskijs Sturz in L. H. Jakobs „Denkwürdigkeiten“, S. 217-233; M. Braun, Die islamischen Slawen in Bosnien-Herzegowina und der westeuropäische Kultureinbruch, S. 234-254; W. Markert, Eine politische Soziologie in Rußland, S. 255-274.
- 62 Vgl. Braun, Über die russische „Intelligenz“, S. 372.
- 63 Vgl. Archivnoe delo, Moskau, 1930, H. I-II (22-23), S. 102.
- 64 Vgl. die Gutachten in den Promotionsakten der Phil.Fak. Nr. 329 (Klostermann), 330 (Markert), 331 (Aschkewitz), 332 (Burian), 334 (Sacke), 1856 (Waag), 1857 (Hinz), 1858 (Orzschig), 1859 (Petschauer).
- 65 Vgl. Voigt, S. 262.
- 66 UAL, PA 343, Bl. 70.
- 67 Zum Habilitationsverfahren Sackes vgl. Phil. Fak., Personalakte 878. Sacke war seit 1927 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, seit 1932 Privatdozent in der Abteilung für osteuropäische Geschichte.

- 68 Zitiert nach: M. Unger, Georg Sacke - ein Kämpfer gegen den Faschismus, in: Karl-Marx-Universität Leipzig 1409-1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 2, Leipzig 1959, S. 307.
- 69 Vgl. UAL, PA 343, Bl. 73.
- 70 Vgl. UAL, Phil. Fak. B 2/28²⁶: Nichthabilitierte im Unterrichtsbetrieb des Osteuropa-Instituts 1933, Bl. 1.
- 71 Vgl. UAL, PA 343, Bl. 72.
- 72 UAL, Phil. Fak., B 2/20²⁸, Bd. 1, Bl. 4.
- 73 Ebenda, Bl. 4, 4 Rs.
- 74 Vgl. UAL, Phil. Fak., B. 2/20²⁸, Bd. 1, Bl. 18, 19, 32, 33.
- 75 Vgl. ebenda, Bl. 34.
- 76 UAL, PA 343, Bl. 78, 80.
- 77 So wurde gefragt, „ob nicht Lektorate für südosteuropäische Sprachen wichtiger seien als das Russische“ (UAL, Phil. Fak., B 2/29¹⁹, Bd. 1, Bl. 56, vgl. auch Bl. 49/).
- 78 Die Vorgänge dazu vgl. ebenda, Bl. 24 ff.
- 79 Vgl. UAL, Phil. Fak., B 2/22³²: Wiederbesetzung des Lehrstuhls für osteuropäische Geschichte (Nachfolge Braun) 1939-1943, Bl. 1 ff.

„Das politische Semester“. Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte am Beginn der NS-Zeit

Der Wechsel in der Leitung des „Lamprecht-Instituts“ erfolgte im Herbst 1933. Zu Beginn der Vakanz nach der zwangsweisen Entlassung von Walter Goetz¹, der nach dem Erreichen der Altersgrenze die Institutsgeschäfte weiter geführt hatte, entstand H. Freyers Schrift „Das politische Semester. Ein Vorschlag zur Universitätsreform“ (Leipzig 1933). Beides ist in enger Beziehung zu sehen. Die neuere Behandlung des Übergangs der Institutsleitung an Hans Freyer² zeigte, daß nach der Ausschöpfung der Leipziger und Dresdner Quellen Lücken blieben, die nur durch die Befragung der Nachlässe von Goetz, Freyer und anderen Professoren der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig geschlossen werden können. Deshalb soll der Schwerpunkt auf Freyers Schrift liegen, die zudem ein Eigengewicht in verschiedener Hinsicht besitzt.

Am 21. Juni 1933 zeigte die „Leipziger Studentenschaft“ Freyers kleine Studie von 40 Seiten als „soeben erschienen“ an.³ Drei Wochen zuvor hatte der Autor ihren Inhalt mit einem Vortrag im auditorium maximum der Universität vorgestellt.⁴ Müller vermerkt, daß am 22. Mai mit dem Diederichs-Verlag der Vertrag geschlossen wurde.⁵ Zu dieser Zeit dürfte das Manuskript im wesentlichen abgeschlossen gewesen sein. Es war rasch geschrieben worden, wahrscheinlich in wenigen Wochen, und wurde noch rascher gedruckt. Wann Freyer den Entschluß gefaßt hatte, sich mit einem selbständigen Beitrag an der umfangreichen Debatte über eine Reform der deutschen Universitäten zu beteiligen, ist nicht mehr festzustellen. Eine Vorlesung zu dem Thema wurde offenbar nicht gehalten. Das Vorlesungsverzeichnis für das Frühjahrssemester weist jedenfalls keine solche aus. Allerdings nahmen frühere Veröffentlichungen von ihm manchen Gedanken der Schrift vorweg, u.a. die Kategorie „politische Erziehung“⁶, Überlegungen zur Lage der Universitäten⁷ und zu dem Thema Arbeitsdienst für alle Studierenden.⁸

Bezüge von Freyers Schrift zur Situation am Institut für Kultur- und Universalgeschichte dürfte es in zweierlei Hinsicht gegeben haben. Walter Goetz, von 1920 bis 1928 Abgeordneter der DDP im Reichstag,⁹ „Vernunftrepublikaner“ und Verfechter einer parlamentarischen Demokratie, bot seit dem Sommersemester 1930 ein öffentliches „politisches Seminar“ an. „Besprechung der wichtigsten Tagesfragen“ hieß es in der ersten Ankündigung des Vorlesungsverzeichnisses.¹⁰ Goetz setzte es bis zu seiner Entlassung fort. Hans Freyer vertrat, wie sich zeigen wird, nicht nur einen völlig anderen Begriff des „Politischen“, er sah im Führerstaat, der die Weimarer Republik abgelöst hatte, die wünschenswerte Form der politischen Organisation.¹¹ Seine Schrift „Das politische Semester“ muß deshalb als Kontrapunkt zum Seminar des amtierenden Direktors des Lamprecht-Instituts angesehen werden.¹²

Am 1. April lehnte die neue Landesregierung in Dresden den Vorschlag der Berufungskommission, Hermann Aubin als Nachfolger von Goetz zu benennen, mit sehr vagen Hinweisen auf dessen politische Haltung ab.¹³ Diese war im übrigen gegenüber den zur Macht gekommenen Nazis keineswegs kritisch. Nach dem Erlass des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 mußte Goetz seine Tätigkeit als kommissarischer Direktor einstellen.¹⁴ Während im Frühsommer die Berufungskommission neue Vorschläge unterbreitete, setzte ein intensives Bemühen der NS-Parteidiinstellen ein, das renommierte Institut in ihrem Sinn umzuformen. Ein Institut für politische Wissenschaften kam ins Gespräch. In dieser Situation entsprach die Behandlung des Themas „politisches Semester“ im völkischen Sinn einer Empfehlung der eigenen Person für den vakanten Lehrstuhl. Als solche wurde sie auch von der Presse, den Parteidiinstellen und der Regierung in Dresden verstanden.

Freyers Ausgangspunkt im „politischen Semester“ ist eine Universität, die durch die „verbindliche Idee vom Menschen und seiner politischen Bildung“ geprägt wird. Eine tatsächliche Universitätsreform erfordere deshalb einen Wandel in der Bildungsidee und diese sei gegenwärtig („für uns“) „die Idee des politischen Menschen, der in seinem Volkstum wurzelt“. Demgegenüber habe die Demokratisierung in den letzten 15 Jahren die Formen der universitas aufgelöst. „Die alte humanistische Bildungsidee von Humboldt wurde schon im 19. Jh. durch Positivismus, Liberalismus und Marxismus aus dem Feld geschlagen. Deshalb trifft die Idee der politischen Bildung auf keinen Gegner, sondern auf eine geistige Leere.“

Natürlich muß, nach Freyer, an der Universität weiterhin philosophiert werden. Die gegenwärtige Philosophie sei allerdings „ein Tummelplatz skurriler Einfälle, epigonenhafter Systembildungen und belangloser Privatbekenntnisse.“ Es käme heute darauf an, daß sie Philosophie für Staatsmänner werde. Damit ist die Verbindung zum Abschnitt über politische Bildung und Erziehung hergestellt, in dem der Autor zunächst feststellt, daß diese keine rein akademische Angelegenheit sei. Dennoch erwachse der Universität in diesem Feld eine Fülle von Aufgaben. Wenn sie diese verkenne, wird sie „jeden Kontakt mit dem nationalen Dasein auf lange Zeit verlieren“. Als Subjekt der politischen Bildung definiert der Autor „nicht die auf Totalität angelegte Persönlichkeit“, die sich „aus den Schätzen der geistigen Welt nährt“, sondern „disziplinierten, einsatzbereiten Willen“. Politische Bildung beruhe auf politischer Erziehung und der Bereitschaft, „sich für Volk und Staat politisch einzusetzen“. Deshalb könne diese nicht nur Selbsterziehung der Studentenschaft sein, sondern erfordere Ergänzung durch Arbeitsdienstpflicht und soldatische Schulung („hoffentlich bald allgemeine Wehrpflicht“). Der Arbeitsdienst sollte dem Studium vorausgehen, ihm folge – und damit ist Freyer bei seinem eigentlichen Thema – dann an der Universität ein „politisches Semester“. Dessen Bedeutung bestehe darin, den Grund für die politische Bildung zu legen, ehe das Fachstudium aufgenommen wird.

Im folgenden Abschnitt entwickelt H. Freyer den Inhalt der politischen Bildung, die er als „Querbalken“ vorstellt, „der durch die Vielheit der Fachstudien

hindurchgezogen wird“. Das Semester muß für alle Studenten, die ihre Studien beginnen, obligatorisch sein und aus öffentlichen Vorlesungen bestehen, die ein dreifaches Ziel haben: 1. den Sinn für die Normen politischer Größe zu wecken, 2. den Blick für die Dynamik des politischen Geschehens zu schulen und 3. die Tatsachengrundlage für ein vertieftes Verständnis der politischen Lage Deutschlands zu gewinnen. Kritisch sei die „Dozentenfrage“, d.h. die Gewinnung geeigneter Lehrender, doch unter den vorhandenen Historikern, Staatsrechtlern, Geographen, Volkswirtschaftlern, Soziologen ließen sich wohl einige sofort verwenden, die für die Übernahme der Aufgaben fähig seien. Auch die eigentliche Berufsausbildung, die dem politischen Semester an der Universität folgt, sollte durch Kurse über die politische Bedeutung des jeweiligen Faches ergänzt werden. Freyer spricht sich aber gegen eine „Allgegenwärtigkeit des Politischen im gesamten Leben der Universität“ aus. Eine solche sei nicht organisierbar.

Auf den ersten Blick besticht sein Konzept, das sich in eine größere Anzahl von Vorschlägen zur Universitätsreform einordnet, die angesichts der tatsächlich kritischen Situation an den deutschen Hochschulen, z.B. der explodierenden Studentenzahlen am Ende der Weimarer Republik, vorgetragen wurden.¹⁵ Manche, wie etwa die Schrift des Hamburger Professors für Übersee- und Kolonialgeschichte Adolf Rein¹⁶, die Freyer im übrigen zur Kenntnis genommen hatte (S. 33), lagen in der Terminologie und den Zielen eng neben seinem eigenen Konzept. Dieses war jedoch griffiger, mit einem konkreten Plan zur Umsetzung verbunden und ging von den vorhandenen Strukturen und politischen Möglichkeiten der Universität aus.

Der öffentliche Beifall, den die gleichgeschaltete Presse dem „politischen Semester“ zollte, war sicher in der begrifflichen Übereinstimmung mit Zielen der NSDAP begründet, aber auch in deren „Mangel an konstruktiven Ideen für eine Hochschulreform“,¹⁷ die verbal bei fast jeder Gelegenheit gefordert wurde. Müller weist mit Recht darauf hin, daß Freyer die Fakultätsstruktur, überhaupt die Form der akademischen Lehre nicht antastete,¹⁸ aus der Universität eine „Hohe Schule des Staates“ machen wollte und zu diesem Zweck vor allem Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaften mobilisierte. Substantive wie Rasse, Blut sind im Text des politischen Semesters so gut wie nicht anzutreffen. Andererseits dürfen die nationalistische Überhöhung, die leicht in Chauvinismus umschlagen konnte, das Freund-Feind-Schema, gespeist wohl aus der Verklärung des Frontsoldatenerlebnisses nicht unberücksichtigt bleiben. Hierzu kommt der Verlust an kritischer Rationalität, der das gesamte völkische Denken auszeichnete.¹⁹ Freyers Vorschlag in die Nähe des „studium generale“ zu rücken,²⁰ heißt, den grundlegend veränderten Bildungsinhalt im Vergleich zu den allgemeinbildenden Vorlesungen der traditionellen Universität des 19./20. Jh. und das andere Bildungsziel des projektierten Semesters zu übersehen. Es geht Freyer zudem nicht um Bildung allein, sondern um deren Verbindung mit Erziehung. Im Frühsommer 1933 bedeutete es schon eine erhebliche Portion Naivität, wenn er glaubte, das Bildungsideal der national gesinnten bündischen Jugend in einen Staat hinüberretten zu können, der sehr deutlich sagte, mit welchem Ziel der Bürger „gebildet“ werden sollte. Vergleicht

man Freyers Schrift mit Stimmen, die aus den Reihen der NSDAP kamen oder „parteiamtlich“ waren, werden Unterschiededeutlich. Die platten Äußerungen des Hauptschriftleiters Arthur Göpfert in der seit Frühjahr 1933 ebenfalls unter dem Titel „Das politische Semester“ erscheinenden Monatsschrift des NS-Lehrerbundes, Gauverband Sachsen, bieten kaum Substanz, außer der Forderung, daß die Partei das Recht haben müsse, in Bildungsfragen zu entscheiden, operieren aber umso stärker mit Vokabeln wie Rasse, Volk, Führertum, Wehr und Religiosität.²¹ Auch Alfred Bäumler, seit 1933 Professor für politische Pädagogik an der Berliner Kaiser-Wilhelm-Universität, führend bei der Bücherverbrennung in der 'Reichshauptstadt' am 10. Juni dieses Jahres, konnte zu der Aufgabenstellung für die Hochschulen, „den neuen Menschen zu schaffen“, nicht erläutern, wie dies geschehen sollte.²² Substantiellere Vorschläge kamen von Ernst Krieck, der in der Lehrerbildung tätig gewesen war, 1933 zum Professor für Pädagogik in Frankfurt a.M. und 1934 nach Heidelberg berufen wurde.²³ Die später zum „Standardwerk der 'Bewegung' in Erziehungsfragen“ avancierte Schrift „Nationalpolitische Erziehung 1932“²⁴ erreichte 24 Auflagen bis 1944. Krieck plädierte für eine umfassende Mitarbeit der Studenten auf allen Ebenen, von der Selbstverwaltung der Hochschule bis zu Lehre, Forschung, Prüfungen und Berufungen. Das erscheint aus der Sicht der neueren Universitätsentwicklung sehr demokratisch, muß aber im politischen Kontext des Selbstverständnisses der NS-Studenten an den deutschen Hochschulen 1933 verstanden werden. In diesem Sinn stellte der Führer dieser Organisation, Gerd Rühle, fest: „Der Sieg der Hochschulrevolution wurde mit wenigen Ausnahmen ohne Verdienst der Hochschullehrerschaft, mitunter im schroffsten Gegensatz zu ihr erfochten.“²⁵ Das hieß mit anderen Worten, „die Revolution wurde durch die Studentenschaft gemacht“. „Der Student wurde als SA-Mann der Soldat der deutschen Revolution.“²⁶ Der Hochschulgruppenführer des NSDStB Leipzig präziserte im Sommer 1933 das Ziel der Revolutionäre: „Diesem individualistischen Studenten, diesem Privatmann an der Hochschule stellen wir den politischen Studenten, den politischen Soldaten gegenüber, dem 'Warenhaus Universität' die politische Hochschule. Politik ist das Bewegende, Kultur das Bewegte.“²⁷ Wenige Tage später erklärte er bei einer Festsetzung der bündischen Kammer in der Messestadt gleichsam ergänzend: „Der nationalsozialistische Student verzichtete auf die Abkapselung von der Volksgesamtheit durch die 'höhere Geistigkeit' jenes liberalen Privatdozenten-Typus, der von den liberalen Hochschulen als ihr Ausbildungsideal betrachtet wurde. Den Weg zurückzufinden zu den Arbeitern der Faust schien ihm eine größere geistige Tat zu sein als eine wissenschaftliche Dissertation.“²⁸ Auch Kriecks Modell der Universitätsreform, für das die Arbeitsschule in der Weimarer Republik Pate gestanden hatte, sah eine außeruniversitäre Ergänzung vor, im Unterschied zu Freyers „politischem Semester“ jedoch nicht durch Arbeits- und Wehrdienst, sondern in erster Linie durch die politischen Organisationen der neuen Machthaber, Hitlerjugend und SA. Den „Kameradschaftssozialismus“ der SA sollte der „Wehrsozialismus“ des Arbeitsdienstes ergänzen.²⁹ Arbeitsdienst als Mittel zur Erziehung und als Entlastung für den Arbeitsmarkt war seit Beginn der Weimarer Republik im

Gespräch gewesen, ebenso Bestandteil verschiedener pädagogischer Reformprogramme. Nachdem es seit dem 6. Juni 1931 eine gesetzliche Regelung für den freiwilligen Arbeitsdienst gab,³⁰ ging es vor allem um den Wert einer Dienstpflicht. Freyer hatte sich bis 1933 mehrfach zu dem Thema geäußert und neben dem politischen und dem nationalen Wert auch die soziale Komponente dieses Dienstes hervorgehoben.³¹ Er unterschied sich in dieser Hinsicht kaum von dem Wohl dem NSDStB nahestehenden Leiter des freiwilligen Arbeitsdienstes an der Universität Leipzig, Gerhard Pallmann, der den „revolutionären Abstand“ der jungen Generation, die das Gesicht des Arbeitsdienstes bestimmte, von ihren Vätern und Großvätern betonte. „Daß uns die Arbeit im Arbeitsdienst die Hauptsache ist“, heißt es weiter, „das hat mit seiner Wirtschaftlichkeit für uns nicht das mindeste zu tun. Arbeitsdienst bedeutet Lossagung von kapitalistischen Denkformen, bedeutet Überwindung individualistisch-liberalistischen Wirtschaftsgeistes. Zerschlagen der Peitsche der Rentabilität.“ Im Arbeitsdienst beginnt sich „ein Durchbruch der uralten Liebe des deutschen Menschen zur Arbeit um ihrer selbst und nicht um des Lohnes willen vorzubereiten“.³²

Freyers Schrift mußte von jenen Kreisen der Gauleitung Sachsens der NSDAP und des NSDStB freudig aufgenommen werden, die nach einem Konzept für das nationalsozialistisch ausgerichtete Institut für Kultur- und Universalgeschichte suchten. Deshalb vermerkte das Dresdner Volksbildungsministerium in einem Brief vom 5. September 1933 an die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig, in dem Fragen der freigewordenen Lehrstühle behandelt wurden, u. a., daß es für die Neubesetzung des „Lamprecht-Instituts“ bereits eine Anregung habe. Im übrigen sei dies im Geist der heutigen Zeit fortzuentwickeln und in ein Institut für politische Bildung umzuwandeln.³³ Dem folgte die Empfehlung, den Landtagsabgeordneten der NSDAP, Werner Studentkowsky³⁴, der vor 1933 Teilnehmer an Freyers soziologischen Seminaren gewesen war, in die Leitung des neu profilierten Instituts aufzunehmen.

Freyers Nachfolger im Amt des Dekans der Philosophischen Fakultät, Prof. Ludwig Welckmann, leitete den Brief seinem Vorgänger zu. Dieser antwortete am 13. September, aus dem Urlaub, auf die ihn selbst berührenden Probleme.³⁵ In dem Brief ist nicht nur Zustimmung, sondern auch ein eigenes Konzept zu erkennen, das sich mit dem des Dresdner Ministeriums nicht vollständig deckte. Freyer ging von dem Vorschlag der Berufungskommission aus, Oswald Sprengler an Stelle des abgelehnten Hermann Ambs an die Universität Leipzig zu holen. Dieser hatte jedoch abgelehnt. Der neue Plan des Ministeriums, nämlich die erwähnte Umwandlung des Instituts, bewege sich ganz auf der Linie, die von ihm selbst verfolgt werde. Die Universität habe zudem aktiv an der politischen Schulung der Studenten teilzunehmen. Und er bot sich nochmals für den freien Lehrstuhl an, da ein Historiker „nicht zur Verfügung stehe“. Dann wandte er allerdings ein, das Institut müsse auch als Zentrum für politische Bildung einen eigenen wissenschaftlichen Inhalt besitzen, der sich, wenn er zu seinem Leiter berufen würde, von der Geschichte zur Soziologie verlagerte. Nur für den Fall, daß dem Institut auch eine „Führerschule“ angeschlossen werden sollte, käme eine Heranziehung von Herrn

Studentkowsky in Frage.³⁶ Praktisch befürwortete Freyer damit eine politische Schulung im Sinne des NS-Staates durch führende Mitglieder der NSDAP als akademische Veranstaltung, bestand aber auf einer Trennung der dafür vorgesehenen Einrichtung von dem neu profilierten Institut für Kultur- und Universalgeschichte. Geht man von den Grundgedanken des „politischen Semesters“ aus, so sah der Autor keinen Hinderungsgrund, die allgemeine staatspolitische Bildung als Parteierziehung im Sinne der NSDAP zu akzeptieren, auch wenn dies verbal in seiner Schrift nicht so angelegt war.

Ferner setzte er sich auch mit seiner Vorstellung hinsichtlich des wissenschaftlichen Schwerpunktes des Lamprecht-Instituts durch, zu dessen Direktor er am 1. Oktober 1933 berufen worden war. Die Fakultät stimmte am 27. September 1933 der Umwandlung in ein „Institut für historisch begründete Politik und politische Bildung“ zu.³⁷ Im Sommersemester 1934 begann das neu eingerichtete Seminar für politische Erziehung, dessen Leiter am 19. Oktober 1933 Werner Studentkowsky, inzwischen Mitglied des Reichstages geworden war, mit Vorlesungen und Seminaren zu „Grundfragen des Nationalsozialismus“.³⁸ Hitlers „Mein Kampf“ und ähnliche Themen der Parteigeschichte standen ebenso auf dem Programm wie eine Ringvorlesung meist jüngerer Extraordinarien, von Hans Freyer und dem Althistoriker Helmut Berve abgesehen, die Themen der Geschichte und Kultur aus völkischer und rassistischer Sicht behandelte.³⁹ Nach dem anspruchsvollen Start war im nächsten Semester ein Abfall unüberschbar. Die Ringvorlesung wurde nicht wiederholt bzw. fortgesetzt; Studentkowsky war am 1. Februar 1934 in die Landesregierung berufen worden,⁴⁰ so daß das Seminar an Attraktivität verlor.

Über die Resonanz und den Besuch der Vorlesung durch die Studierenden wissen wir leider nichts. Sie wurde im Vorlesungsverzeichnis aller Fakultäten als Angebot an Hörer der gesamten Universität geführt. Da sich um die politische Schulung an den Universitäten bald mehrere NS-Einrichtungen ins Gehege gerieten, dürfte die abnehmende Intensität auch damit in Verbindung zu bringen sein. Am Institut für politische Bildung änderte sich demgegenüber wenig, wenn man von einigen Vorlesungen absieht, die stark vom ‘Geist der Zeit’ geprägt waren, etwa Freyers „Probleme des nationalen Sozialismus“ (WS 1934/35), Probleme des deutschen Ostens von W. Volz (WS 1934/35).⁴¹ In Leipzig gab es aber, ähnlich wie dies an der Hamburger Universität auf Anregung von Adolf Rein durchgeführt wurde,⁴² eine politische Indoktrination der Studenten im Sinne des NS-Staates. Die Leipziger Universität verfügte zwar bei der ‘Machtübernahme’ 1933 nur über wenige Professoren, die zum Kreis der „alten Kämpfer“ zu zählen sind und der NSDAP bereits vor 1933 angehört hatten, aber zeitweilig über eine der NSDAP nahestehende, im Grunde außerakademische Einrichtung, die Parteipropaganda in die Hörsäle trug.

Hans Freyer hatte sein Ziel erreicht. Er war Direktor eines traditionsreichen und international bekannten Instituts geworden, das im übrigen durch seine Anlage Experimentiermöglichkeiten Raum bot. Die Schrift „Das politische Semester“ hatte diese Berufung ohne Zweifel befördert. In verschiedenen Vorschlägen wick Freyers „Politisches Semester“ von Summen aus der NSDAP ab und trug einen

national-konservativen Standpunkt im Unterschied zum Rassismus und zur NS-Propaganda vor. Praktisch ließ aber Freyer solcher Propaganda in seiner Umgebung nicht nur freien Lauf, er besaß auch erheblichen Anteil daran, daß ein „Seminar für politische Erziehung“ in loser Föderation mit dem umgestalteten Institut für Kultur- und Universalgeschichte tätig werden konnte. Das stimmt wohl auch mit seinen politischen bzw. philosophischen Ansichten einerseits und der praktischen Haltung 1933/34 auf der anderen Seite überein. Der Führerstaat in Freyers Schriften war elitärer und intellektueller konstruiert als das, was sich 1933 als Wirklichkeit präsentierte. Dennoch begrüßte er diese nicht nur verbal,⁴³ sondern unterstützte sie durch seine akademische Autorität und durch seine intellektuellen Fähigkeiten.

Hans Freyer kam nach dem Herbst 1933 nicht noch einmal auf das Thema „Bildung und Universitätsreform“ zurück. Sein Aufsatz von 1935 über das „Politische als Problem der Philosophie“ ging in eine andere Richtung.⁴⁴ Man könnte daraus folgern, daß der Autor sein Ziel erreicht sah, freilich auch das Gegenteil, daß ihn die Praxis der gleichgeschalteten Universität hinderte, noch einmal seine eigenen Gedanken vorzutragen. Dafür könnte sprechen, daß Freyer 1933 nicht nur Beifall, sondern auch Kritik für seine Vorschläge erfuhr: Ein Indiz dafür ist der Brief des Gaustudentenführers von Sachsen, Thiel, an den Dekan der Philosophischen Fakultät vom 13. April 1937. Es ging darin um eine kritische Rezension zu Freyers „Pallas Athene“ (von 1935) in einer südwestdeutschen Tageszeitung. Thiel schrieb,⁴⁵ es habe Bedenken in der sächsischen Studentenschaft gegen Freyer gegeben, aber das läge Jahre zurück. Sie seien durch seinen Aufsatz (in Wirklichkeit handelte es sich um eine Broschüre – S.H.) das „Politische Semester“ hervorgehoben worden, und man habe damals gegen ihn Stimmung gemacht. Wie die Vorwürfe begründet wurden, welche Gedanken der Schrift Anstoß erregten, geht aus dem Brief nicht hervor.

Weiter führte in dieser Angelegenheit der bereits zitierte Aufsatz von Gerhard Schröder in der Zeitschrift des NS-Lehrerbundes, die den gleichen Namen trug wie Freyers kleine Arbeit. Es verwundert schon, daß im Rezensionsteil der kurz nach der „Machtübernahme“ 1933 einsetzenden Zeitschrift von Freyers Beitrag keine Notiz genommen wurde. Mit einigen Sätzen polemisiert Schröder gegen den Autor des „Politischen Semesters“, ohne ihn namentlich zu nennen. Müßig und abwegig seien Pläne, durch eine „Politische Fakultät“ oder durch ein „Politisches Semester“ die Nationalerziehung in Angriff zu nehmen. Das wäre nur ein Hinzufügen des Politischen zu allem anderen, nur eine Additio, die das andere unberührt lassen und das Politische zu einer der vielen Disziplinen machen würde. Man müsse vielmehr „die ganze Wissenschaft im Sinne der völkischen Verpflichtung binden“.⁴⁶ Wie das freilich konkret geschehen sollte, u.a. bei den Naturwissenschaften, bleibt G. Schröder dem Leser schuldig! Freyer war in seinen Augen nicht weit genug gegangen, hatte den Fächerkanon der Universität nicht durch solche erweitert, die direkt der NS-Ideologie dienten.

Dies forderte Ernst Krieck in einem Vortrag (1933) über die Erneuerung der deutschen Universität, der im übrigen ebenfalls „Das politische Semester“ Freyers

keiner Erwähnung wert findet. Die Fächerschränken sollen gebrochen werden, neue Fächer wie Wehrkunde und Rassenkunde eine Wissenschaft unterstützen, „die zur Bahnbereitung der Zukunft vordringt“. ⁴⁷ Das „politische Semester“ Freyers ebnete diesem nicht nur den Weg zum Direktorat des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte. Die Schrift beförderte allerdings auch die Aufnahme völkisch-konservativen Gedankenguts in die Diskussion um Reformen an den deutschen Universitäten am Ende der Weimarer Republik, die sich mit Freyers Zustimmung auch ohne weiteres für den NS-Staat nutzen ließen.

- 1 Vgl. den Beitrag von M. Gibas in diesem Heft.
- 2 J. Z. Müller, *The other God that failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism*. Princeton 1987, S. 227ff.; S. Hoyer, Hans Freyer als Direktor des Institutes für Kultur- und Universalgeschichte (1933-1937), in: *Geschichte und Gegenwart. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Gesellschaftsanalyse und politische Bildung*, Graz, 9, 1990. H. 1, S. 61-74.
- 3 Die Leipziger Studentenschaft. Nachrichtenblatt der Studentenschaft der Universität und der Handelshochschule, Hlbj. 18, 1933, Nr. 2 (vom 21. Juni 1933), S. 39.
- 4 Die Leipziger Neuesten Nachrichten berichten darüber in ihrer Ausgabe vom 1. Juni 1933 (S. 5). Offenbar war das Manuskript fertiggestellt und befand sich im Druck.
- 5 Müller, a.a.O., S. 232, Anm. 40.
- 6 Zusammenfassend W. Giere, *Das politische Denken Hans Freyers in den Jahren der Zwischenkriegszeit (1918-1933)*, Phil.Diss. Freiburg i.Br. 1967.
- 7 H. Freyer, *Zur Bildungskrise der Gegenwart*, in: *Die Erziehung*, 6, 1930, H. 2, S. 597-626; offenbar als Zwischenergebnis seiner Arbeit ders., *Bildungsreform*, in: *Leipziger Studentenschaft* 18/1933, Nr. 1 (vom 2. Mai 1933), S. 9; ders., *Die Universität als hohe Schule des Staates*, in: *Die Erziehung*, 7, 1932, S. 520-537 und s. 669-689.
- 8 H. Freyer, *Arbeitslager und Arbeitsdienst* (Rez. zweier Bücher), in: *Das Studentenwerk* 6/1932, S. 1926-1933, wieder abgedruckt in: *Gespräche und Aktion in Gruppe und Gesellschaft 1919-1933*. Freundesgabe für Hans Dehmel, hrsg. von W. Greiff, Frankfurt 1970, S. 148-154.
- 9 Zu Goetz' Mitgliedschaft im „Verein verfassungstreuer Hochschullehrer“ (V.v.H.): H. Schleier, *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik*, Berlin 1975, S. 163ff.; D. Fricke, *Vereinigung verfassungstreuer Hochschullehrer*, in: *Lexikon zur Parteiengeschichte 1789-1945*, Bd. 4, hrsg. von D. Fricke (u.a.), Leipzig 1986, S. 368-372; H. Döring, *Der Weimarer Kreis. Studien zum politischen Bewußtsein verfassungstreuer Hochschullehrer in der Weimarer Republik*, Meisenheim/Gl. 1975, S. 140-142, 155-158.
- 10 *Vorlesungsverzeichnisse Leipzig. Universität Sommerhalbjahr 1930*; Hoyer, Hans Freyer, S. 62.
- 11 Leo Stern, als Soziologe und nach seiner Emigration in die UdSSR auch als Historiker in der DDR „Fachkollege“ von Hans Freyer, sprach u.a. zutreffend von einem „intellektuell sublimierten Überfaschismus“ als Mittel gegen die „Revolution von unten“ (L. Stern, *Bürgerliche Soziologie und das Problem der Freiheit*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 5, 1957, S. 678, 706).
- 12 Auch zu dem Thema *Auslandsdeutschtum*, über das H. Freyer schon vor 1933 mehrfach publiziert hatte und das ab 1934 der Schwerpunkt seiner Arbeit wurde, kündigte W. Goetz für das Sommersemester 1933 eine Vorlesung an, obwohl dieses zuvor nicht Gegenstand seines Interesses war. Infolge seiner Entlassung kam es nicht mehr dazu.
- 13 Müller, a.a.O., S. 238 f.; Hoyer, Hans Freyer, S. 62, zu Hermann Aubin: L. Schom-Schütte, Hermann Aubin, in: *Historikerlexikon*, hrsg. von R. vom Bruch und R. A. Müller, Münster 1991, S. 15/16.
- 14 Walter Goetz blieb nach der Zwangsemeritierung politisch aktiv und vertrat weiterhin eine kritische Haltung gegenüber dem NS-Staat. Zusammen mit Theodor Heuss übernahm er die Herausgeberschaft der von Friedrich Naumann begründeten Zeitschrift „Die Hilfe“ und publizierte in ihr am 22. April den Artikel „Im Sturm der Zeit“ (Die Hilfe, Jg. 39, 1933, S. 217), in dem er sich gegen Gewalt in der politischen Auseinandersetzung, Einparteienherrschaft und für Demokratie aussprach.

- 15 G. J. Giles, Die Idee der politischen Universität. Hochschule und Machtergreifung, in: Erziehung und Schulung im Dritten Reich, hrsg. von M. Heinemann, Stuttgart 1980, S. 51 ff.; H. Schelsky, Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reform, Reinbeck b. Hamburg 1963, S. 229 ff. Zur sozialen Lage der Leipziger Studenten am Ende der Weimarer Republik M. H. Kater, Studentenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918-1933, Hamburg 1975, S. 46 ff.
- 16 A. Rein, Die Idee des politischen Semesters, Hamburg 1933.
- 17 Giles, Idee, S. 51.
- 18 Müller, a.a.O., S. 233 f.; das bemerkt auch ein kritischer Rezensent: H. Marx, in: Zeitschrift für Sozialforschung 3, 1934 [Nachdruck 1970], S. 141; ferner Gierke, Das politische Denken, S. 189 f.
- 19 Über den mystischen Irrationalismus in Freyers Volksbegriff u.a. G. Lukacz, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin 1954, S. 515.
- 20 Schelsky, Einsamkeit und Freiheit, S. 233.
- 21 A. Göpfert, Politische Erziehung, in: Politische Erziehung. Monatsschrift des NS-Lehrerbundes Gauverband Sachsen, Jg. 1, 1933, S. 1.
- 22 A. Bäumler, Student und Hochschule im Rahmen einer nationalen Erziehung, in: Politische Erziehung, Jg. 1, 1933, H. 6, S. 175 ff.; bei H. P. Bleuel, Professoren zwischen Kaiserreich und Diktatur, Berlin 1968, S. 210 (fälschlich *Hans* Bäumler); L. Poliakov/J. Wulf, Das Dritte Reich und seine Denker [Nachdr.], München 1978, S. 119-120; Kuhn, Zur ideologisch-theoretischen Begründung der faschistischen Bildungspolitik und Pädagogik durch Alfred Bäumler, Phil. Diss., Berlin 1984 (Ms), Bl. 36 ff., 43 ff.
- 23 G. Müller, Ernst Kriek und die nationalsozialistische Wissenschaftsreform, Weinheim 1975; J. Schriewer, Ernst Kriek, in: NDB, Bd. 13, Berlin 1982, S. 36-38. Zu Kriecks Wirken in Heidelberg: E. Wolgast, Die Universität Heidelberg im Dritten Reich, in: Die Geschichte der Universität Heidelberg. Vorträge im Wintersemester 1985/1986, Heidelberg 1986, S. 199 f. (hier S. 215, Anm. 114 kritisch zur oben zit. Arbeit von G. Müller).
- 24 E. Kriek, Nationalpolitische Erziehung, Leipzig 1932.
- 25 A. Faust, Professoren für die NSDAP. Zum politischen Verhalten der Hochschullehrer 1932/33, in: Erziehung und Schulung, S. 32.
- 26 G. Schröder, Student und Hochschule im Rahmen der Nationalerziehung, in: Politische Erziehung, Jg. 1, 1933, H. 4, S. 209.
- 27 E. Klemt, Wir wollen die politische Hochschule, in: Leipziger Studentenschaft, Jg. 18, 1933, S. 25.
- 28 Ders., Die Korporation an der politischen Hochschule, in: ebenda, S. 43.
- 29 Müller, Kriek, S. 399.
- 30 P. Dudek, Erziehung durch Arbeit. Arbeitslagerbewegung und freiwilliger Arbeitsdienst 1920-1933, Opladen 1988, S. 169 ff.
- 31 H. Freyer, Arbeitslager, S. 148-154; ders., Wehrdienst als Element der politischen Hochschule, in: Leipziger Studentenschaft, Jg. 18, 1933, S. 31. Hier wird der soziale Aspekt des Arbeitsdienstes als Schule für einen nationalen Sozialismus besonders deutlich; ders., Von der Volksbildung zur politischen Schulung, in: Die Erziehung 9, 1933/34, S. 10.
- 32 G. Pallmann, Inhalt und Form des Arbeitslagers, in: Leipziger Studentenschaft, Jg. 17, 1932, S. 29 f.; Die Stellung des NSDStB zur studentischen Arbeitsdienstbewegung bei Kater, Studentenschaft, S. 165 ff.
- 33 UAL, PA 474, f. 69; Müller, a.a.O., S. 239 f.; Hoyer, Hans Freyer S. 66.
- 34 Zu Werner Studentkowsky vgl. A. Faust, Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund. Studenten und Nationalsozialismus in der Weimarer Republik, Bd. 2, Düsseldorf 1973, S. 261.
- 35 UAL, PA 474, f. 73; Müller, a.a.O., S. 240.
- 36 Ders., a.a.O. S. 240 übersieht die Einschränkung in dem Brief hinsichtlich des wissenschaftlichen Eigengewichts des Instituts unter Freyers Leitung.
- 37 UAL, Phil. Fak. 89, S. 145. In den Vorlesungsverzeichnissen blieb die alte Bezeichnung erhalten.
- 38 SLHA Dresden, Ministerium für Volksbildung, Loc. 10230, VIII, Nr. 77, f. 4. Auf die Konkurrenz zur Schulungsarbeit des NSDStB weist auch Müller, a.a.O., S. 241 f. hin.
- 39 Universität Leipzig, Vorlesungsverzeichnis.

- 40 SLHA Dresden, Ministerium für Volksbildung, VIII, Nr 77, fol. 26.
- 41 Universität Leipzig, Vorlesungsverzeichnis.
- 42 Vgl. G. J. Giles, *Students and National socialism in Germany*, Princeton 1985.
- 43 Beisp. bei Giere, *Politisches Denken*, S. 201ff.
- 44 H. Freyer, *Das Politische als Problem der Philosophie*, in: *Blätter für deutsche Philosophie*, 9, 1935/36, S. 347 ff.
- 45 UAL, PA 474, Bl. 108 ff.
- 46 Schröder, *Student und Hochschule*, S. 209.
- 47 E. Kriek, *Die Erneuerung der deutschen Universität*, Marburg 1933, S. 4f. (Die deutsche Hochschule, H. I).

Materialien zu einer Geschichte des „Instituts für Kultur- und Universalgeschichte“ seit 1949

Chronologie, Inventarium und Stammrolle sowie ein Anhang zum Begriff der Universalgeschichte

„Gleich unter welchem Firmenschild und wie gerahmt, waren und blieben wir „unter uns“, nach wie vor der jeweiligen Hochschulreform, ganz einfach das „Lamprecht-Institut“.¹

Walter Markov hat sich während seiner gesamten Zeit in Leipzig der historiographischen Lamprecht-Tradition verschrieben. Natürlich geschah dies niemals unkritisch, sondern immer im Zuge der Ausarbeitung der eigenen Geschichtskonzeption.²

Die Figur des streitbaren Leipziger „Universalisten“ ist darüberhinaus in allen wichtigen Texten präsent, soweit sie die Institutsgeschichte im engeren Sinne betreffen. Beim „Nachdenken über Geschichte in unserer Zeit“ anlässlich seiner Emeritierung (1969) äußerte W. Markov auch schon die „Prolegomena zu der noch ausstehenden Betriebschronik der Neuzeitler“,³ in denen er Lamprechtstradition und das Erbe seiner eigenen Direktorenzeit, verbunden mit der historiographischen Verpflichtung einer „Institutsgeschichte“, in die Hände seiner Schüler und Nachfolger legte. Seit dieser Zeit gehörte es zur wissenschaftlichen Tradition und zum konzeptionellen Selbstverständnis des „Instituts“ (in seiner jeweiligen amtlichen Bezeichnung, d.h. dem „Firmenschild“), alle fünf Jahre eine größere internationale Konferenz zu veranstalten. Ihren festen Platz am jeweiligen zeremoniellen Auftakt dieser Tagungen nahm die Berufung auf das Jahr 1909 ein – als Gründungsjahr des Lamprechtschen Instituts für „Kultur- und Universalgeschichte“ und als Geburtsjahr von W. Markov.⁴

Die wichtigste Äußerung von W. Markov, zum eigentlich recht komplizierten Verhältnis zwischen Lamprecht-Tradition und Institutsgeschichte nach 1949 stammt aus seinen „Memoiren-Diskursen“. Darin führt er aus, daß die Versuche Lamprechts, eine ambitionierte universalhistorische Generalmethode zu entwickeln, in Leipzig nach 1949 nicht fortgesetzt worden seien. Aber man sah sich im „geographisch-räumlichen“ Sinne in einer Lamprecht-Tradition der „histoire totale“: „Das, was wir am damaligen Institut für Kultur- und Universalgeschichte – später schlicht Abteilung Neuzeit des Instituts für Allgemeine Geschichte – an Lamprecht weiterführen möchten und zum Teil auch tun, ist sein Universalismus, sein Verständnis, daß Geschichte entweder total oder keine Geschichte ist“.⁵ Damit wird das schwierige Verhältnis zwischen der Berufung auf Lamprecht, der Überstülpfung der geographisch-räumlichen Form seiner Konzeption (Universalismus) auf die aus den sowjetischen historischen Wissenschaften übernommene

Trennung zwischen „Allgemeiner“ oder „Weltgeschichte“ und „Nationalgeschichte“⁶ einerseits und der Fortentwicklung seiner genuinen inhaltlichen Konzeption („Das Universale im Regionalen“⁷, Eigenwert und „eigene Grammatik“ einer jeden Kultur, kulturelle und mentale Großregionen) und ihren eventuell vorhandenen Resten in der heutigen Struktur des Fachbereichs Geschichte in Leipzig andererseits thematisiert. Dazu kommen die Problemlkomplexe der institutionellen (Grundlage: „Lamprecht-Lehrstuhl“) sowie der konzeptionellen⁸ und personellen⁹ Kontinuität/Diskontinuität.

Kurz gefaßt: Eine Lamprecht-Schule gab es nach dem Tode des Meisters nicht, dafür aber immer eine ausgeprägte Lamprecht-Tradition. Diese Lamprecht-Tradition ist auf zwei Wegen lebendig geblieben: die vorwiegend deutsche regional, lands- und siedlungsgeschichtliche¹⁰ Richtung und die Richtung der Universalgeschichte, die beide in unterschiedliche Bereiche ausstrahlten (für die Universalgeschichte – Goetz: Geistesgeschichte), Freyer (Soziologie, Sozialgeschichte¹¹) sowie Rein (Überseegeschichte).

Es ist außerdem ein bekannter Vorgang der Wissenschaftsgeschichte, daß auf Lehrstühle mit hohem Prestige eher Dogmatisierer/Exegeten, aber manchmal – bedingt eben durch besondere Umstände – originäre Köpfe berufen werden. Ein weiteres bekanntes Muster hat seine Bedeutung: Lamprecht galt nach dem Methodenstreit und seinem rastlosen Wirken um Unterstützung, Stellen und Mittel in „Fachkreisen“ als „toter Hund“ und demzufolge gab es auch keine Lobby mehr für seine Schüler in Deutschland. Jeder Historiker mit eigenständiger Konzeption, der einem solchen Traditionsbegründer nachfolgt und nicht dessen engeren Kreisen angehört, verfolgt eben in erster Linie seine Konzeption und begründet seine Schule, sicherlich mit einigen direkten Bezügen zur Tradition seines Vorgängers. Das gilt ausdrücklich auch in dem Fall, wenn der spätere Historiker subjektiv überzeugt ist, in der Nachfolge des Traditionsgründers zu stehen, also auch für Walter Markov.

1949 wurde W. Markov zum Professor mit Lehrstuhl und zum Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte berufen. Das Ordinariat war eben an den „Lamprecht-Lehrstuhl“ gebunden. Damit begannen jene Perioden in der Institutsgeschichte, die vorliegender Aufsatz behandeln wird. Eventuell wird sich nach genauerer Analyse der Jahre 1949-1951 eine Korrektur dieser Chronologie und ihrer Zäsuren als notwendig erweisen. In diesem Falle müßten diese drei Jahre als Endpunkt der Nachkriegsperiode und vielleicht auch schon als Schlußpunkt der Geschichte des „Lamprecht-Instituts“ in seiner ursprünglichen Form behandelt werden.¹²

Was den politischen „Rahmen“ betrifft, über den hier nur gehandelt werden soll, wenn es unumgänglich ist, so war er bald durch die „I. Hochschulreform“ (Beginn: Studienjahr 1951/52), die Beschlüsse des III. Parteitages der SED (Juli 1950), der 2. Parteikonferenz (Juli 1952) und die vom Politbüro des Zentralkomitees der SED beschlossenen „Maßnahmen zur Verbesserung der geschichtswissenschaftlichen

Arbeit“ (1955)¹³ sowie die Namensgebung („Karl Marx“) für die Universität Leipzig (1953) gesetzt. Bleibt man im Bild, so ist es eher als interner Hintergrund anzusehen, daß W. Markov im Zuge eines Parteiverfahrens gegen ihn (im Zusammenhang mit der Kampagne gegen Jugoslawien und Tito) aus der SED ausgeschlossen wurde (1951)¹⁴ und dieser Partei nicht wieder beitrat. Die schwerwiegenden Folgen („Markovianersyndrom“) allerdings, vor allem auf die junge Generation der fünfziger Jahre, waren alles andere als intern.

Der institutionelle Rahmen gliedert sich in folgende Grundstrukturen mit jeweils eigenem chronologischem Rhythmus. In gewissem Sinne gibt die hier vorgeschlagene Gesamtchronologie mit ihren Etappen nur erste Anhaltspunkte für eine genauere Analyse der wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Strukturierung von Lehre und Forschung der Geschichte in Leipzig in einer Perspektive der Lamprecht-Tradition. Die Fragestellung nach der Chronologie der Strukturen ist umso berechtigter, als die Hohe Schule in Leipzig auch im „realen Sozialismus“ ihren Ruf als „Arbeitsuniversität“ wahrte und wohl das Zentrum mit dem breitesten Profil universitärer Geschichtswissenschaft in der DDR darstellte, ohne je historische „Leiteinrichtung“ zu sein.¹⁵ Da weder Apologie noch Verdikt Aufgaben vorliegender Materialsammlung sind, ist die Analyse der Chronologie von erstrangiger Bedeutung. Nur so können zunächst Fakten konstatiert werden.

Wenn im Folgenden der Begriff des „Inventariums“ benutzt wird, so im Doppelsinne der sichernden Feststellung des Bestehenden (Inventarliste) und der Projektierung dessen, was speziell in universalhistorischer Perspektive als weiterführbar angesehen wird, in die nicht sehr gewisse Zukunft unter dem Aspekt des „inventare“.

Institute, Lehrstühle, Sektionen und Wissenschaftsbereiche

– Institut für Kultur- und Universalgeschichte (1949-1951). Direktor: Walter Markov.

– Institut für Allgemeine Geschichte (1951-1968). Direktor: W. Markov, daneben war Markov 1951-1958 auch Direktor des Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien, was seiner Forschungsorientierung in den frühen fünfziger Jahren entsprach.¹⁶ Das Lamprecht-Ordinariat überlebte in der Abteilung Neuzeit dieses Instituts, in der sich der von Markov besetzte Lehrstuhl ansiedelte.

– Sektion Asien-Afrika- und Lateinamerikawissenschaften (SAAL) (1966/69). Erster und einziger Sektionsdirektor war Manfred Kossok. Diese Gründung stellte ein Experiment vor dem eigentlichen Beginn der III. Hochschulreform dar, inspiriert vom US-amerikanischen Modell der „area-studies“. Es scheiterte an den starken zentrifugalen Tendenzen der sog. „Regionalwissenschaften“, die sich in der Folge als „Sektion Asienwissenschaften“ (Berlin) und „Sektion Afrika- und

Nahostwissenschaften“ (Leipzig) getrennt von den historischen Sektionen institutionalisierten. Schon 1964 hatte sich ein Lateinamerika-Institut in Rostock gebildet. Damit zerbrachen Ansätze, den geographisch-räumlich begründeten Lamprecht-Konsens (Universalismus) in die neuen Sektionsstrukturen einzubringen und in Leipzig zu zentralisieren. Gerade gegen diese Bemühungen bestanden in Berlin immer gewisse Bedenken wegen der Dominanz der „Markovianer“¹⁷; die daraus entstandenen Behinderungen konnten z.T. durch die Abwanderung von Markovschülern nach Berlin unterlaufen werden. Die Weiterexistenz einer Lateinamerika-Gruppe innerhalb der Allgemeinen Geschichte in Leipzig konnte nur gegen den Einspruch der Abteilung Wissenschaft beim Zentralkomitee der SED gesichert werden.

– Sektion Geschichte (1969-1990), unter verschiedenen Direktoren;¹⁸ zentrale Bedingung bei der Besetzung des ersten Direktorats war Ablehnung W. Markovs für das Amt.

Die Abteilung Neuzeit wurde unter Trennung vom Lehrstuhl für Geschichte der Neuesten Zeit (seit 1917)

zum

Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit 1500-1917 umgebildet. Lehrstuhlinhaber war M. Kossok. Seit etwa 1980 nannte sich die Struktureinheit dann Wissenschaftsbereich für Allgemeine Geschichte 1500-1917.

– Institut für Universal- und Kulturgeschichte der Neuzeit (seit März 1990). Direktor M. Kossok; das „neue“ Institut bildete sich unter direkter Berufung auf die universalhistorische Lamprecht-Tradition¹⁹ durch Zusammenschluß mit dem ehemaligen Wissenschaftsbereich Geschichte der Geschichtswissenschaft.

Da all die Institutionalisierungsprozesse hier unter dem Aspekt des „Firmenschild-Bildes“ behandelt worden sind, mag leicht der Eindruck des puren Rückgriffs auf alte hierarchische Strukturen nach dem Motto: „aus 1990 mach 1909“ entstehen. Dem ist aber keineswegs so. Der Revolutionsversuch 1989 hat auf diesem Gebiet auch Ansätze einer tiefgreifenden Demokratisierung mit sich gebracht, die wohl ihre Benennungen (wenn auch in anderer Akzentsetzung!) aus der Vergangenheit zog, nicht aber Inhalte und Formen. Hier sei nur auf die „Verfassung“ des Instituts sowie auf die seit 1989 entstandenen Selbstverwaltungsgorgane der Fachbereiche (Rat und Verfassung der Sektion/des Fachbereiches²⁰) verwiesen.

Zentrum und Seminar

– Interdisziplinäres Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung (IZR) (1976-1990). Leiter des IZR war seit seiner Gründung M. Kossok. Das Zentrum ging aus der 1969 gebildeten Forschungsgruppe „Vergleichende Revolutionsgeschichte der Neuzeit“ an der Abteilung Neuzeit hervor. Diesem Gründungskern schlossen

sich Forschungsgruppen aus z.T. anderen Sektionen an, die andere Schwerpunkte moderner Revolutionsgeschichte bearbeiteten.²¹ Das IZR war vor allem deshalb so wichtig, weil damit innerhalb sehr schnell verfestigter Sektions- und Wissenschaftsbereichsstrukturen zumindest der Ansatz einer *informellen* Rekonstruktion des übergreifenden räumlichen „Lamprecht-Konsens“ eine Chance in der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft erhielt. Obwohl der ursprünglich wirklich interdisziplinäre Ansatz bald stillschweigend auf eine weitgehend interinstitutionellen Zusammenarbeit historischer Einrichtungen zurückgenommen werden mußte, konnte sich diese Querschnittsstruktur doch gegen die starken Tendenzen nationalgeschichtlicher²² Abschottung, später auch regionalwissenschaftlicher Spezialisierung erfolgreich behaupten.

Mit der monatlichen Tagungsreihe („Freitagskolloquium“) des IZR²³ gelang es darüberhinaus, ein für die DDR selten offenes Diskussionsforum in unorthodoxer Seminarform (unter Teilnahme institutsnaher höherer Studentensemester) zu etablieren. Der roge Wissenschafts- und Ideenaustausch, der eben auf diesen Freitagskolloquia zwischen Leipziger und Berliner Kollegen, unter Einschluß von Fachleuten aus anderen Universitätszentren der DDR, stattfand, dürfte allen damals Beteiligten einen unvergessenen Bestandteil ihres Curriculum ausmachen.

– Interdisziplinäres Zentrum für vergleichende Transformationsforschung (IZT, seit 1990). Das aus dem IZR hervorgegangene neue Zentrum gründete sich nach dem Zusammenbruch der DDR-städtlichen Lenkung von Wissenschaft und Forschung sowie der sog. „Abwicklung“ weiter Bereiche der gesellschaftswissenschaftlichen und historischen Forschung in Ostdeutschland zunächst als Initiativgruppe meist jüngerer Wissenschaftler. Das IZT wird zur Zeit kollektiv geleitet und gibt die historische Fachzeitschrift „COMPARATIV“²⁴ heraus. Es wird möglicherweise zu den Kuriosa der deutschen Historiographiegeschichte zählen, daß sich das IZR just im Augenblick des „Einbruchs der Geschichte in die Geschichtswissenschaft“ in Gestalt der mißratenen DDR-„Revolution“ durch äußere Zwänge und innerwissenschaftliche Prozesse, deren Dynamik lange aufgestaut war, in IZT umtaufen mußte. Damit wurde einerseits eine Benennung aufgegeben, die der Untersuchung der Ereignisse von „1989“ doch sehr adäquat gewesen wäre (für die auch die wichtigsten Vorarbeiten in bezug auf Systematik und allgemeine Vergleichskriterien geleistet waren), und andererseits auf einen Namen und konzeptuellen Begriff zurückgreift, die für die DDR in der Zeit von 1985-1989 möglicherweise sehr nützlich gewesen wären, heute aber die Gefahr einer Wiederholung westlicher Entwicklungen zumindest andeuten. Allerdings zeigt die Analyse der Schriften von Institutsmitgliedern, daß die Grenzen des Problemfeldes „Revolution“ seit 1986/87 überschritten wurden und sich die Ausweitung auf Reformprozesse unter Beibehaltung des Wissenschaftsfeldes „Revolution“ besser mit dem Begriff der Transformation fassen läßt.

– Lateinamerika-Seminar (LAS) (seit 1974). Leiter des LAS war von seiner Gründung bis 1991 M.Kossok, seit 1991 (Nov.) ist es Michael Zeuske. Das LAS

war kurz nach dem Pinochet-Putsch in Chile (1973) gebildet worden. Auf Basis der langjährigen Lateinamerikaerfahrungen von M. Kossok (u.a. Chileaufenthalt und Professur an der Universidad de Santiago de Chile 1963/64) entwickelte es sich schnell zu einem politikwissenschaftlich-historischen Dokumentations- und Forschungszentrum. Im LAS arbeiteten zeitweilig bis zu acht exilierte chilenische Wissenschaftler, einige von ihnen wurden in Leipzig promoviert. Das LAS organisierte wissenschaftliche Tagungen und publizierte die Zeitschrift „APUNTES“. Das Seminar ermöglichte chilenischen und deutschen, wie auch anderen Wissenschaftlern und Studenten aus den „realsozialistischen“ Staaten (bes. Kuba), Forschungen zur Zeitgeschichte und zur Geschichte des 20. Jh. Seit 1990 befindet sich das LAS, im Zusammenhang mit dem Aufbau des Instituts für Universal- und Kulturgeschichte (speziell der Konsolidierung seiner Abteilung Spanien/Amerika: Kolonialgeschichte und 19./20.Jh.) und der Schaffung neuer Studiengänge an der Universität Leipzig, in einer Phase der Umorientierung. Das LAS wird in Zukunft Bibliothek- und Dokumentationszentrum für die europäische Kolonialgeschichte (mit Schwerpunkt europäische Expansion nach Amerika) und für die innere Geschichte Spaniens und Iberoamerikas sein. Seit 1991 publiziert das LAS die historische Fachzeitschrift „APUNTES. Nueva Serie“.²⁵

Pläne und Projekte

Die Geschichte der gewordenen Institutionalisierung ist nur die halbe Geschichte. Deshalb sei an dieser Stelle neben der bereits erwähnten Sektion Asien-Afrika- und Lateinamerikawissenschaften (SAAL) auf einige Institutionalisierungsansätze verwiesen, die sich nicht oder nur kurzzeitig in Strukturen niederschlugen bzw. die ihnen zunächst zugemessene Bedeutung nicht erlangten oder sich durch die Bildung neuer Institutionen mit geänderter Orientierung vom Mutterinstitut lösten. Da der Autor vorliegender Materialsammlung auf dem Gebiet des Amerikanismus arbeitet, seien vorrangig Beispiele aus diesem Bereich dargestellt.

Der Lateinamerika-Bereich in Leipzig:

1956 absolvierte M. Kossok ein Zusatzstudium bei R. Konetzke²⁶ in Köln. Kossok hatte den Auftrag,²⁷ die Erfahrungen Konetzkes zu studieren. Die Erfahrungen seines Aufenthaltes sollten beim Aufbau eines Lateinamerika-Bereiches in Leipzig genutzt werden. Die Bildung dieses Bereiches war als Teil des Forschungsprogramms zur vergleichenden Kolonialgeschichte ins Auge gefaßt worden. Da die Kolonialgeschichte in den fünfziger Jahren prononciert wirtschafts- und sozial-historisch orientiert war, gab es in der zweiten Hälfte der 50er Jahre auch Bemühungen, den Sozial- und Wirtschaftshistoriker H. Kellenbenz nach Leipzig zu berufen.

Allerdings kam es im Sommer 1958 in Berlin zu Beschlüssen, die Universitätsforschung und -lehre zu dezentralisieren, was besonders die sog. Regionalwissenschaften betraf. In diesem Jahr begann die „Umprofilierung“²⁸ des

Rostocker Romanischen Instituts. Das Romanische Institut wurde 1964 in Lateinamerika-Institut (noch mit „Französischer Abteilung“) umbenannt. Diese Einrichtung mit zunächst literaturwissenschaftlicher, dann zunehmend regionalwissenschaftlicher Ausrichtung stand unter der Leitung A.Dessaus.²⁹ Rostock als „Hamburg des Ostens“ wurde nach und nach zur Ausbildungsstätte für Lateinamerikawissenschaftler, Diplomatenachwuchs, Dolmetscher und Wirtschaftsfachleute, die im lateinamerikanischen (Kuba) und afrikanischen Bereich (speziell Angola und Mozambique) eingesetzt wurden. Damit wurde aus Leipziger Sicht die Wissenschaftspolitik der Zergliederung und räumlichen Trennung des Lamprecht-Konsens fortgesetzt. Zunächst gingen die Verantwortlichen im Berliner Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen davon aus, daß Wissenschaftler aus Leipzig nach Rostock berufen werden könnten. Das allerdings lehnten M. Kossok und andere ab.³⁰ Im Rahmen des Instituts für Allgemeine Geschichte waren zu dieser Zeit ein Arbeitskreis Lateinamerika und ein Forschungszentrum zur Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas³¹ (gegr. am 2. Nov. 1960, Vorsitz: W.Markov) entstanden am 1.Juni 1961 wurde die Unterabteilung Lateinamerika gegründet. Mit der Leitung beauftragt war der damalige Dozent m.W. Dr.M.Kossok. Die Unterabteilung ist besonders mit einem Kolloquium für Studenten höherer Semester und Nachwuchskräfte hervorgetreten. Sie existierte bis 1966 und ging dann über die Durchgangsstufe SAAL ohne strukturelle Nachfolgerin im Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit 1500-1917 auf. Im gewissen Sinne könnte das LAS als Nachfolgeinstitution angesehen werden, allerdings fand in Leipzig keine kontinuierliche Lehre der lateinamerikanischen Geschichte statt.

Der Hintergrund der Auseinandersetzungen wurde durch vier Problemkomplexe markiert:

1. Die „Dezentralisierungsbestrebungen“ seitens des Staatssekretariats für Hoch- und Fachschulwesen, hinter dem das Zentralkomitee der SED stand, die im Ergebnis zu einer strukturellen Zentralisation der Lehre über Lateinamerika (und damit der finanziellen Mittel) in Rostock führte.
2. Die immer stärkere Drift der Forschung weg von der sozialgeschichtlich orientierten Kolonialgeschichte³² hin zur politikwissenschaftlich-soziologisch orientierten Geschichte der zeitgenössischen Befreiungsbewegungen, die dem „parteilich-marxistischen“ Verständnis des Verhältnisses von Politik und Wissenschaft entsprach. Dieses Verständnis wurde bereits 1961 im „Jahr Afrikas“ scheinbar grandios bestätigt. Zeitgeschichtsforschung und Politik schienen sich gegenseitig zu bestätigen. Ähnliches geschah im Falle Kubas. Fazit: Seit Beginn der sechziger Jahre war von einem Forschungsprogramm zur vergleichende Kolonialgeschichte kaum noch die Rede. Ein wissenschaftlicher Vorsprung auf diesem Gebiet wurde aufgegeben.
3. Die fortschreitende Auflösung der historischen Einheit von Universal- und Regionalprinzip in Leipzig, die einerseits durch zentrale Eingriffe forciert wurde, andererseits der normalen Wissenschaftsdynamik der Spezialisierung und dem Wunsch der Schüler Markovs³³ entsprach eigene Institute zu führen. Konferenzen versuchten trotz der Spezialisierung den gemeinsamen Rahmen abzustecken. Seit

Ende der fünfziger Jahre aber ist die Tendenz der Zentralisierung unverkennbar. So fand noch in Leipzig die Konferenz: „Probleme des Neokolonialismus und die Politik der beiden deutschen Staaten gegenüber dem nationalen Befreiungskampf der Völker“ (5.-8.4.1961 im „Haus Auensee“)³⁴ statt. Bereits in Berlin aber wurde 1966 eine große, allerdings noch maßgeblich vom Institut für Allgemeine Geschichte Leipzig getragene Konferenz „Zur Rolle der Armee“³⁵ durchgeführt, auf der „Regionale“ und „Universalisten“ teilnahmen. Aber bereits 1969, nach dem Zwischenspiel der SAAL, entstand die Sektion Afrika- und Nahostwissenschaften (ANW). Auf zentraler Ebene, das heißt, in Berlin, kam es seit dem 24. März 1966 zum Versuch der Rekonstruktion einer im politischen Zentrum Berlin angesiedelten Einheit mit der Gründung des Zentralen Rates für Asien-Afrika- und Lateinamerikawissenschaften (ZENTRAAL) und ab 1973 zur Herausgabe der Zeitschrift Asien.Afrika.Lateinamerika, einer Publikationsreihe sowie eines Jahrbuches.³⁶ Das Jahrbuch beruhte auf den Konzeptionen von M. Kossok und W. Markov, wurde aber bald regionalwissenschaftlich „umprofiliert“.

Mit dem strukturellen Lamprecht-Konsens allerdings hatten Institution und Fachorgane nur noch partiell zu tun, in ihnen dominierten die Regionalwissenschaften und Vertreter des Außenministeriums.

Der „Lamprecht-Konsens“ fand, wenn auch unter den genannten Besonderheiten in Bezug auf die deutsche National- und Regionalgeschichte, seine Heimat am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit 1500-1917.

4. Konkretisiert werden allerdings muß diese „Verlustgeschichte Leipzigs“ durch die Feststellung einer einfachen Tatsache: es waren immerhin Leipziger „Markovianer“, die den Universalismusgedanken eben auch über Leipzig hinaus trugen und auf ihre Weise in den regionalwissenschaftlichen Einrichtungen vertraten. Ihre neuen Erfahrungen brachten sie oftmals in die Debatten der Freitagsskolloquia ein. Und auch Rückkopplungen zwischen dem ZENTRAAL und den Leipziger Lehrstühlen für Geschichte blieben nicht aus: Am 24.4.1978 wurde die Arbeitsgruppe Geschichte des ZENTRAAL in Leipzig gegründet und in den ersten Jahren auch überwiegend von Leipzigern getragen (Th. Bütner, I. Göthel – Berlin, ehem. Leipzig – , Max Zeuske – damals noch Leipzig, seit 1979 Rostock³⁷).

Stammrolle, Forschungsrichtungen und -konzepte sowie Publikationen

Die Geschichte des Instituts nach 1949 ist zunächst geprägt worden durch das Wirken seiner beiden Direktoren bzw. Ordinarien Walter Markov und Manfred Kossok. Kossok entstammt dem aus Studenten um Markov gebildeten Kreis von Schülern („Markovianer“), die ihre Ausbildung in den „Leipziger fünfziger Jahren“³⁸ genossen haben. In ihren Erinnerungen heben die „Markovianer“ die einmalige Personenkonstellation des „Vierecks“ ihrer bedeutendsten Lehrer hervor: Ernst Bloch, Hans Mayer, Werner Krauss und Walter Markov.³⁹

Bei Anwendung eines groben Generationsschemas, das in Zukunft durch exakte prosopographische Forschungen verfeinert werden müßte, ergibt sich folgendes Bild der „Stammrolle“⁴¹:

Generation	Name	Daten (Direktorat)
1. Generation	K. Lamprecht	1856-1915 ⁴¹ (1891-1915)
2. Generation	H. Freyer	(1933-1947)
3. Generation	W. Markov	1909 (1949-1969)
4. Generation	a) M.Kossok(*) L. Rathmann K. Büttner G. Selter Ch. Otto H. Bernhard K. Mehnert H. Müller ⁴² b) W. Loch E. Hackethal J. Kübler H. Piazza M. Zeuske sen. D. Stübler M. Simon (Saro) K. Holzapfel (*) H. Bach W. Deich ⁴³ (*)	1930 (1969-) 1928 1926 1920 1927 1926 1927 1938 1924-1986 1939-1985 1931 1932 1927 1983 1940 1937 1934 1933
5. Generation	J. Mothes A. Borchers E. Kroß (*) M. Zeuske (*) B. Schröter (*) V. Weiler ⁴⁴ D. Elsner K. Middell (*) M. Middell (*)	1945 1951 1952 1952 1954 1958 1956 1962 1961

Die thematische Forschungsausrichtung W. Markovs läßt sich grob in folgende Komplexe fassen:

- Balkengeschichte der Neuzeit (bis Anfang der 50er Jahre);
- Vergleichende Kolonialgeschichte und Typologie neuzeitlicher Kolonialsysteme (15.-20.Jh.) (bis Anfang der 60er Jahre);
- Geschichte der antikolonialen und nationalen Befreiungsbewegungen („Zeitgeschichte“) (bis Ende der 60er Jahre);
- Geschichte der französischen Aufklärung und Sozial- sowie Politikgeschichte der Französischen Revolution im Rahmen der sich herausbildenden vergleichenden Revolutionsgeschichte (mit Schwerpunkt seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre);
- Geschichte des antifaschistischen Widerstandes (passim).

Die „Markov-Schule“, d.h., die unmittelbare Schülerschaft W. Markovs („eigentlicher Kreis“), profilierte sich vor allem auf Gebieten der außereuropäischen und nichtfranzösischen Geschichte. So publizierte M. Kossok seine wichtigsten frühen Arbeiten zur spanisch-amerikanischen Kolonialgeschichte, zur Geschichte Lateinamerikas, zur Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa (Deutschland) sowie zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte; L. Rathmann publizierte vor allem zur Geschichte der Araber, zur Geschichte Ägyptens sowie zur Geschichte des Vorderen Orients und Nordafrikas; K. Büttner und seine Frau, Th. Büttner (Schülerin E. Werners, Geschichte des Mittelalters), profilierten sich auf den Gebieten der Geschichte des subsaharischen Afrika, speziell zu eigenständigen Kulturen und der Geschichte der europäischen neuzeitlichen Expansion nach dem nördlichen Schwarzafrika.

Dabei kam es etwa seit den 70er Jahren zu dem eigenartigen Phänomen des Rückzugs vieler Markovschüler (beider Kreise) aus der politikwissenschaftlich orientierten „Eingreif“-forschung hin zu einer stärkeren Betonung neuzeitlicher Geschichte, speziell der des 18. und frühen 19.Jhs (in einigen Fällen auch des 20.Jahrhunderts) sowie der eigenen Wurzeln in der Mutterwissenschaft.⁴⁵ Eigentlich das klassische Phänomen einer Nischensuche, um gegen zentrale Steuerungen Ruhe zu finden und mit Quellen arbeiten zu können.

Aus universalhistorischer Lamprecht-Tradition, „Markov-Schule“ und den Forschungskonzeptionen M. Kossoks entstand seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre die „Leipziger Schule“ der vergleichenden Revolutionsforschung⁴⁶ (mit Einfluß speziell in Ländern des ehemaligen Ostblocks, aber auch in Frankreich, Spanien und bestimmten Ländern Lateinamerikas, wie Kuba, Venezuela, Chile und Mexiko wie auch in Österreich und der damaligen BRD). Basis und wissenschaftlich-logistisches Zentrum dieser „Schule“ war der Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit. Diese Funktionen spiegeln sich in der Strukturierung des heutigen Instituts für Universal- und Kulturgeschichte wider. Das Institut gründet sich auf folgende Forschungslinien („Institutsabteilungen“):⁴⁷

- 1.) Abt. für mittel- und westeuropäische Geschichte (Leiter: M. Middell);
- 2.) Abt. für iberisch-amerikanische Geschichte (Leiter: M. Zeuske jun.);

- 3.) Abt. für englische und nordamerikanische Geschichte (Leiterin: E. Kroß);
- 4.) Abt. für ökonomische Strukturgeschichte⁴⁸ (komm. Leiter: M. Middell);
- 5.) Abt. für Geschichte und Theorie der Geschichtswissenschaft (komm. Leiter: G. Diesener).

Publikationen, Methoden und akademische Lehre

Die Publikationsleistungen des Instituts sind sehr umfangreich.⁴⁹ Sie können hier nicht referiert werden. Vielmehr sollen einige Ideen zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Publikations- und Tätigkeitsstruktur des Instituts im Verhältnis zur Chronologie herausgearbeitet werden.

1. Während der zwanzig Jahre des Direktorats und Ordinariats von W. Markov dominierten eindeutig die monographischen Arbeiten. Aus diesem Korpus monographischer Arbeiten ragt die monumentale, eine biographische Dimension des Großbegriffes „Volksbewegung“ ausleuchtende „Tetralogie zu Jacques Roux“⁵⁰ hervor. Dazu kamen die in größere Artikel und Essays gefaßten neuen Ansätze der am „integralen Marxismus“⁵¹ orientierten Forschung: „Geschichte von unten“, sozial- und politikhistorische Analyse von Bewegungen (Sansculotten, Volksgesellschaften), Gruppen (Robespieristen und Jacquesrouins) sowie Biographien (neben Jacques Roux u.a. Napoleon) und Institutionen (Armee). Schließlich sind die großen Synthesen zu erwähnen, an denen ganze Generationen von Studenten ausgebildet wurden und werden: angefangen von der „Großen Revolution der Franzosen“ (mit A. Soboul) über das „Kaiserreich in Blau-Weiß-Rot“ bis hin zu den zwei Bänden der „Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789-1799“.⁵²

2. Auch unter den Schülern, überwogen während des Direktorats/Ordinariats von Markov Einzelschriften, die bald die neugeschaffenen Publikationsreihen bestückten.⁵³ Eine geplante Gemeinschaftsarbeit unter dem Titel „Handbuch der vergleichenden Kolonialgeschichte“ als Resümee der kolonialhistorischen Forschungen der fünfziger Jahre allerdings ist nie fertiggestellt worden, was vielleicht unter den Komplex „*multa statt multum?*“ einzuordnen sein wird.⁵⁴ Der als Entwurf für den spanisch-amerikanischen Teil und als eine Art Modell für die Gesamtarbeit dienende „Konzept über das spanische Kolonialsystem“⁵⁵ blieb die Ausnahme. Dabei ist heute eben zu beachten, daß die vielversprechenden Forschungen zu diesem Komplex bereits Anfang der 60er Jahre abgebrochen wurden.

3. Unter dem Ordinariat bzw. Direktorat von M. Kossok dominieren die nach vereinheitlichenden methodologischen Vorgaben⁵⁶ erarbeiteten Gemeinschaftsbände, die seit 1969 in der Reihe „Studien zur Revolutionsgeschichte“ herausgegeben werden. Die Studienbände bildeten faktisch die sichtbaren Spitzen einer Diskurs- und Publikationsstruktur, die sich auf drei Forschungsverbundsnetze gründet:

– ein intersektionelles Netz zwischen historischen, gesellschaftswissenschaftlichen und regionalwissenschaftlichen Sektionen der Universität Leipzig und anderen Hochschulen am Ort;

– ein interinstitutionelles Netz zwischen der Universität Leipzig und der Akademie für Wissenschaften der DDR, der Akademie für Gesellschaftswissenschaften (beide in Berlin) und anderen Universitäten der DDR (speziell den Sektionen Lateinamerikanistik und Geschichte in Rostock sowie den Sektionen Geschichte in Jena, Berlin und Greifswald).

Schnittpunkte dieser beiden Netze stellten die bereits erwähnten, seit 1969 von M. Kossok ins Leben gerufenen „Freitagskolloquia“ dar.

– Ein internationales Netz zwischen Universitäten, Historikervereinigungen und Forschungseinrichtungen in Europa, Lateinamerika und Nordamerika, aufbauend auf den von Markov seit den fünfziger Jahren gepflegten Bindungen zu A. Soboul und anderen vor allem französischen Forschern. Korrespondenz, Literatur- und Informationsaustausch sowie Forschungsaufenthalte und andere Formen wissenschaftlichen Arbeitens wurden entsprechend bestimmter Forschungslinien ausgebaut. Auf den internationalen Konferenzen des IZR lagen die wichtigsten Schnittstellen, die alle drei Netze miteinander in Kontakt brachten. Wie oben dargestellt, beeinflusste die Berufung auf die Lamprecht-Tradition und die Markov-Ehrungen den Rhythmus dieser Veranstaltungen und damit auch die Chronologie der wichtigsten Publikationen des Lehrstuhls/Institutes, denn die meisten „Studienbände“ erschienen als Protokollbände internationaler Tagungen im Fünfjahresabstand, werden die anderen Studienbände hinzu gerechnet, publizierte das IZR bis 1990 jedes zweite Jahr einen Studienband.

Die Hauptarbeitsmittel der Zeit seit 1969 waren also der wissenschaftliche Diskurs (Referate, Vorträge, Diskussionen) und der Text in Artikel – sowie Essayform, zusammengefasst in nach einheitlichen Kriterien gestalteten Gemeinschaftsbänden. Der Figurentyp des einsamen, in der Studierstube über die Quellen gebeugten Forschers und seines „Opus Magnum“ wurde abgelöst durch die Forschergruppe, die vorwiegend mit operativen Darstellungsformen arbeitet. Symbol dieser kollektiven Arbeitsweise ist das „Lehrbuch Allgemeine Geschichte der Neuzeit“,⁵⁷ welches eben nicht unter dem Markov-Direktorat, sondern in der Kossok-Zeit entstand.

Dieses „Team-work“ hatte große Vorteile, die Gefahren einer solchen Arbeitsweise im politisch-ideologischen Umfeld der DDR lag in einer Monopolisierung der Methodologie in den höheren Ebenen der Wissenschaftshierarchie und starken Widerständen gegen neue Methoden und Forschungstechniken.

Methoden

Manfred Kossok schrieb etwa 1983: Anliegen der Forschung am (damaligen) Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit sei die „theoretisch fundierte Aufarbeitung neuzeitlicher Revolutionsgeschichte unter komparativer Sicht“.⁵⁸

Diese komparative Sicht, der auf Theorierekurrierende Vergleich als „universale“ Methode, verbunden mit der Forschungs- und Darstellungstechnik der Typisierung („Typologie“) in einer geographisch-räumlichen „Welt“perspektive ist der Extrakt

von mehr als vierzig Jahren Wissenschaftsarbeit. Nicht zuletzt ein bestimmter Stil charakterisierte die Arbeiten, die seit 1949 im „Institut“ entstanden - obwohl individuelle Handschriften deutlich erkennbar sind.⁵⁹

Systematisiert und nach verschiedenen Richtungen in Bezug auf die Analyse „bürgerlicher Revolutionen“ ausgearbeitet wurde diese „Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte“ seit 1969.

Die ersten zwanzig Jahre des Instituts waren eine Zeit des „weltweiten“ Experiments, der weitgehend traditionsunbelasteten Neuansätze, des Probierens und auch der wissenschaftlichen Provokation. Die Methode des Vergleichs - herkommend von Laniprecht, von Markov in seinen Arbeiten über die „Balkan-diplomatie“⁶⁰ angewandt - existierte zwar schon, daneben aber wurden ganz unterschiedliche Methoden angewandt.

Genannt seien: klassische Quellen- und Textanalyse/-interpretation; Biographie und Prosopographie; Strukturgeschichte und sozialgeschichtlich orientierte Analyse politischer Bewegungen („Volksbewegung“); macht-, diplomatie- und beziehungsgeschichtliche Methoden; ideen- und ideologiegeschichtliche Methoden.

Besondere Aufmerksamkeit aber galt in den fünfziger und sechziger Jahren der „Durchsetzung“ der neuen theoretischen Basis des „Marxismus“ („methodologische Grundlage“) in Verbindung mit einem bestimmten Stil. Einzelne „Methoden“ - mit Ausnahme von Vergleich und Typologie - wurden dagegen für weniger wichtig angesehen.

Alle diese Methoden wurden und werden auch in der zweiten Hauptetappe der Institutsgeschichte seit 1969 angewandt. Einige strukturhistorische und quantitative Methoden sind nach zähen Debatten in der End-DDR-Zeit hinzugekommen.⁶¹ Angewandt wurde dieses Instrumentarium aber in den siebziger und achtziger Jahren in den meisten Fällen mit Bezug zur Methodologie des theoriegestützten Vergleichs.⁶² Das bedeutet nicht, daß es keine Arbeiten anderer Art gegeben habe, wie eine Vielzahl von Artikeln und Qualifizierungsarbeiten in der Art von „Fallbeispielen“ bzw. zur genaueren Analyse von historischen Phänomenen beweisen, die dann später in Vergleiche einbezogen wurden. Dieser Ansatz in seiner Gesamtheit ist heute als „Vergleichende Revolutionsgeschichte“ bekannt. Aus der Geschichte des Instituts heraus ist die Herausbildung dieses Ansatzes durchaus als Gewinn- wie auch als Verlustgeschichte beschreibbar.

Nach der mehr oder weniger unfreiwilligen Abwendung Markovs von der Balkangeschichte waren zunächst Geschichte und Vergleich europäischer Kolonialreiche (15.-20. Jahrhundert, von der Struktur- über die Agrar- und Wirtschaftsgeschichte bis hin zur Sozial-, Politik- und Ideologiegeschichte) sowie des antikolonialen Kampfes die Hauptthematika des Instituts. Damit wurde in den 50er Jahren ein „universaler“, dem Symbol der Weltkarte und dem vertikalen Artenkanon der Historik entsprechender Forschungs- und Darstellungsanspruch vertreten. Der Leipziger Ansatz hätte - bei stattgehabter weiterer Arbeit auf diesem Gebiet - also ebenso gut als „Vergleichende Kolonialgeschichte“ bekannt werden können.⁶³ Zur Konzentration und in gewissem Sinne Fokussierung auf das politik-

geschichtliche Gebiet der „Vergleichenden Revolutionshistorie“ – zunächst „von der Antike bis zur Gegenwart“,⁶⁴ dann vorrangig gerichtet auf die „vergleichende Untersuchung der Revolutionen bürgerlichen Inhalts“⁶⁵ – kam es nicht nur durch den oben beschriebenen Institutionalisierungsprozeß, sondern ebenso durch Aufspaltung und Diaspora der „Markovianer“, wissenschaftliche Auseinandersetzungen und die wachsende Spezialisierung auch in methodischer und methodologischer Hinsicht. Hauptintention aber war es, der drohenden Dominanz der „DDR-Nationalgeschichte“ und der Zeitgeschichte des Realsozialismus eine auf das Phänomen Revolution orientierte Universalgeschichte historischer Dimension entgegenzusetzen. Leider sind die Wissenschaftsdebatten damals kaum jemals als konzeptionelle Argumentationen offen ausgetragen worden. Die Flexibilisierung des starren offiziellen Revolutionsverständnisses und die Etablierung der Revolutionsgeschichte an einer deutschen Universität jedenfalls sind unverzichtbare Bestandteile einer Historiographieggeschichte seit 1949. Nach einer Phase der Erarbeitung des theoretischen Rüstzeuges, von Vergleichskriterien und ersten Typologien sowie der Systematisierung von Revolutionen, Revolutionszyklen und dem Stellenwert von Revolutionen innerhalb von „Wegen“ der Entwicklung einzelner Nationen, kam es innerhalb des Wissenschaftssystems der DDR zu erheblichen Schwierigkeiten bei der Rezeption moderner sozialgeschichtlicher Methoden einerseits und bei der empirischen Feldforschung andererseits. Dabei spielte das für jede Wissenschaftsentwicklung endemische Problem der finanziellen Mittel eine erstrangige Rolle. Für die DDR-Historiker kam das Problem des notwendigen „Reisekader“-Status hinzu. Damit geriet die geforderte und notwendige „empirische Gegenprobe“ im theoretisch fundierten Methodologiekanon zu einem schwierigen Drahtseilakt. Ganz zu schweigen von der selbst in der „Welt“ erlebten „universalen“ Perspektive oder „Weltoffenheit“. Vor allem solche Bereiche wie Lateinamerika und England/USA krankten bald an Auszehrung der Quellenbasis, ohne die internationalen Verbindungen (zu denen vor 1989 auch die in die „alte“ BRD zählten) wäre auch die neueste Sekundärliteratur ausgeblieben. Die historischen Bibliotheken der ostdeutschen Universitäten bieten auf diesen Gebieten noch heute ein Bild des Jammers; gewachsene historische Bibliotheken sind immer Privatbibliotheken. Ausnahmen lassen sich an den Fingern einer Sägewerksarbeiterhand abzählen.

Vor diesem Hintergrund wird die „Wende“ nach Deutschland, weg von der „inneren“ Geschichte Lateinamerikas, hin zur auf preußische oder sächsische Quellen gestützten Beziehungs- oder Wirtschaftsgeschichte durchschaubarer, die verschiedene jüngere Wissenschaftler seit Mitte der achtziger Jahre auf der Grundlage der frühen Arbeiten Kossoks aus den sechziger Jahren vollzogen.

Am deutlichsten wurde der universalhistorische Anspruch des Instituts, vor allem im geographisch-räumlichen Sinne, in der akademischen Lehre vertreten. Der beste Ausweis dafür ist das „Hochschullehrbuch Allgemeine Geschichte der Neuzeit“, in dem die universalhistorisch orientierte Lehrkonzeption des Instituts in ihren wesentlichen Kontinuitätslinien seit 1949 dargelegt und systematisiert werden. Erarbeitet wurde es von 1976 bis 1982. Da die Schüler von Markov relativ zeitig in die Lehrverantwortung eingebunden wurden, sich zugleich auf die Grundkonzeption Markovs stützten, wurden hier, bei allen persönlichen Variationen und Vorlieben, speziell im Bereich des „Grundstudiums“ die langen Entwicklungslinien der Kontinuität sichtbar. Bezeichnenderweise fällt, bedingt durch die mißliche Teilung der DDR-Geschichtslehre in „allgemeine“ und „national-(DDR)deutsche“ sowie „national-südost/osteuropäische“, fast der gesamte deutsche und in gewissem Sinne mitteleuropäische Bereich⁶⁶ aus dem Blickfeld dieser Allgemeinen Geschichte heraus. Dabei sollte allerdings das Scheitern (und die politische Verurteilung) der Versuche von J.Seidel, G. Zschäbitz und M. Kossok, einen frühen „integrierten Seminarplan“ eben dieser fatalen Trennung zwischen „allgemeiner“ und „nationaler“ Geschichte entgegenzusetzen, nicht unerwähnt bleiben. „Revisionismus“ wurde dem Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit mehr als einmal vorgeworfen.

Sehr lohnend, aber auch sehr zeitaufwendig, zur genaueren Analyse des Bereichs Lehre dürfen daher die Anfertigung der Seminarpläne, Studienpläne, Lehrkonzeptionen und der „Seminar- und Lehrkonzeptionen nach dem Baukastensystem“ sein.⁶⁷

Hier wird auch nach der Stellung dieser Konzeptionen in der akademischen und politischen Landschaft des DDR-Universitätsalltages zu fragen sein.

Aus der Struktur des Studiums an den Hochschulen der ehemaligen DDR und an der ideologischen Kontrolle (und Selbstkontrolle!) durch das politische System ergab sich ein sehr großes Manko in bezug auf die Kenntnisaufnahme, Kritik und Rezeption international relevanter Forschungsansätze auf dem Gebiet der Universalgeschichte. Formal oblag die „Auseinandersetzung mit der(!) bürgerlichen Ideologie“ dem „marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium“. Ganz abgesehen davon, daß Studenten im Grundlagenstudium die notwendige Literatur, so sie vorhanden war, gar nicht oder nur auf „Giftschein“⁶⁸ erhielten, wurde in den Seminaren des Grundlagenstudiums offiziell ein dogmatisierter Marxismus-Leninismus betrieben.⁶⁹ Somit mußte selbst für den revolutionshistorischen Ansatz bei Marx dessen Werk in Seminaren des Instituts „von vorn“ durchgearbeitet werden. Aber auch im Rahmen des Instituts selbst muß die allgemeine Rezeption älterer und neuer universalhistorischer Ansätze (Braudel, Annales, Levy-Strauss, E. Wolf, Schulin, Barraclough, Foucault, Wallerstein u.a.) als mangelhaft eingeschätzt werden. Da man im „integralen Marxismus“ über eine grundlegende Methodologie zu verfügen glaubte, und der offizielle „Marxismus-Leninismus“ eine wirkliche wissenschaftliche Diskussion behinderte, wurden Pläne, ein

„universalhistorisches Proseminar“ zu etablieren, schnell ad acta gelegt. Abgefangen wurde dieser Nachteil zumindest partiell durch die Institution des „Oberseminars“, meist aus drei-sechs Studenten höherer Semester bestehend, die sich einem Betreuer, der individuell die genannten Arbeiten universalhistorischen Charakters rezipiert hatte, zur Erarbeitung ihrer Diplomarbeiten anschlossen.⁷⁰

Bemerkungen zum Konzept der Universalgeschichte heute

Universalgeschichte ist zunächst keine eng methodenverhaftete Historik, sondern ein geschichtsphilosophisches Grundprinzip, das von dem Grundsatz „Einheit in der Vielfalt“ und vom jeweiligen „Weltbild“ ausgeht und zugleich in dieser „Welt“ (oder „Welten“: Alte Welt, Neue Welt) seinen (immer auch regional fundierten) Untersuchungsraum sah. Das, was „Einheit“ sei bzw. die Kriterien der „Vereinheitlichung“ und ihr geographisch-politischer Geltungsbereich sind in der bisherigen Geschichte von jeweils wechselnden „Ordnungsmächten“ festgeschrieben worden. Das geschah außerhalb des Bereichs der Wissenschaft. Universalgeschichte war in diesem Sinne immer Machtgeschichte der Mächtigsten (der „Hegemonialmächte“ – siehe die jeweiligen Zentren der Weltgeschichtsschreibung), im besten Falle Heilsgeschichte, die von einer obersten Deduktionsmacht (ein „Sinngerber“, der hinter oder über einem ideologischen System stand) ausging oder, sofern man sich nicht per „nationaler Definition“ auf die Ausgestaltung eines begrenzten Territoriums zurückzog (und „Nationalgeschichte“ betrieb), das Ideologem von Gegenmacht, die sich universalhistorisch und/oder religiös begründete. Selbst als scheinbar unverbindliche Kulturgeschichte aller Völker und Reiche von „obscur bis obscön“ diente Universalgeschichte meist der Begründung europäischer („zivilisatorischer“, im Negativfall: biologischer oder rassistischer) Überlegenheit. Symbol für dieser „universalen“ Perspektiven ist die Weltkarte (meist auch noch mit Zeitzonengliederung) mit der jeweiligen Ordnungsmacht im Zentrum.

Im Leipziger Institut hat sich die an Marx orientierte, kosmopolitisch ausgerichtete Universalgeschichtsschreibung den realsozialistischen „nationalen“ und „internationalistischen“ Sinngestaltungen unterordnen lassen. Das war aber nie ein passiver Vorgang, sondern in gewissem Sinne „aktive Anpassung“ unter Nutzung wissenschaftlicher Potenzen. Denn innerhalb und mit der Wissenschaft sowie durch das Wirken der jeweiligen „Leiterpersönlichkeit“ (Originalsprache) blieben eine ganze Reihe von Freiräumen, die noch erweitert werden konnten.⁷¹ Besonders in den Jahren seit 1980 wurden die Sinngestaltungen immer vehementer hinterfragt (sic!: das Wort drückt genau die Befindlichkeiten aus). Negativfolge war zunächst ein Auseinanderfallen in verschiedene Spezialisierungsbereiche. Haltepunkt wurde das Faktum. In Versuchen, diesem Auseinanderfallen entgegenzusteuern, kam es seit 1985 zu vielfältigen Ansätzen der kritischen Neubestimmung, zum Teil auch in Form von Auseinandersetzungen, etwa um neue Methoden. Für das Institut hatten vor allem der Streit um empirische

Methoden, die Bedeutung von Regionen für die Universalgeschichte und die Debatte um Reformprozesse und ihr Verhältnis zu Revolutionen (unter Einbeziehung der deutschen Geschichte) erstrangige Bedeutung.⁷² Es kam also - mit Einschränkungen (siehe die Probleme der Mittel und des Zugriffs auf Quellen) - zu seriösen Untersuchungsergebnissen, wenn man von dem Deduktionsüberbau der alten Sinnbestimmungen absieht, der meist in Vorworten oder Einleitungen abgehandelt wurde, aber auch dort immer kürzer und formaler. Ausgangspunkt und Zielstellung für die universale Perspektive am Leipziger Institut blieb das Konzept der ökonomischen Gesellschaftsformationen und der politische Wechsel zwischen ihnen. Da aber am Institut speziell die Revolutionen und, seit den achtziger Jahren, auch Reformprozesse bearbeitet wurden, die zur Herausbildung der „modernen Gesellschaft“ führten bzw. zu ihrer Ausgestaltung, entwickelte sich ein neues Konzept einer sozial- und kulturgeschichtlich begründeten Geschichte der Politik und der politischen Ideen in der Neuzeit. In einem „Freitagsskolloquium“ 1988 wurde das Grundprinzip der „offenen Geschichte“ konzeptualisiert...

Fest steht, daß diese Debatten durch den schon beschriebenen „Einbruch der Geschichte in die Wissenschaft“ zunächst beendet worden sind. Heute besteht einerseits die Gefahr einer neuen Verhärtung schon überwunden geglaubter Positionen, andererseits entwickelt sich in den Kolloquia des Instituts eine neue Diskussionskultur mit einer gesamtdeutschen Dimension innerhalb der schon immer vorhandenen Internationalität.

Die Theorie der Gesellschaftsformationen, die bei Marx nicht im Sinne des Entstehens einer „realsozialistischen Gesellschaft“ konzipiert worden ist (analog etwa verlief die Kanonisierung des Lehrgebäudes des „Marxismus“ oder gar des Wortungetüms „Marxismus-Leninismus“), muß entweder aufgegeben werden oder das bisher dual gefaßte soziale Gesamtphänomen („Kapitalismus“ versus „Sozialismus“) muß in seiner Gänze neu begriffen werden als „moderne Gesellschaft“, die sich formiert. Der Begriff ist notwendigerweise unklar - er spiegelt aber nur die heutigen Orientierungsschwierigkeitenheiten der Sozialwissenschaften wieder. Oder man befreit den Begriff „Kapitalismus“ von seinem politisch-pejorativen Beiklang, spricht also aus „was ist“ und benutzt den Begriff. Denn bis zur Herausbildung und Formierung dieser Gesellschaftsform, einer Mammutstruktur, die sich trotz oder gerade wegen des seit neunzig Jahren beschworenen Absterbens entwickelt und weiterentwickelt, ist Marx (Weber, Sombart, Braudel u.a.) durchaus im allgemeinen zuzustimmen. Die Begriffe, die im heutigen Sprachgebrauch vorherrschen, wie „Industriestaaten“, westliche „Industrienationen“ oder gar „westliche Demokratien“ spiegeln zwar universalhistorisch wichtige Aspekte wieder, aber eben nur Teilaspekte, die zudem, wie etwa „Industrie“, hart umstritten sind oder als „Industriegesellschaft“ nicht mehr stimmen. Seit geraumer Zeit ist die um 90 Grad gedrehte Konfliktebene (vom „Ost/West“- zum „Nord/Süd“-Konflikt) prägend für die politischen Prozesse der Weltgeschichte, dazu kommen die Gefahren, die sich aus dem Zerfall des Staatskommunismus ergeben.

Auf die Universalgeschichtskonzeption des Leipziger Instituts bezogen bedeutet dies, von der von ihren Forschungsergebnissen immer erwarteten „politischen

Wirksamkeit“ des Weltgeschichtskonzepts in der Triade: Übergang vom „Feudalismus zum Kapitalismus“ – „Übergang vom Kapitalismus (und „seinen“ kolonialen Dependancen) zum Sozialismus“ – „Entwicklung der realsozialistischen Gesellschaft“ radikal abzugehen. Bei den vorwiegend empirisch untersuchten historischen Analysefeldern des 18. und 19. Jahrhunderts dürfte dies rein technisch nicht schwerfallen. Wem es hilft: das muß nicht die Aufgabe der vielbeschworenen Idee des Sozialismus als einer konkreten Utopie der sozialen Gerechtigkeit bedeuten!

Universal-oder Weltgeschichte im klassischen Sinne halte ich heute weder für schreibbar noch für wünschbar, zugleich ist eine „Weltperspektive“ unbedingt notwendig, auch wenn sie den regionalen oder gar lokalen Identitätsankern vieler in die weltweite Kommunikations- und Konsumtionsgesellschaft hineingerissenen (oder unter ihren Strukturen leidenden) menschlichen Gesellschaften partiell zuwiderzulaufen scheint. Auch eine irgendwie geartete „Ordnung“ nach demokratisch überprüfbaren Kriterien ist notwendig. Ob allerdings unter den heutigen Bedingungen aus den Resten alter universalhistorischer Ansätze („minus Leninismus“⁷³) eine hegemoniefreie Weltgeschichte oder Globalgeschichte entstehen kann, darf bezweifelt werden. Denn eine annehmbare Ordnungsalternative ist nur in zaghaften Ansätzen erkennbar. Bisher überwiegt die „tönende Leere“ des Subjekts. Eine akzeptable Deduktionsmacht, die auch politische Macht wäre, und zunächst die Hypothesen neuer universalhistorischer Ansätze prägen könnte, ist nicht in Sicht.

ist/die
mensch
welt

Die Ablehnung der klassischen Universalgeschichte hat drei Hauptgründe. Der erste ist ein – ich könnte jetzt schreiben: antiideologisches, aber auch Antiideologie ist Ideologie – Unbehagen an der Sinnstiftung durch bisherige oberste Deduktionsmächte. Sie erscheinen schon im Begriffssystem, in der Sprache und in den Perspektiven; erst recht in den Zielen.

Der zweite Grund ist die tiefverwurzelte Haltung, zugunsten einer noch zu definierenden postnationalen Historik nicht zum rein „Nationalen“ zurückzukehren. „Deutsche Geschichte“ gibt es nicht. Zugleich sollte diese postnationale Historik nicht vorschnell mit der alten Universalgeschichte gleichgesetzt werden.

Der dritte Grund ist methodischer Art. Wenn man die Deduktionsmächte in Betracht zieht, denn die stehen, wie schon erwähnt, am Ausgang und auf den Kontrollposten eines hierarchisch gegliederten Systems von Begriffen, hat dieser Grund auch methodologische Aspekte. Die empirischen Methoden der Geschichtsforschung haben einen solchen Entwicklungsstand erreicht, daß es möglich erscheint, die Geschichte einer (jeden) „Landsehaft“ (Region, Provinz) und das menschlichen Handelns in ihnen hinreichend zu erforschen, so daß, wenn eine neue Sinngebung möglich sein sollte, eine empirisch abgesicherte, geographisch-historisch begründete „große“ Geschichtssynthese denkbar ist.

Trotz der Ablehnung der Deduktionsmächte einer Universalgeschichte alten Typs können Konzepte und Haltungen K. Lamprechts für eine empirische Globalgeschichte neuen Typs fruchtbar werden:

- Seine Sentenz, das „Universale im Regionalen“ aufzusuchen und die Ergebnisse miteinander zu vergleichen;
- Der wichtige methodische strukturelle Ansatz, der von der Spannung zwischen Mikroregionen („Landschaften“) und Großregionen (Kultur-, Mentalitäts- und Sprachräume) ausgeht, die die unterschiedlichen Entwicklungen der Menschen, ihren Mentalitäten und ihrer Gesellschaften prägen;
- Die sympathische Haltung, alle potentiell untersuchbaren Regionen für gleichberechtigt anzusehen, aus ihnen und aus den materiellen Kulturelementen und der Mentalität ihrer Bewohner Kriterien für Vergleiche zwischen ihnen zu gewinnen
- dieser im Anspruch immanente Universalismus, der nicht qua Wort, Begriff und Sprache Zentren und Peripherien konstruiert.
- Selbst die Lamprechtsche Unterscheidung zwischen Weltgeschichte (= Geschichte der europäisch-westasiatisch/mittelmeerischen Expansion über die Welt) und Universalgeschichte als Geschichte der „gesamten Menschheit“ kann noch heute ein ganz grobes Schema für die Erklärung neuzeitlicher Geschichte abgeben.⁷⁵ Viel weiter sind Weltgeschichten in der zweiten Hälfte des 20. Jh. auch noch nicht gekommen. Die damalige Sinnggebung durch die erhoffte Expansion der Deduktionsmächte „Kaiser und Reich“ kann natürlich nicht akzeptiert werden.

1 Brief W. Markovs an den Autor vorliegenden Beitrages vom September 1991.

2 Siehe: W. Markov, Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung, in: Sinn und Form, 2. Jg., Berlin (1950), S. 109ff.; Ders., Bericht über die Arbeit am Forschungsauftrag zur Geschichte der kolonialen Ausbeutung, in: Wiss. Zeitschrift der Karl-Marx-Universität (WZKMU), 7. Jg. (1957/58), Ges.- u. Sprachw. Reihe, H. 1/2, S. 99ff., spez. S. 101 („verpflichtende Tradition“); Ders., Nachdenken über Geschichte in unserer Zeit, Berlin 1976 (Sitzungsberichte der Akad. d. Wiss. d. DDR, 1975, Nr. 13G), S. 18ff.; Th. Grimm, Gespräch mit Walter Markov, in: Sinn und Form, 39. Jg., Berlin (1987), S. 681ff.; W. Markov, Zwiesprache mit dem Jahrhundert, dokumentiert von Th. Grimm, Berlin und Weimar 1989, bes. S. 190ff..

4 In den gedruckten Einleitungen zu den jeweiligen Protokollbänden der Konferenzen sind kaum Hinweise auf K. Lamprecht zu finden, was wohl auch mit dem mehrmals niedergeschriebenen (und gedruckten) Verdikt aus Berlin (besonders J. Kuzcynski) zu erklären ist. Eine Ausnahme bildet der erste Band der Studienreihe: Studien über die Revolution, hrsg. v. M. Kossok, Einleitung, Berlin 1969, S. VIII f. Teilnehmer der Konferenzen, deren Beiträge die Grundlagen für die anderen Studienbände bilden, erinnern sich sehr gut des mündlichen Bezugs auf Lamprecht, Markov und das Jahr 1909, siehe: H. Schleier, Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht, der „Methodenstreit“ und die Folgen, in: Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie, hrsg. v. H. Schleier, S. 7-45, bes. Anm. 68. Daß die öffentliche Berufung auf Lamprecht außerhalb Leipzigs schwierig gewesen zu sein scheint, zeigen die tiefen konzeptionellen Differenzen zwischen der als einzig wissenschaftlich verstandenen marxistischen „Weltgeschichte“ und einem „stagnativen bürgerlichen Universalgeschichtsdenken“, von dem die Lamprechtsche Auffassung der Welt- bzw. Universalgeschichte eine frühe Variante darstellte, siehe den offiziellen Akademievortrag von 1983 (100. Todestag von Marx!): M. Kossok, Karl Marx und der Begriff der Weltgeschichte, in: Sitzungsberichte der Akad. der Wissenschaften der DDR, Nr. 4G, Berlin 1984, S. 11ff.

5 Ders., Zwiesprache..., S. 191.

6 Wobei kurioserweise in der DDR-Historiographie eine Doppelung in Bezug auf die Russische Geschichte bzw. Geschichte der UdSSR entstand, die sehr wichtig war - allerdings vor allem in ihren negativen Folgen für die historiographische „Mauer“, die die Spaltung des mitteleuropäischen

- Kulturraumes zementieren sollte. Während (theoretisch) die Geschichten aller Nationen unter „Allgemeiner Geschichte“ behandelt werden konnten, gab es eine Spezialrichtung „Russische Geschichte und Geschichte der UdSSR“ sowie „Geschichte der Volksdemokratien“, die institutionell eigene Gebiete bildeten.
- 7 Die Regionalgeschichte (ganz zu schweigen von der Landesgeschichte) wurde in der DDR seit 1969 – mit der Durchsetzung der neuen Sektionsstrukturen und dem Versuch der Etablierung einer DDR-„Nationalgeschichte“ außerordentlich stiefmütterlich behandelt, im Grunde blieb sie nur über die Forschungsgebiete Regionalgeschichte und Kommunalpolitik präsent. Es ist bezeichnend, daß K. Czok seit 1969 an der Universität wohl Seminare zur Regionalgeschichte, aber keine Vorlesungen hielt. Zum Problem der Regionalgeschichte als dem Strukturzusammenhang „aller Bereiche einer ökonomisch-sozialen Totalität“, siehe: H. Zwahr, *Proletariat und Bourgeoisie in Deutschland. Studien zur Klassendialektik*, Köln 1980, Vorbemerkung, S. 9. Zwahrs Arbeiten zeigen sowohl die Lebendigkeit der landesgeschichtlichen Lamprecht-Tradition (ebd., S. 13) wie auch das „Überleben“ der Landes- und Regionalgeschichte in Leipzig. Zur neuerlichen Annäherung zwischen „großer“ Universalgeschichte und Regionalgeschichte siehe: M. Kossok, *La región su perspectiva histórico-universal*, in: *Protocol del I Congrés de Història Local de Catalunya*, 14.-15.11.1991.
 - 8 Hier wäre eine Analyse der konzeptionellen Vorstellungen im damaligen Staatssekretariat für Hochschulwesen vonnöten. Der Freyer-Lehrstuhl sei 1947-1949 wohl vordetgründig aus Finanzgründen freigehalten worden. Dann habe es eine Zusammenlegung des „Lamprecht-Lehrstuhls“ mit dem damals noch apart existierenden Lehrstuhl für Neuere Geschichte (zeitweilig durch A. Kühn besetzt) gegeben. Die Informationen zu diesem Problemkomplex verdanke ich einem Gespräch mit Herrn Siegfried Hoyer, Leipzig, siehe dessen Arbeiten: S. Hoyer, Hans Freyer als Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte (1933-1938), in: *Geschichte und Gegenwart*, 1 (1990), S. 61ff.; Ders., *Der Neubeginn an den Historischen Instituten der Universität Leipzig (1945-1949)*, in: *Jahrbuch für Geschichte* (1991) (im Druck) sowie: *Alma mater Lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität*, von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von S. Hoyer, hrsg. v. L. Rathmann, Leipzig 1984. Eine genaue Darstellung der damaligen Institutionalisierungsprozesse auf der Grundlage von Quellen des Staatssekretariats ist von der Promotion V. Didezaneits (Leipzig) zu erwarten.
 - 9 Der letzte Famulus Lamprechts, H. Schönebaum, ging in den 50er Jahren im landesgeschichtlichen Institut „ein und aus“. (Die Information sowie weitere zur Regionalgeschichte verdanke ich Hartmut Zwahr, Leipzig.) Von besonderer Bedeutung sind die direkten Schüler Lamprechts, die zunächst seine Konzeption fortsetzen wollten. Für den außereuropäischen Bereich dürften hier vor allem H. Freyer und G. A. Rein interessant sein, siehe: H. Freyer, *Weltgeschichte Europas*, Wiesbaden 1948 sowie: G. A. Rein, *Europa und Übersee. Gesammelte Aufsätze*, Göttingen 1961. Zur Gesamtproblematik siehe: Karl Lamprecht, *Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie*, hrsg. u. eingel. v. H. Schleier, Leipzig 1988; H. Schönebaum, *Zum 100. Geburtstag Karl Lamprechts am 25. Februar 1956. Verzeichnis der Schriften Karl Lamprechts...*, in: *WZ KMU Leipzig, Ges.- u. sprachwissenschaftl. Reihe*, Jg. (1955/56), S. 7ff..
 - 10 Zu diesem außerordentlich weiten Feld deutscher Geschichtswissenschaft können hier nur Namen von nach 1949 in Leipzig tätigen Wissenschaftlern und grobe Richtungen erwähnt werden: H. Sproemberg; für die neuere Geschichte: G. Heitz, H. Walther, K. Czok, H. Zwahr, H. Bräuer, alle mit spezieller sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Ausrichtung unter Einschluß der Forschungen zur landesgeschichtlichen Siedlungs- und Namenskunde. Über Sproemberg existiert auch ein Traditionsstrang in die Geschichte des Mittelalters.
 - 11 Siehe W. Schufze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, in: *Historische Zeitschrift* (Beihfte, Neue Folge), hrsg. v. L. Gall, Bd. X, München 1989, S. 283ff.
 - 12 Siehe künftig: Hoyer, *Der Neubeginn...*
 - 13 Siehe: *Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik*, von einem Autorenkollektiv unter der Lg. von R. Badstübner, Berlin 1981, S. 141ff., 165.
 - 14 Siehe: Markov, *Zwiesprache...*, bes. S. 196ff.
 - 15 Ein wichtiger Aspekt kann hiernur am Rande behandelt werden: Seit der III. Hochschulreform wurde Leipzig zum Zentrum der Marxismus-Leninismus („ML“-)Lehrer-Ausbildung. Dieser Institutionalisierung ging allerdings die Abdrängung und „Abservierung“ der Vertreter einer

Wissenschaftsauffassung voraus, die eine kreative und „integrale“ Weiterführung Marxscher Ansätze vertrat (Bloch, Krauss, Behrend, E. u. J. Lips u.a.).

- 16 Siehe: Markov, Zwiesprache..., S. 186.
- 17 Die Informationen verdanke ich mehreren Gesprächen mit Herrn Manfred Kossok, Leipzig, im August und September 1991; siehe auch: Kossok, Von der Schwierigkeit, historisch zu denken und zu schreiben, in: 1789 und der Revolutionszyklus des 19. Jhs. Dem Wirken Walter Markovs gewidmet, Berlin 1986, S. 11ff.
- 18 An dieser Stelle der Strukturdarstellung und ihrer Chronologie müßte eigentlich die tieferlotende Suche nach den Spuren der genuinen Lamprecht-Konzeption, nicht nur in der Geschichte der engeren Ordinarie in der Lamprecht-Nachfolge, sondern in der gesamten Breite der heutigen Struktureinheiten besonders der deutschen Geschichte (Wirtschafts- und Sozialgeschichte), der Regionalgeschichte und der sächsischen Landesgeschichte ansetzen. Das kann vorliegender Aufsatz nur in bescheidensten Ansätzen tun. Lamprechts wichtigste eigene empirische Forschungen lagen bekanntlich auf den Gebieten der deutschen Regionalgeschichte, der geographisch orientierten Landesgeschichte und der deutschen Geschichte im weiteren Sinne. Von diesen Grundlagen her entwickelte er seine universale Perspektive, siehe: L. Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984, sowie: Dies., Territorialgeschichte-Provinzialgeschichte-Landesgeschichte-Regionalgeschichte, in: Civitatum Communitas, Festschrift H. Stob, Köln/Wien 1984, S. 390ff., sowie: H. Weißbach, Die Entwicklung des Institutes für Kultur- und Universalgeschichte, Dipl.Arbeit (masch.schriftl.), Leipzig 1979. Von den Vertretern o.g. Wissenschaftsdisziplinen haben noch vor S. Hoyer (siehe Anm. 8) besonders K. Czok und H. Zwahr vor 1989 immer wieder auf die Lamprecht-Tradition verwiesen, siehe: K. Czok, Karl Lamprechts Wirken an der Universität Leipzig, Berlin 1984 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Bd. 124/6); Ders., Der Methodenstreit und die Gründung des Seminars für Landesgeschichte und Siedlungskunde 1906 an der Universität Leipzig, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte, Bd. 2, Leipzig (1967), S. 11ff.; H. Zwahr, „Wendisches“ in Karl Lamprechts „Kindheits Erinnerungen“ (1914/15). Anläßlich seines 50. Todestages, in: Rozhled <Umschau>, Bautzen, XV. Jg. (1965), S. 353-358; Karl Lamprecht, in: H. Zwahr (Hrsg.), Meine Landsleute. Die Sorben und die Landsitz in Zeugnissen deutscher Zeitgenossen. Von Spenser und Lessing bis Pieck, Bautzen 1984, 2. Aufl. 1990, S. 320-322, sowie: Ders. Proletariat und Bourgeoisie..., S. 13. Überblickt man - schematisch - die seit 1949 gewachsene Struktur der Sektion und des heutigen Fachbereichs Geschichte der Universität Leipzig und speziell jene Struktureinheiten, die die Lamprecht-Tradition anrufen und amufen, so ergibt sich - wiederum schematisch - ziemlich genau die (zum Teil besonders seit 1969 „verdeckte“) Struktur der Lamprechtschen Geschichtskonzeption, allerdings ohne ihre Einheit in einem Institut. Als Verzerrung bzw. sogar Zerstörung dieser Lamprecht-Struktur erwies sich das „strukturelle Ende“ der Landesgeschichte (seit 1969, siehe auch: Anm. 7) sowie vor allem das politisch motivierte Übergewicht der verschiedenen Geschichten der Arbeiterbewegung. Beseitigt werden aber konnte der Strukturansatz nicht, wenn er auch zergliedert wurde. Seit Beginn der achtziger Jahre kam es zunächst stillschweigend, seit 1989 offen zum Abbau und zur Trennung von diesem politisch motivierten Übergewicht (N.B.: hier wird von Übergewicht, nicht von Abschaffung gesprochen!) der Geschichten der Arbeiterbewegung im Sinne einer modernen Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte; siehe die Einleitung „Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht, der Methodenstreit und die Folgen“ von H. Schleier zu dem von ihm herausgegebenen Band: Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie, Leipzig 1988, S. 7-45.
- 19 Siehe: Antrag auf Umwandlung und Umbenennung des Wissenschaftsbereiches (WB) Allgemeine Geschichte 1500-1917 in ein Institut für Universal- und Kulturgeschichte der Neuzeit, Leipzig (September) 1990, S. 2f.
- 20 Zur „Verfassung“ des Instituts, siehe: Antrag auf Umwandlung..., S. 24ff.
- 21 Siehe: Markov, Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG), 17. Jg. Berlin (1969), H. 5, S. 592ff.; sowie: die resümierte Arbeit von Kossok, Vergleichende Geschichte der neuzeitlichen Revolutionen. Methodologische und empirische Forschungsprobleme, Berlin 1981 (Sitzungsberichte ..., Nr. 2/G).

- 22 Die Versuche, eine DDR-„National“geschichte zu konstituieren, waren besonders in den sechziger und siebziger Jahren stark ausgeprägt und genossen in dieser Zeit massive zentrale Unterstützung.
- 23 Bis 1989 ca. 200 Kolloquia, siehe: Kossok, Aus dem wissenschaftlichen Leben der Karl-Marx-Universität. Zehn Jahre Interdisziplinäres Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung. Bilanz - Probleme - Perspektiven, in: WZ KMU, Ges.-u.sprachwiss. Reihe, Leipzig (1987), H. 5, S. 516-526, sowie: V. Baßf, Zur Geschichte des Interdisziplinären Zentrums für vergleichende Revolutionsforschung, Diplomarbeit (masch.schriftl.), Leipzig 1987.
- 24 COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und zur vergleichenden Gesellschaftsforschung, veröffentlicht vom LZf und der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. (Redaktion: M. Bude, D. Ernst, M. Kossok, E. Kroß, K. u. M. Middell, R. Müller-Syring u. M. Zeuske).
- 25 Bisher sind die Nummern I und II (1991) erschienen.
- 26 Siehe: G. Kahle, Necrología: Richard Konetzke (1897-1980), in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas (JbLA) 18 (1981), S. VIII.
- 27 Siehe den Briefwechsel M. Kossok - W. Markov (unpubliziert, Information von M. Kossok).
- 28 A. Dessau, Die Sektion Lateinamerika-Wissenschaften der Universität Rostock im 25. Jahr der DDR, in: Asien, Afrika, Lateinamerika (AALa), Bd. 2 (1974), H. 5, S. 676ff.
- 29 Ebenda, S. 769, siehe auch: Semesterbericht der Sektion Lateinamerikawissenschaften der Universität Rostock, Rostock, 1965ff. (seit Herbstsemester 1965).
- 30 Nach Informationen von M. Kossok und Max Zeuske.
- 31 Die „Aufgabe“ des Zentrums wurde folgendermaßen definiert: „Koordinierung und Anleitung aller Historischen Institute, Abteilung und Arbeitsgruppen der Karl-Marx-Universität, an denen Forschungen zur afro-asiatischen und lateinamerikanischen Geschichte durchgeführt werden. Der Schwerpunkt in Forschung, Lehre und Populärwissenschaft liegt auf dem Gebiet der Geschichte der nationalen und antikolonialen Befreiungsbewegungen nach 1945“, siehe: Lateinamerika zwischen Emanzipation und Imperialismus. 1810-1960 (Studien zur Kolonialgeschichte und zur Geschichte der Nationalen und kolonialen Befreiungsbewegung, hrsg. v. W. Markov, Bd. 6/7), Berlin 1961, S. 296f.
- 32 Siehe die Dissertation von M. Kossok, El virreinato Rio de la Plata. Su estructura económica-social, Buenos Aires 1959, dritte Auflage 1988.
- 33 Eine gern erzählte Anekdote aus der Institutschronik betrifft die „Aufteilung der Welt“ 1954 unter die drei Markovschüler Lothar Rathmann, Manfred Kossok und Kurt Büttner.
- 34 Siehe: W. Markov, Probleme des Neokolonialismus und die Politik der beiden deutschen Staaten gegenüber dem nationalen Befreiungskampf der Völker, in: Zur Geschichte des Kolonialismus und der nationalen Befreiung, Sonderheft der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG), IX. Jg. Berlin (1961), S. 7ff.
- 35 Die Materialien wurden nicht in Buchform publiziert; einzelne Aufsätze siehe: Materialien der Konferenz: Die politische Funktion der Armee in den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas (7./8. Dezember 1966, masch.schriftl.), KMU, Sektion Asien-Afrika- und Lateinamerikawissenschaften (Beiträge von L. Rathmann, M. Kossok, K. Drechsler, A. F. Shulgovski - Moskau, Max Zeuske, J. Sumavski - Prag, J. Kübler, Seifert - Prag, H. Nimschowski, G. Hoffmann, C. Mährdel, L. W. Gontscharov - Moskau, H. Loth, Novak - Prag, H. Kroske, A. Sobolew - Moskau, G. Lewinson - Moskau, W. Lulei, M. Saro, A. Krause, B. Kirchhof, J. Kovar.
- 36 Siehe: Studien zur Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, hrsg. v. W. Markov/M. Kossok/L. Rathmann (seit Bd. XII, 1966, Bde. I-XI, 1959-1964: Studien zur Kolonialgeschichte und Geschichte der nationalen Befreiungsbewegung). Das Jahrbuch: Die nationale Befreiungsbewegung, Leipzig 1963-65, (seit 1966): Asien, Afrika, Lateinamerika - Bilanz, Berichte, Chronik.
- 37 Am Abschluß der Arbeit dieser Arbeitsgruppe stand das Ehrenkolloquium für Th. Büttner am 21. Juni 1990 in Leipzig. Die Informationen verdanke ich Herrn Max Zeuske, Rostock.
- 38 Siehe: Markov, Zwiesprache..., S. 179ff., bes. S. 181-187.
- 39 Siehe die Informationen von Kossok: „Ob man Markovschüler werden wollte, hing nicht von ihm ab, sondern von einem selbst“, siehe auch: „Hoffnung kann enttäuscht werden“. Ernst Bloch in Leipzig. Dokumentiert und kommentiert von Volker Caysa, Petra Caysa, K. D. Eichler u.a., Frankfurt a. Main 1991.

- 40 Mitglieder des heutigen Instituts für Universal- und Kulturgeschichte (mit Stelle) sind mit einem (*) gekennzeichnet, allerdings wird diese prosopographische Schenra erst einigermaßen stimmig, wenn die Schwankungsbreite einer Historikergeneration mit +/- zehn Jahren angesetzt wird. Der hier erfaßte Personenkreis stellt eine Auswahl dar, in der bei weitem nicht alle erfaßt werden können, die in der Geschichte des Instituts eine Rolle gespielt haben. Auch die ausländischen Schüler von W. Markov (etwa Clarence J. Munford, heute Professor an der University of Guelph, Canada) können hier nicht aufgeführt werden.
- 41 Walter Goetz (1867-1958) als unmittelbarer Nachfolger Lamprechts wird hier nicht erwähnt, weil er etwa der gleichen Generation wie Lamprecht angehört.
- 42 Diese Personen bilden den „eigentlichen Kreis“ der engeren Markovschüler, darüber hinaus entstand durch das kollegiale Verhältnis von Markov speziell zu W. Krauss, aber auch zu E. Bloch und H. Mayer ein „äußerer Kreis“ von „Markovianern“, die hier nicht alle namentlich erwähnt werden können.
- 43 Die Gruppe der unter b) Genannten sind z.T. im gleichen Alter wie die unter a) Aufgeführten, haben aber nicht in Leipzig studiert, sind von anderen Einrichtungen nach Leipzig gekommen oder berufen sich auf eine andere, von Lamprecht beeinflusste Traditionslinien (wie etwa der Siedlungsgeschichte im Sinne R. Kötschkes) bzw. haben, da sie spezielle Bildungswege durchliefen, bei den unter a) Genannten studiert.
- 44 Die genaue prosopographische Analyse, die als verbindendes Kriterium bei der Promotion der jeweiligen Person ansetzen müßte, sollte sich auch dem Wirkungskreis derjenigen hier Aufgeführten widmen, die das Institut aus den unterschiedlichsten Gründen verlassen haben.
- 45 Eine wissenschaftsinterne Erklärung dieses Phänomens bietet Markov schon auf den ersten Seiten der „Zwiesprache“, siehe: Ebenda, S. 10ff.
- 46 Siehe die Einführung von J. Fontana zum Band: M. Kossok/A. Soboul/G. Brendler/J. Kübler/M. Zeuske/W. Küttler, *Las revoluciones burguesas*, Barcelona 1983, S. 5ff.
- 47 Siehe: „Antrag auf Umwandlung...“, S. 10.
- 48 Ebenda, S. 36.
- 49 Siehe: Diplomarbeit V. Baer (Anm. 21).
- 50 Siehe: Markov, Jacques Roux oder vom Elend der Biographie, Berlin 1966; Ders., Die Freiheiten des Priesters Roux, Berlin 1967; Ders., Jacques Roux, *Scripta et Acta. Textes présentés par W. Markov*, Berlin 1969; siehe auch: W. Markov, Lebensdaten und Bibliographie, in: *Studien über die Revolution...*, S. 589ff.
- 51 Siehe: Markov, *Zwiesprache...*, S. 180.
- 52 Markov/Soboul, 1789. Die Große Revolution der Franzosen, Berlin 1979; Markov, *Grand Empire. Sitten und Unsitten der Napoleonzeit*, Leipzig 1984; Markov, *Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789-1799*, 2 Bde., Leipzig 1982.
- 53 Wie etwa die Reihe: „Studien zur Kolonialgeschichte und zur Geschichte der nationalen und kolonialen Befreiungsbewegung“, hrsg. v. W. Markov seit 1959.
- 54 Markov, *Zwiesprache...*, S. 193.
- 55 In: WZ KMU, 5. Jg. (1955/56), Ges.-u.sprachw. Reihe, H. 2 (Teil I) u. H. 3 (Teil II), SS. 121ff. u. 229ff. Das Material wird heute noch u.a. an der Freien Universität und an der Sorbonne Paris als Lehrmaterial verwendet.
- 56 Siehe: M. Kossok/W. Markov, Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit, in: *Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte 1500-1917*, Berlin 1974, S. 1ff.
- 57 Autorenkollektiv unter der Leitung v. M. Kossok, Berlin 1986.
- 58 Siehe: M. Kossok/W. Küttler, Die bürgerliche Revolution: Grundpositionen einer historisch-vergleichenden Analyse, in: *Vergleichende Revolutionsgeschichte - Probleme der Theorie und Methode*, hrsg. v. M. Kossok, Berlin 1988 (allerdings schon 1982/83 geschrieben, siehe: Vorbemerkung, S. VIII), S. 1ff.
- 59 Im Sinne der Arbeit von H. White, *Metahistory*, München 1991, wäre es zweifelsohne eine reizvolle Aufgabe festzustellen, inwieweit gerade der Stil schulbildend wirkte.
- 60 Siehe: Markov, *Grundzüge der Balkandiplomatie*.
- 61 Siehe die Arbeiten von Werner Deich, besonders: Sozialökonomische Strukturvergleiche und

- Formationstheorie, in: Leipziger Beiträge zur Revolutionsforschung (I.BR), Lehrheft 30, Leipzig 1990.
- 62 Dargelegt sind die Grundzüge dieser vergleichenden Methode in den bereits erwähnten zwei „Methodologie-Artikeln“ von 1974 und 1988 (siehe die Anm. 53 u. 55) und die Arbeit „Vergleichende Geschichte nenzeitlicher Revolutionen“ (1981, siehe: Anm. 19).
- 63 Information von M. Kossok 1991: „Die Gründung der Sektionen war der Tod der Kolonialgeschichte“.
- 64 Siehe: Studien über die Revolution, Berlin 1969, Einleitung von M. Kossok, S. IX.
- 65 Siehe: Vergleichende Revolutionsgeschichte - Probleme der Theorie und Methode, Einleitung, S. 2.
- 66 Ausnahmen sind die Bereiche: Frühbürgerliche Revolution, Dreißigjähriger Krieg, napoleonische Kriege und I. Weltkrieg.
- 67 Siehe: „Seminarbauplan“, erarbeitet von H. Bach und Max Zeuske 1973/74.
- 68 Antrag eines betreuenden Wissenschaftlers über seinen Lehrstuhlleiter auf Bereitstellung sog. „sekretierter Literatur“ (noch heute an den Karteikarten durch die Eintragung „libri. sept.“ zu erkennen). Da das Verhältnis zwischen Studenten und Wissenschaftlern quantitativ sehr günstig war und die Betreuung in der Regel intensiv, wurden diese Bestimmungen, war das Vertrauensverhältnis zwischen Betreuer und Betreutem einmal hergestellt, ausgesprochen lax gehandhabt.
- 69 Auf die notwendigen Differenzierungen in bezug auf Lehrkräfte und Wissenschaftler, die in ihren Seminaren „offen redeten und reden ließen“ und sich damit jahrelange Schwierigkeiten einbrachten, soll hier verwiesen werden.
- 70 Siehe auch hier die Vielzahl von Konzeptionen.
- 71 Hier sei für den Bereich der Wissenschaft nur auf die Flexibilisierung des Revolutionsbegriffes hingewiesen (siehe die Zusammenfassung und Systematisierung in der Akademieschrift „Vergleichende Geschichte...“, (wie Anm. 19)).
- 72 Siehe die frühen Überlegungen zum „reformerischen Weg“, ebend., S. 50ff., sowie besonders: Revolution und Reform beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus (I.BR 16), hrsg. v. M. Kossok, Leipzig (1986).
- 73 „Minus Leninismus“ würde ja nicht nur das lächerliche öffentliche Abschwören oder das Absagen und Zertrümmern zahlreicher Denkmäler bedeuten, sondern vor allem die Überprüfung der Sprache und des Begriffssystems.
- 74 Siehe: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. November 1991, Nr. 270/S.N.3.
- 75 Siehe: K. Lamprecht, Europäische Expansion, in: Ullsteins Weltgeschichte, hrsg. v. J. v. Pflugk-Hartung, Bd. Geschichte der Neuzeit, Berlin 1910, S. 597ff.

Karl Lamprechts Universalgeschichtskonzeption im Umfeld seiner Zeit

In einem Briefentwurf aus dem Jahr 1914 an Hans Delbrück bemerkte Karl Lamprecht,¹ daß es sowohl inner- als auch außerwissenschaftliche Gründe waren, die ihn etwa im Jahre 1900 – d.h. zeitlich: als die „Deutsche Geschichte“ zwar noch nicht vollendet, aber in der Konzeption festgelegt war – zur Universalgeschichte drängten. Zum einen glaubte Lamprecht, mit seiner Kulturzeitalter-Konzeption einen Ansatz gefunden zu haben, der sich von der Nationalgeschichte auf die Universalgeschichte übertragen ließ und ein weltgeschichtliches Interpretationsmodell darstellte, so daß der erweiterte Blickwinkel für ihn, wie er formulierte, ein „innerlich notwendiger Schritt“ war. Zum anderen drängte die Zeitgeschichte in dieselbe Richtung: Kolonial- und imperialistische Weltpolitik, weltwirtschaftliche Aktivitäten und staatlich geförderte äußere Kulturpolitik führten u.a. zur Gründung neuer Wissenschaftsinstitutionen und förderten nicht nur das Interesse an Welt- bzw. Universalgeschichte, sondern bedingten neue historische Fragestellungen und neue Forschungskonzeptionen. In diesen Zusammenhang führte Lamprecht in dem erwähnten Briefentwurf einen wichtigen wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkt an. Es sei ihm zugleich klar geworden, daß die bisherige Ausrichtung der Geschichtswissenschaft auf die politische Geschichte und die eingetretene Vereinzelung der Geisteswissenschaften an den Philosophischen Fakultäten dafür nicht gerüstet waren, so daß in dem heutigen deutschen Universitätsbetrieb vielmehr, wie er hervorhob, eine „völlige Revolution“ in Richtung auf eine „organisch geschnittene Summe von Disziplinen notwendig sei“. Er sah dies als Bestätigung seiner Haltung in dem sog. Methodenstreit der 1890er Jahre an.

Zu dieser interdisziplinären Neuorientierung selbst nicht nur wissenschaftlich, sondern auch institutionell beizutragen, wurde Lamprecht durch die Auswirkungen des Methodenstreits gedrängt. Seine Stellung innerhalb der Leipziger Philosophischen Fakultät wurde durch laufende Auseinandersetzungen zusehends eingeschränkt. Innerhalb des Historischen Seminars besetzten 1903 bei der Neuordnung der Abteilungen Gerhard Seeliger die mittelalterliche, Erich Brandenburg die neuere Geschichte und legten Lamprecht auf Kultur- und Universalgeschichte fest. Einerseits empfand dies Lamprecht als Okkupierung der auch von ihm vertretenen Themenbereiche, andererseits hatte er freiere Hand, in seiner Abteilung interdisziplinär vorzugehen und internationale Kontakte zu knüpfen. So war es kein Zufall, daß Lamprecht nach weiteren heftigen Streitfällen die Verselbständigung seiner Arbeitsbereiche durchsetzte und 1909 sein Institut auf Kulturgeschichte und Universalgeschichte programmierte.

Im Vergleich zu anderen Seiten seines Wirkens hat Lamprechts Eintreten für die Universalgeschichte bisher weniger Beachtung gefunden. Bedingt durch den Beginn des ersten Weltkrieges und infolge seines frühen Todes im Jahr 1915 konnte Lamprecht in den wenigen seit 1909 verbleibenden Jahren in dieser Hinsicht nur einige wichtige Anstöße vermitteln, die Lehre und die Forschung aktivieren, ohne seine Ansätze detaillierter umsetzen zu können.

Auf diese Ansätze soll zunächst in sechs Gesichtspunkten kurz eingegangen werden, ehe ich anschließend versuche, Lamprechts Bestrebungen in das Geschichtsdenken der deutschen Fachhistoriker seiner Zeit einzuordnen.

Erstens imponiert die umfassende Weise, in der Lamprecht die Probleme der Universalgeschichte sah und in der Praxis ausging. Lamprecht versuchte einen geschichtstheoretischen Rahmen zu setzen, der interdisziplinär angelegt war und für den entsprechende Forschungsmethoden entwickelt werden sollten. Das Lehrprogramm seines Instituts wurde ebenfalls darauf ausgerichtet. Des weiteren war Lamprecht erfinderisch bemüht, staatliche und private Geldmittel für den Ausbau einer sachgemäßen Bibliothek und für historische Forschungen und Editionen zu gewinnen. Die Krönung sollte ein universitäres, mit seinem Institut verbundenes Forschungsinstitut werden, das 1914 im Rahmen der sächsischen König-Friedrich-August-Stiftung ins Leben gerufen wurde. Daneben hatte Lamprecht bereits auf verschiedenen parallelen Wegen die Sammlung universalgeschichtlichen Materials und die Vorbereitung von verschiedenen Publikationen eingeleitet.

Zweitens ist hervorzuheben, daß Lamprecht im Unterschied zu anderen welt- und universalgeschichtlichen Ansichten seiner Zeitgenossen davon ausging, daß die Universalgeschichte eines geschichtstheoretischen Gerüsts bedürfe. Denn er verstand „Universalgeschichte“ als eine zusammenfassende „Geschichte der gesamten Menschheit“, die er von „Weltgeschichte“ als der „Geschichte der europäischen Expansion und des westasiatisch-mittelmeerischen Kulturkreises“ unterschied.² Ihm ging es – ohne geschichtsphilosophische Ambitionen – um diese Menschheitsgeschichte. Ein bloße internationale Politik-, Kriegs- und Beziehungsgeschichte fand er zuriefst unbefriedigend. Nach 1900 kam er zu der Ansicht, daß eine universalgeschichtliche Interpretation nur auf kulturgeschichtlicher Basis wissenschaftlich sein konnte, wie andererseits jede tiefere Auffassung der Kulturgeschichte universalgeschichtlich sein müsse. Als letztendlicher geschichtstheoretischer Rahmen für die Universalgeschichte schwebte Lamprecht eine „Theorie des Chrakters und des Ablaufs der Kulturzeitalter“ vor.³ Doch blieb das Theoriekonzept ungenau, im einzelnen unausgeführt und in den Begriffen schwankend, so daß es bis heute viele Irritationen erzeugte.

Ich kann hier nur einige wenige Aspekte andeuten. Die Erfahrungen seiner „Deutschen Geschichte“ und die Hypothesenbildung vom Nationalen auf das Universale ausweitend, wollte Lamprecht die Abfolge der Kulturzeitalter gewissermaßen als weithin gültige „Mechanik“ auf die Erforschung anderer Nationen und Kulturen ausdehnen, zum Maßstab internationaler Vergleiche setzen, der die empirische Forschung leiten sollte. Dies blieb bei seinen Zeitgenossen ebenso umstritten wie die psychogenetische Ausrichtung seiner Kulturzeitalter und ihre

Festlegung auf jeweils einen dominanten geistig-seelischen Gesamthabitus. Die anvisierte Übertragbarkeit des Entwicklungsprozesses der Kulturzeitalter von einer Nation auf andere, erst recht auf solche entfernter Kulturen wurde – nicht zu unrecht – als unhistorisch empfunden. Auch der Begriff der Nation läßt sich auf frühere Zeitalter und außereuropäische Regionen nicht bzw. nur beschränkt übertragen und greift hier zu kurz. Aus historistischer Sicht wurde ferner kritisiert, daß Lamprechts Interesse sich nicht auf das Individuell-Spezifische, sondern vorwiegend auf das Regelmäßige, ja auf sog. „Gesetzmäßigkeiten“ richtete. Doch hat Lamprecht zumindest seit 1905, sicher mit dem Zugewinn universalgeschichtlichen Wissens, vorsichtiger geurteilt und neben der allgemeinen „Mechanik“ auf die spezifischen Elemente nationaler Entwicklungsstränge hingewiesen, was dann nur noch selten zur Kenntnis genommen wurde. Inwieweit die These Friedrich Seiferts aus dem Jahr 1925 zutrifft, Lamprecht habe um diese Zeit seine Geschichtsauffassung grundlegend zu wandeln begonnen,⁴ also seit Mitte der 1890er Jahre ein zweites Mal, müßte anhand seiner Schriften systematisch nachgeprüft werden.

Des weiteren blieb Lamprechts Aufmerksamkeit für wirtschafts- und sozialgeschichtliche Faktoren, die bis Mitte der neunziger Jahre so maßgeblich gewesen war, auch später erhalten, meinte er doch, daß auf Übergänge zu neuen Wirtschafts- und Sozialformen häufig Übergänge zu neuen Kulturzeitaltern erfolgten.

Bemerkenswert ist drittens die umfassende zeitlich-räumliche und inhaltliche Dimension, die Lamprecht seiner Universalgeschichte zugrunde legte. Entgegen geläufigen und meist eurozentristischen Vorstellungen wollte Lamprecht nicht nur die historisch besonders wirksamen Völker, Staaten und Kulturen einbeziehen, sondern auch in breitem Maße Asien, insbesondere China und Japan, aber auch Australien, Altamerika, d.h. die fernen und die einfachen Kulturen der Vergangenheit und Gegenwart. Gerade in den sog. niederen Kulturen seiner Zeit versprach er sich Aufschlüsse für die ursprünglichen Kulturzeitalter der Menschheit. Ein Beleg hierfür ist eine handschriftliche Notiz vom August 1909, die eine Bandplanung für eine siebenbändige „Weltgeschichte“ enthält.⁵ Danach war folgende Aufteilung vorgesehen: Bd. I: Konzeptionelle Grundlagen – Völker der niedersten Kulturstufen. II: Passive Völker höherer Kulturstufen: Altamerikanische Kulturen, indische und deren Tochter-Kulturen. III: Die ostasiatischen Kulturen: China, Korea, Japan, Siam. IV: Die westasiatischen Kulturen des östlichen Mittelmeerbeckens (einschließlich Griechenlands!). V: Die universalen Bildungen des Mittelmeerbeckens (Rom, Byzanz, Islam). VI: Die europäische Geschichte bis ins 17. Jahrhundert. VII: Kultur und Expansion der europäischen Völker bis zur Gegenwart. Einen bedeutsamen Gegenstand der Erforschung sollten auch die gegenseitigen Berührungen und Beeinflussungen der Kulturen untereinander bilden, um den universalgeschichtlichen Prozeß insgesamt besser zu erklären.

Viertens muß noch einmal auf das interdisziplinäre Herangehen Lamprechts verwiesen werden. Völkerkunde, Kunstgeschichte, Geographie, Psychologie, Nationalökonomie, Philologie, Rechts- und Religionsgeschichte, Siedlungskunde, Kolonialgeschichte, Volkskunde, Technikgeschichte usw. wurden in einer Zeit der

Vereinzelung und zunehmenden Spezialisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften gegen manchen Widerstand an der Fakultät in das Lehr- und Forschungsprogramm seines Leipziger Instituts einbezogen. Dozenten aus europäischen und außereuropäischen Ländern hielten, gelegentlich auch in fremden Sprachen, Lehrveranstaltungen. Lamprecht zog verschiedene junge Spezialisten heran, auch wenn sie noch nicht habilitiert waren, wogegen er manche Einwände überwinden mußte. Insgesamt bot das Institut auf diese Weise ein attraktives Lehrprogramm.

Fünftens legte Lamprecht großen Wert auf die Ausbildung universalgeschichtlicher Methoden und ihre Handhabung in Lehre und Forschung, die die Universalgeschichte empirisch untermauern sollten. Seminare waren die bevorzugte Lehrform an seinem Institut. Erhaltene Protokolle von seinen Übungen illustrieren, daß Lamprecht seine universalgeschichtlichen Leitgedanken weitaus stärker, als ihm seine Gegner nachsagten, mit einer empirischen Arbeitsweise zu verbunden suchte.⁶

Bevorzugte Methode war die des Vergleichs nationaler Entwicklungen bzw. einzelner Kulturzeitalter, Vergleiche in horizontaler und vertikaler Hinsicht. Aber auch auf Analogie und Typologisierung wurde verwiesen, wenn im einzelnen auch recht unbestimmt und umstritten. Mentalitätsgeschichte, wie wir heute sagen würden, war gleichfalls ein wichtiges Forschungsinteresse, zu deren Methoden sich Lamprecht insbesondere in der „Einführung in das historische Denken“ (1912) äußerte.

Berechtigt muß Lamprecht auch Fragen der internationalen Kulturübertragungen, ihren Übertragungswegen und -formen Gewicht bei. Mochten hierbei Begriffe wie Reflexion und Renaissance für verschiedene Übertragungsformen methodisch sinnvoll sein, so wohl kaum naturwissenschaftliche Begriffe wie Osmose, Diosmose, Endosmose und Exosmose.

Generell bleibt zu sagen, so wertvoll manche seiner methodischen Ansätze waren, so unsystematisch, sporadisch und terminologisch häufig variiert wurden sie vorgebracht. Für eine methodologische Durchdringung ließ sich Lamprecht bei den vielen gleichzeitigen Arbeiten und den dauernden Polemiken zu wenig Zeit.

Sechstens soll noch auf einige universalgeschichtliche Problemfelder verwiesen werden, von denen Her Lamprecht wichtige Aufschlüsse für die Vergleiche der Kulturzeitalter erhoffte. Es waren zum einen die bereits erwähnten Übergangsperioden der Geschichte, die nach Aufschlüssen und Erklärungen für historische Prozesse und für die Veränderungen des Seelenlebens in den Kulturzeitaltern befragt werden sollen. Hierbei standen sozialpsychologische und evolutionär-kulturgeschichtliche Vorgänge im Mittelpunkt seines Interesses. Zum anderen war Lamprecht der Meinung, von der Vorgeschichte wie von den Verfallsepochen auf den Charakter von Kulturen schließen zu können. Hat Lamprecht mit den Verfallsepochen ein Thema aufgegriffen, das in den letzten Jahrzehnten von ganz verschiedenen Gesichtspunkten her angegangen und in seiner historischen Relevanz bestätigt wurde, so bekam seine sozialpsychologische Sicht auf die Vorgeschichte, die man heute bei dem großen Interesse für Ethnisch-Symbolisches vielleicht

unbefangener würdigen kann, für seine Fachkollegen einen makabren Sinn. Vor allem die mit großer Hartnäckigkeit und mit erheblichem finanziellen Aufwand vorgenommene Sammlung von Kinderzeichnungen aus vielen Ländern, mit deren Hilfe er Entstehungsphasen einfacher Kulturen zu entschlüsseln hoffte, war ein Vorwand, seine Universalgeschichte *pars pro toto* pauschal abzulehnen.

Weiter verwies Lamprecht in Anlehnung an Ratzel auf räumliche Einwirkungen auf die Geschichte, denen man ebenso nachgehen solle wie der Frage nach verschiedenen Zeitverläufen von Teilerscheinungen.

Aus Zeitgründen kann ich auf zwei weitere wichtige Aspekte nicht eingehen, erstens welche kulturpolitischen Konzeptionen mit seinem Wirken verbunden waren, die insbesondere außerhalb der historischen Zunft das lebensweltliche und politische Interesse an seinen Plänen wachhielten,⁷ zweitens mit welchen Mitteln Lamprecht auf dem langen Marsch zu einer umfassenden Universalgeschichte die Ansammlung universalgeschichtlichen Wissens und die Problematik durch die Vergabe von Dissertationsthemen fördern wollte. Nun soviel sei gesagt, daß Lamprecht seit 1907 entsprechende Dissertationsthemen vergab, von denen bis 1915 immerhin zehn abgeschlossen wurden.⁸ Lamprecht übernahm die Fortsetzung bzw. Neufassung der „Allgemeinen Staatengeschichte“ von Heeren-Uckert, für die er mit Erfolg ausländische Historiker wie Blok, Iorga und Pirenne ansprach, die Geschichte ihrer Länder oder wichtiger Staaten auszuarbeiten. Ab 1913 gab er zusammen mit seinem Schüler Helmolt ferner die Sammlung „Das Weltbild der Gegenwart“ heraus. In seinem Nachlaß befinden sich verschiedene Banddispositionen aus den Jahren 1904 bzw. 1909/10 für eine fünf- bzw. siebenbändige Weltgeschichte und zahlreiche Merkzettel mit Materialhinweisen, Notizen sowie Zeitungsausschnitten.

Mit Blick auf das geschichtswissenschaftliche Umfeld ist festzustellen, daß Ende des 19. Jh. die akademische deutsche Geschichtswissenschaft der Universalgeschichte im Verhältnis zur Staaten- und Nationalgeschichte oder der historischen Biographie wenig Aufmerksamkeit schenkte. Aus zwei Gründen: In dem vorherrschenden Empirismus und der Spezialisierung auf immer engere Forschungsgebiete überwog die Meinung, die Quellen könne in weltgeschichtlicher Dimension niemand beherrschen. Zum anderen war, worauf Herbert Schnädelbach berechtigt hingewiesen hat,⁹ angesichts der sich gewaltig verändernden Welt und ihrer Gesellschaftsstrukturen der Glaube an die „göttliche Ordnung der Dinge“, der noch für Ranke die Einheit der Geschichte stützte, verlorengegangen. Was dann den Autoren übrig blieb, betrachtete man als Geschichtsphilosophie, und diese wiederum siedelte man außerhalb der Geschichte an. Symptomatisch hieß es in dem bekannten „Grundriß der Geschichtswissenschaft“ von Aloys Meister und Otto Braun: „Weltgeschichte im Sinne einer allgemeinen Geschichte der gesamten Menschheit in ihrem inneren Zusammenhange ist ein so schwieriges Problem, daß es eine allseitig befriedigende Lösung noch nicht gefunden hat.“¹⁰ Historiker, die wie Julius Pflugk-Hartung Universalgeschichte bejahten und betrieben, gerieten in den Geruch der oberflächlichen Vielschreiberei. Auch Rankes Alterswerk der „Weltgeschichte“ wurde allgemein mit Kopfschütteln aufgenommen und von

Eduard Meyer und anderen als eines seiner schwächsten Werke angesehen. Vorlesungen zur Weltgeschichte, wie sie Hans Delbrück seit 1898 hielt, blieben die Ausnahme an deutschen Universitäten, wie Horst Walter Blanke bei der Durchsicht der Vorlesungsverzeichnisse festgestellt hat.¹¹

Führten diese Gründe zu einer Zurücksetzung der Weltgeschichte, erfuhr sie andererseits mächtige Anstöße aus dem Zeitgeschehen. Das Zusammenwachsen der Welt zu engen politisch-wirtschaftlichen Wechselbeziehungen erweiterte gerade in diesen Jahrzehnten die Kenntnis der außereuropäischen Völker und führte in den Geistes- und Sozialwissenschaften zumindest in einigen wichtigen Aspekten zur Infragestellung des bisherigen Europazentrismus.

Wie reagierte die akademische Geschichte auf diese Herausforderungen? Ein konsensfähiger Ansatz des Herangehens existierte nicht. So finden wir nebeneinanderher ganz verschiedenartige Versuche, dem Zeitbedürfnis und den aktuellen wissenschaftlichen Problemstellungen Rechnung zu tragen. Die großen sachlichen Schwierigkeiten, die sich einer Weltgeschichtsschreibung entgegenstellten, die noch sehr ungleichmäßig erforschten Räume, Völker und Zeiten, die die Theoriebildung erschwerten, sollen dabei gar nicht in Abrede gestellt werden. Ich kann diese Ansätze nur stichwortartig anführen und verweise auf Ernst Schulins instruktive Übersicht von 1979.¹² Nur oberflächlich wurde die nationalstaatliche Sicht der borussischen Schule durch die sog. Neorankeaner zu einer eurozentrischen Universalgeschichte erweitert. Sie blieb historistisch-politikgeschichtlich orientiert, wobei Ranks Name für eine materialistische Machtstaatsgeschichte mißbraucht wurde. Einem europäischen Blickwinkel war auch Dietrich Schäfers „Weltgeschichte der Neuzeit“ (1907) verhaftet, die ausdrücklich mit der Kolonialisierungsphase der frühen Neuzeit als des Beginns des weltgeschichtlichen Blickwinkels und des weltweiten Handlungsraumes einsetzte. Empirisch-individualisierende Darstellungen, für die theoretische Äußerungen der Althistoriker Eduard Meyer und Julius Kaerst charakteristisch sind, kamen von der Quellenbreite her nicht über einzelne Zeitalter, in diesem Falle das Altertum, hinaus.

Außerdem verschob sich die erkenntnistheoretische Vorstellung von dem Objektiven auf das Subjektive. Eduard Meyer zufolge bestand die Geschichte aus einer „unendlichen Masse von einmal gewesenen Einzelvorgängen“, und es sei der Historiker, der entsprechend seinem Einsichtsvermögen Wesentliches herausgreife und in Zusammenhänge stelle.¹³ Inwieweit diese realen Einzelvorgänge in gesellschaftliche Strukturen eingebettet waren und wie man diese rekonstruieren könne, trat in dieser erkenntnistheoretischen Auffassung der Sinnstiftung in den Hintergrund. Gerade auch deshalb geriet Lamprecht in den Verdacht des Positivismus und Materialismus, weil er in seiner kausalgenetischen Betrachtungsweise materiellen und ideellen Strukturen nachzugehen versuchte.

Die geläufigste Verlegenheitslösung bestand in Sammelwerken aus der Feder verschiedener Autoren, in der Regel eine kompendienhafte und zugleich kompilatorische Sammlung von Staaten- und Völkergeschichten, unter wechselnden Begriffsbildungen bald als Welt-, bald als Universalgeschichte firmiert. Die bekannteste war die von Wilhelm Oncken herausgegebene „Allgemeine Geschichte

in Einzeldarstellungen“ in 45 Bänden (1879/93). Ein sechsbändiges Sammelwerk gab Pflugk-Hartung 1907/10 heraus. Auch die Franzosen, Briten und Nordamerikaner konzentrierten sich auf zum Teil vielbändige Kompendien mit zahlreichen Autoren, wovon die Cambridge History (ab 1902) die wissenschaftlich wertvollste geworden ist.¹⁴ Ein Novum bildete die von Hans F. Helmolt herausgegebene „ethno-geographische“ Weltgeschichte (1899/1907), die tatsächlich alle Kontinente und viele vernachlässigte Völker berücksichtigte, aber deren Autoren ebenfalls zu keiner gemeinsamen Konzeption fanden.

Ansätze zu einer universalen Sinnstiftung fanden sich nur vereinzelt und blieben umstritten. Dazu zählen Versuche der Neubelebung einer theologisch fundierten Weltgeschichte (Rudolf Rocholl, 1905, u.a.) oder die eigenwillige evolutionäre „historische Psychophysik“ der Geschichtsphilosophie des Hallenser Historikers Theodor Lindner (ab 1901). Für die historische Zunft interessanter erwiesen sich universale Kreislauftheorien wie die sog. Weltperioden des Althistorikers Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, der den Kreislauf von Altertum, Mittelalter und Neuzeit in jedem Zeitalter voraussetzte. Damit in engerer oder weiterer Beziehung standen Kulturkreislehren, kulturell-geistig-politische oder wie bei dem Völkerkundler Leo Frobenius dem Wandel der Kulturen organisch-morphologische Aspekte zugrunde legend. Sie regten jedenfalls das „Denken in Kulturen“¹⁵ an, das im 20. Jh. fortgeführt wurde und mit dem von Soziologen und anderen Sozialwissenschaftlern weit häufiger als von Historikern nicht zuletzt auf Weltkriege und Weltkrisen in großräumigen Konzepten reagiert wurde.

Seit den 1890er Jahren begann man auf den Historischen Materialismus mit Gegenentwürfen insbesondere zu jener weltgeschichtlichen Epoche zu reagieren, die durch die Entstehung des modernen Kapitalismus gekennzeichnet ist, am wirkungsvollsten wohl Werner Sombart und Max Weber. Parallel hierzu und davon nicht unbeeinflusst, entstanden die damals viel diskutierte national-ökonomischen Konzepte von den sog. Wirtschaftsstufen (Karl Bücher, Gustav Schmoller usw.), denen weltgeschichtliche Periodisierungen der Wirtschafts- und Staatsverfassungen zugrunde lagen.

Stellt man Karl Lamprecht in den Rahmen dieser ebenso vielgestaltigen wie diffusen Szenerie, so zeigt seine strukturell-vergleichende Vorstellung von Universalgeschichte doch eine erstaunliche Breite des Gesichtskreises in Konzepten und Methoden, ebenso anregend wie unausgeglichen, aber immer ausgerichtet auf universale Prozesse und Zusammenhänge im vollen Sinne des Wortes, die der weiteren Ausführung wert gewesen wären. Sie wurden, so meine These, nach seinem frühen Tode in seinem Institut bis 1945 nur in sehr geringem Maße fortgeführt, da nunmehr andere geschichtstheoretische Konzepte bestimmend waren. Hatte Lamprecht in seinem Testament von 1910 als mögliche Nachfolger in der Leitung seines Instituts Joseph Hansen (Köln) oder Harold Steinacker (Innsbruck) favorisiert, wurde 1915 mit Walter Goetz zwar ein Kulturhistoriker, aber trotzdem einer seiner Kontrahenten berufen.¹⁶ Damit beginnt ein neues Kapitel der Institutsgeschichte.

- 1 Nachlaß Karl Lamprecht, Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Bonn, S. 2713, Korr. 67a. Undatiert Brief „Mein Herr Kollege“ an den Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“, i.e. Delbrück (MS). – Aus der umfangreichen Lamprecht-Literatur kann hier nur auf einige wenige weiterführende Darstellungen verwiesen werden: H. Schönebaum, Karl Lamprecht. Leben und Werk eines Kämpfers um die Geschichtswissenschaft 1856-1915, unveröffentlichtes Manuskript, Bonn; M. Viikari, Die Krise der „historistischen“ Geschichtsschreibung und die Geschichtsmethodologie Karl Lamprechts, Helsinki 1977; B. vom Brocke, Lamprecht, Karl, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 13, München 1982, S. 467ff.; K. Czok, Karl Lamprechts Wirken an der Universität Leipzig, Berlin 1984; L. Schom-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984; H. Schleier, Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht, der „Methodenstreit“ und die Folgen, in: Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie, hrsg. H. Schleier, Leipzig 1988, S. 7-45.
- 2 Vgl. K. Lamprecht, Europäische Expansion in Vergangenheit und Gegenwart (1910), wieder abgedruckt in: ders., Ausgewählte Schriften zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte und zur Theorie der Geschichtswissenschaft. Mit Vorwort und literarischen Bemerkungen von H. Schönebaum, Aalen 1974, S. 693.
- 3 Ders., Moderne Geschichtswissenschaft, 2. Aufl., Berlin 1909, S. 119.
- 4 F. Seifert, Der Streit um Karl Lamprechts Geschichtsphilosophie, Augsburg 1925, S. 60ff.
- 5 NL Lamprecht, S 2713, Pl. 9, unfoliiert.
- 6 Vgl. z.B. das Protokoll über Seminarübungen an der Leipziger Universität vom WS 1911/12 bis WS 1912/13, aus dem NL (Bonn, S. 2713, UL 6) abgedruckt in: Lamprecht, Alternative zu Ranke, S. 405ff.
- 7 Vgl. E. Engelberg, Zum Methodenstreit um Karl Lamprecht, in: Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, hrsg. J. Streisand, Bd. 2, Berlin 1985, S. 136ff.; L. Schom-Schütte, S. 209ff.
- 8 Das Schriftenverzeichnis Lamprechts in: H. Schönebaum, Zum hundertsten Geburtstag Karl Lamprechts am 25. Februar 1956, in: Wiss. Zeitschr. Karl-Marx-Universität Leipzig, Jg. 5, 1955/56, H. 1 (Ges.wiss. Reihe), S. 7ff., enthält auch die von Lamprecht betreuten bzw. begutachteten Dissertationen.
- 9 H. Schnädelbach, Geschichtsphilosophie nach Hegel. Die Probleme des Historismus, Freiburg/München 1974, S. 45ff.
- 10 A. Meister/O. Braun, Grundzüge der historischen Methode/Geschichtsphilosophie, Leipzig/Berlin 1913, S. 5.
- 11 H. Walter Blanke, Historiographiegeschichte als Historik, Stuttgart/Bad Cannstatt 1991, S. 370 f. (Fundamenta Historica, hrsg. G.G. Iggers/P.H. Reil/J. Rüsen/H. Schleier, Bd. 3).
- 12 E. Schulz, Universalgeschichtsschreibung im zwanzigsten Jahrhundert, in: Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken, Göttingen 1979, S. 163ff.
- 13 E. Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte, in: Kleine Schriften, Bd. 1, Halle 1910, S. 5.
- 14 Vgl. die bibliographischen Angaben in: Universalgeschichte, hrsg. E. Schulz, Köln 1974, S. 377ff.
- 15 Diesen Ausdruck greift auf O. F. Anderle, Toynbees Antwort an seine Kritiker, in: HZ, Bd. 208, 1969, S. 28 f.
- 16 H. Schönebaum, Karl Lamprecht im Lehrkörper der Universität Leipzig, S. 136. Handschriftliches Manuskript (undatiert). Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Leipzig.

Karl Lamprechts Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter und sein Beitrag zur Geschichtsmethodologie

Karl Lamprechts *Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter* gehört zu den bedeutendsten Werken der deutschen ökonomischen Geschichtswissenschaft; ein Urteil, das selbst seine Gegner teilen.¹ Lamprecht begann mit den Vorarbeiten im Jahre 1880, das Werk erschien dann – dreiteilig – in vier Bänden 1885/86. Die ersten zwei Teile enthalten die Darstellung, die anderen sind dem statistischen Material – Band II – und der Veröffentlichung der bisher nicht publizierten Dokumente gewidmet. Lamprecht hat bei der Veröffentlichung nur eine Auswahl aus dem ungeheuren Material vorgenommen, er hat z.B. mit 3.000 Urkunden gearbeitet. Dazu kamen die Weistümer, Gesetze und Chroniken.

Karl Lamprecht konzentrierte sich hierzu auf das Moselland, das heißt auf ein Territorium von 300 Quadratmeilen, das auch noch zu Lamprechts Zeit seinen agrarischen Charakter nicht verloren hatte. Es handelte sich um ein Gebiet mit interessanter Vergangenheit, das seit der Römerzeit verschiedenen Einflüssen ausgesetzt war. Neben der römischen und germanischen war auch eine keltische Bevölkerung anzutreffen, und hier wurden besonders im 12. und 13. Jh. Einflüsse der französischen Kultur und des französischen gesellschaftlichen Lebens spürbar. Es ist für Lamprecht kennzeichnend, daß er diese gegenseitige Beeinflussung verschiedener Kulturen positiv einschätzte.

Das Werk wurde vom Autor als eine Studie zur Regionalgeschichte begriffen², wobei sich Karl Lamprecht von Anfang an bewußt war, daß in der Regionalgeschichte Methoden verschiedener Gesellschaftswissenschaften anzuwenden sind, die die offizielle deutsche Geschichtswissenschaft ignorierte, etwa die historische Geographie, die Demographie, die ökonomische Geschichtsschreibung und die Rechtsgeschichte. Genau diese Auffassung trug Karl Lamprecht den Vorwurf ein, er überschreite zulässige Grenzen der ökonomischen Geschichtsschreibung und arbeite mit zu vielen Deduktionen.³ Dies führte – und darin hatten Lamprechts Gegner recht – zur Gefahr einer relativen Verschwommenheit der Begriffe und zu öfteren Wiederholungen. Gustav Schmoller kommentierte z.B. mit den Worten, daß das Werk zu früh erschienen sei und überarbeitet werden sollte. Dieser Mangel, den jedermann, der sich mit dem Werk beschäftigt, empfindet, ist aber auch damit zu erklären, daß Lamprecht den Rahmen einzelner Disziplinen überschritt und die Rechtsbegriffe in einem viel größeren Bedeutungsumfang als üblich anwendete. Im *Deutschen Wirtschaftsleben im Mittelalter* ist die ganze sozialgeschichtliche Konzeption der Lamprechtschen Geschichtsschreibung enthalten, die später auch den ersten drei Bänden seiner *Deutschen Geschichte* zugrundeliegt. Seine Konzentration galt hauptsächlich folgenden Problemen:

1. Die Funktion der Mark in der älteren deutschen Geschichte.
2. Die Rolle der Grundherrschaft; und zwar nicht nur im Rahmen der ökonomischen, sondern auch im Rahmen der nationalen deutschen Geschichte.
3. Die soziale Differenzierung der Bevölkerung.
4. Die Umwandlung der Grundherrschaft, die zur Formierung des territorialen Staates führte.
5. Ein wenig am Rande steht die Charakteristik der Stadt. Sie wird in ihrem Verhältnis zum Lande behandelt, was sich auch damit erklären läßt, daß im Moselland die Städte keine entscheidende Rolle spielten.

Das Bahnbrechende an Karl Lamprechts Werk ist die Verbindung der Geschichte mit der Geographie, genauer gesagt kommen die geographischen Bedingungen vor allem im Zusammenhang mit dem historischen gesellschaftlichen Leben in Betracht, z.B. im Kampf des Menschen mit dem Wald oder bei der Kolonisation.⁴ Karl Lamprecht unterschied im Mittelalter zwei Etappen des Verhältnisses des Menschen zur Natur. Die erste Etappe reichte vom Anfang des Mittelalters bis zur Karolingerzeit. Diese Epoche wurde durch den elementaren Kampf mit der Natur gekennzeichnet. Die folgende umfaßte die Karolinger – bis zum Ende der Stauferzeit. Charakteristika waren hier vor allem die intensivere Bebauung des Bodens, die Rodung und die Kolonisation.⁵ Die erste Etappe, also das Frühmittelalter bis zur Karolingerzeit, rekonstruierte Lamprecht an Hand der *leges barbarorum*. Hier sieht er das salische und das ripuarische Gesetz als maßgebend an. Die ripuarischen Frankersiedelten damals in der Umgebung von Köln, die salischen im Moselland.⁶ Karl Lamprecht war überzeugt, daß aus diesen Gesetzen ein umfassendes Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen sei. So rekonstruierte er z.B. aus dem salischen Gesetz den Übergang vom Nomadentum zum Bauernleben, zur Landwirtschaft.⁷ Bei der Besiedlung hat vor allem die Markgemeinde eine entscheidende Rolle gespielt, der innere Friede wurde durch die Sippe gesichert. Der Autor verfolgte den Prozeß der Zersetzung der kollektiven Formen der Urgesellschaft und arbeitete dabei die Mitwirkung von zwei Faktoren heraus. Erstens hob er hervor, daß die Franken auf römischem Boden siedelten, wo früher schon privatrechtliche Eigentumsverhältnisse geherrscht hätten. Zweitens würde durch Rodung und Kolonisation die Stellung der Freien gestärkt. Zu beidem war Kapital nötig. Deshalb habe die Grundherrschaft bei der Kolonisation eine wichtige Rolle gespielt, obwohl die Kolonisation Sache fast aller Schichten der Gesellschaft gewesen sei.⁸

Nach diesen Kapiteln, die sich vor allem mit dem Verhältnis zur Natur befassen, richtete Karl Lamprecht seine Aufmerksamkeit auf die Organisation der öffentlichen Macht, nämlich der Staatsmacht.⁹ Er zeigte, daß beim Übergang von den Organen der Mark, z.B. der Lehen zu den neuen Staatsorganen, eine gewisse Kontinuität bestand. Dies galt auch für das Gerichtswesen, das in der früheren Zeit fast identisch war mit dem Gerichtswesen des Staates. Lamprecht schöpfte hier aus den Schriften von R. Solm und G. Waitz, vermag aber viel besser als sie den Übergang von den autonomen Markorganen zu den staatlichen Organen zu analysieren. Ihr Fortwirken dauerte nach Lamprecht im vollen Umfang bis zum 12.

Jh., dann begann der Prozeß ihres Zerfalls, jedoch waren die Reste der Mark noch bis ins 16. Jh. zu verfolgen. Die Mark übernahm zwar viele Wirtschaftsfunktionen, aber die kollektive Bebauung der Felder war schon in der Karolingerzeit nicht mehr zu finden. Sie war kein einfacher Organismus, in ihr konnte sich die primitive Geldwirtschaft entwickeln.¹⁰ Am Zerfall der Mark war auch die Hufenverfassung mitbeteiligt. Zur Hufe gehörten nämlich Wälder und Wiesen als Teil der Mark, und die Hufen als Ganzes existierten höchstens bis zur Ottonenzeit, dann kam es insbesondere unter dem demographischen Druck zu ihrer Teilung.¹¹ Auch die Rodung habe sich negativ ausgewirkt, denn das Gelände, das auf diese Weise erworben wurde, ging in Privatbesitz über und wurde fortan als Allod betrachtet. Durch eine Art Immunität geschützt, stellte es eine Enklave in dem Gemeinbesitz der Mark dar. Die Größe der neugewonnenen Stücke bewegte sich gewöhnlich zwischen zehn und achtzig Hektar.

Von Belang ist, daß Karl Lamprecht nicht nur diese Tatbestände analysierte, sondern auch untersuchte, wie sich diese Änderungen auf die positive Einstellung zur Arbeit auswirkten. Die Bedingungen der frühfeudalen Gesellschaft erlaubten nicht, ein positives Verhältnis zur Arbeit zu gewinnen, denn die Arbeit galt als etwas Minderwertiges. Sie war wirklich „opus servile“. Seit dem 13. Jh. änderte sich dieses Verhältnis, es kam zu einer Intensivierung, um vor allem die demographischen Engpässe zu überwinden.¹² Fortschritte verzeichnete die Untersuchung auch bei der technologischen Entwicklung. Etwa seit dem 11. Jh. wurde der eiserne Pflug benutzt. Eine wichtige Rolle haben im Mittelalter Mühlen gespielt, die Lamprecht als Gewerke oder gar Maschinen bezeichnete.¹³ Selbstverständlich konnte seine Analyse nicht den Handel und die Preisentwicklung umgehen. Er betrachtete aber den mittelalterlichen Handel als Fernhandel und warnte mit Blick auf die Landwirtschaft vor dessen Überschätzung. Der eigentliche Aufschwung der landwirtschaftlichen Produktion ging aus dem ursprünglichen Bereich der Landwirtschaft hervor.

Hiernach galt sein Interesse dem Preis des Bodens, der sich von der Karolingerzeit bis zur Zeit der Staufer zwölfmal erhöht habe, von da bis zum 15. Jh. noch weitere dreimal.¹⁴ Dabei ist eine Aktualität dieser Forschungen nicht ohne Interesse. Lamprecht vergleicht die Preisentwicklung des hohen Mittelalters mit dem Einfluß des Weltmarktes auf die Preise am Ende des 19. Jh. Unumgänglich im Gesamtkontext der Untersuchung war die Analyse der Entwicklung des Rechts und der Rechtsformen. Dabei registrierte der Autor, daß sich infolge der Wirtschaftswandels im 12. und 13. Jh. neue Formen des Privatrechts zu entwickeln begannen, er sprach sogar davon, daß sich das Immobilienrecht intensiver entwickelte als dies in der Gegenwart der Fall sei. Dies gelte vor allem für das Erbrecht. Aber auf der anderen Seite bestehe weiterhin das Gewohnheitsrecht, die Macht der Vögte, die aus dem salischen Recht bekannt seien, dauerte bis in das 12. Jh.

Im Rahmen der Rechtsanalogien beschäftigte sich Karl Lamprecht auch mit der Bedeutung der Grundherrschaft. Er hob hervor, daß sie besonders nach dem Verfall des karolingischen Staates zu einem autoritativen Gehilde wurde.¹⁶ Die Grundherrschaft übernahm vor allem Verwaltungs- und Rechtskompetenzen. Von hier

ging der Weg zum Territorialstaat und zu der absoluten Monarchie aus. Die Untersuchung der Grundherrschaft begann mit dem Testament des Grimolds aus dem 7. Jh. und stützte sich dann hauptsächlich auf die Urkunden des Mosellandes. Die innere Organisation der Grundherrschaft ging nach ihm vor allem aus den Capitulare de villis hervor. Seine Mutmaßung, daß diese Organisation später große Risse anwies, so daß es zu ihrem Verfall kam, entspricht aber nicht der Realität. Capitulare de villis galt nämlich niemals auf deutschem Territorium, sein Wirkungsbereich war auf Aquitanien beschränkt. Von großem Belang ist dennoch die Erkenntnis, daß die Grundherrschaft bis zum 12. Jh. vor allem wirtschaftliche Bedeutung hatte, während danach ihre politische Rolle dominierte.¹⁷ Sehr wichtig sind Lamprechts Erkenntnisse über die neue Stellung der Institutionen der Grundherrschaft. Berührt wird vor allem die Rolle des wichtigsten Organs der Grundherrschaft, des Meisters (villicus), der in der Karolingerzeit mit dem Benefizium belehnt und ein Freier war, später aber zum Hörigen wurde, um sich dann wiederum wegen der geänderten wirtschaftlichen Lage emanzipieren zu können. Karl Lamprecht meinte sogar, daß der spätere Schultheiß (der ein polizeilicher Beamter war) von den karolingischen Meiem herstamme. Seine Rolle wandelte sich im 13. Jh. mit dem Übergang zur Geldwirtschaft und verlor an Bedeutung. Die Feudalen konnten sich nun bei der Abgabe der Rente auf Pachtverhältnisse verlassen und brauchten den Meier in seiner ursprünglichen Funktion nicht mehr. Zugleich entfielen seine gerichtlichen Befugnisse.¹⁸ Obwohl die Analyse die Organisation der Grundherrschaft vom Capitulare de villis rekonstruieren will, gibt es auch Passagen, in denen Lamprecht den direkten Einfluß des karolingischen Vorbildes auf die spätere Verfassung der Grundherrschaft verneinte und nur von gewissen Übereinstimmungen sprach, die in beiden Fällen in der Naturalwirtschaft ihren Ausgangspunkt hätten.¹⁹ Der Verlust der ursprünglichen wirtschaftlichen Funktion der Grundherrschaft habe sich negativ auf das Lehnswesen ausgewirkt. Infolge der Geldwirtschaft wurden die Lehen durch Pachtverhältnisse ersetzt. Diese Pachtverhältnisse erinnern an die alte Precarieform der karolingischen Zeit, gleichgültig, ob es sich dabei um lebenslängliche oder zeitlich begrenzte Verhältnisse handelte.²⁰ Karl Lamprecht schätzte die Durchsetzung der Pachtverhältnisse positiv ein, weil sie die Verpflichtungen der Grundholden erheblich erleichterten. Es ist dann nicht zufällig, daß der Autor die Parallelen zum Frankreich des 13. Jh. zieht, wo die Lage der Grundholden durch zahlreiche Vergünstigungen charakterisiert war. Er sieht aber auch, daß mit dem Übergang zur Geldwirtschaft und zu neuen Pachtverhältnissen manche mittlere und kleinere Feudale getroffen wurden und gelegentlich wirtschaftlichen Bankrott erlitten.

Die Lamprechtschen Untersuchungen konzentrierten sich in der Arbeit über das Deutsche Wirtschaftsleben des Mittelalters sodann auf die Entstehung des deutschen Territorialstaates und der Grundherrschaft. Seiner Meinung nach konnte die Grundherrschaft eben in dem Augenblick, als sie ihre ehemalige wirtschaftliche Rolle verlor, viele Funktionen gewinnen, die eigentlich dem Staate zukommen. Lamprecht spricht in diesem Zusammenhang von den markgenossenschaftlichen

Beamten. Diesen Prozeß unterstützten dabei sogar die Immunitäten, die durch die Vögte garantiert waren und die damit die alte Mark ausnutzen konnten. Der Autor wählte hier bezeichnenderweise den Terrinius Markvogt. Aber die Vogtei konnte nur bei der Bildung des territorialen Staates hilfreich sein, dann wurde sie von Staatsorganen ersetzt.²¹ Die Notwendigkeit des neuen Territorialstaates wurde auch dadurch gefördert, daß sich die Möglichkeiten des damaligen Heerwesens erschöpft hatten, das sich im hohen Mittelalter auf das Lehnswesen stützte, wobei der Staat einen direkten Kontakt mit der Bevölkerung verlieren mußte. Hinzu trat jetzt die zunehmende Bedeutung der Städte und all jener Umwälzungen, die durch ihre Existenz hervorgerufen wurden. Infolge der Geldwirtschaft kam es in der Gesellschaft zu einer neuen Differenzierung der Bevölkerung, darüber hinaus begannen manche Städte, mit dem Territorialstaat zu konkurrieren. In ihnen bildeten sich die industrielle Aristokratie und das Proletariat heraus.²² Im 13. Jh. unterscheidet Lamprecht drei Arten der qualifizierten Tätigkeiten – die Agrartätigkeit, die industrielle und die kaufmännische Tätigkeit. Es entstanden neue Berufe, es setzte sich das Element des rechtlichen Schutzes durch. Aber trotzdem gelang es nicht, die Rückständigkeit der Kultur der Landbevölkerung zu überwinden. Die Träger der Kultur waren auch im Hochmittelalter die Ministerialen und die Bürger. Karl Lamprecht verleugnete die innere Spannung der Gesellschaft nicht, er sah die Unterdrückungsmethoden der Feudalen, die sich der Allmenden bemächtigten, sprach von der Überlastung der bäuerlichen Bevölkerung durch die Kirche und von üblen Folgen der Verschuldung der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber den städtischen Kapitalisten. Für ihn bestand sogar eine Ursache der Verschlechterung der Lage der Bauern in der Einführung des römischen Rechts.²³ So war der Prozeß des Gewinns an Freiheit im 13. Jh. doppelgesichtig. Die neue Freiheit konnte sich nur zuungunsten der alten Freiheit durchsetzen, die Unfreiheit im Gerichtswesen blieb weiter bestehen. Geheiratet wurde wie früher nur innerhalb der Grundherrschaften.

Allein diese Phänomene bildeten die Vorbedingungen des neuen territorialen Staates, des „neuen staatlichen Individuums auf dem deutschen Boden“, dessen Anfänge in das 12. Jh. fallen und dessen rechtliche Absicherung erst im 14. Jh. völlig möglich wurde. Der Territorialstaat brachte die Vereinheitlichung des Zoll- und Münzwesens, das Ende der Fehden und Frieden im Innern. Dies aber bedeutete nicht den völligen Bruch mit der Vergangenheit; gewisse Kontinuitäten bestanden weiter, aber grundsätzlich wurde der Territorialstaat auf den Trümmern der älteren Reichsverfassung aufgebaut. Dies galt z.B. für die Polizeiverwaltung und das Gerichtswesen.²⁴ Die Verwaltung des neuen Territorialstaates übernahmen Organe, die bereits in der Grundherrschaft oder gar der Mark existiert hatten. Aber insgesamt wurden die überkommenen Institutionen bedeutungslos, die alten Lehnverhältnisse wurden in Amtsfunktionen umgewandelt. So trat z.B. an die Stelle der Burggrafen der Amtmann, der auch die Kompetenzen des Vogts übernahm. Seine ursprünglichen Funktionen verlor ebenso der Meier, der durch den besoldeten Beamten ersetzt wurde. Im neuen Territorialstaat wurde weiterhin die Funktion des Kanzlers geschaffen, in dessen Kanzel einzelne Beamten wirkten.

Nachdem oben versucht wurde, den Kern der Lamprechtschen Gedanken herauszuarbeiten, werden im folgenden die Einwände von Georg von Below erläutert, der die Kritik an diesem Werk am radikalsten ausgesprochen hat. Die kritischen Gesichtspunkte von Otto v. Gierke und Gustav Schmoller gehen nicht so weit. Die Kritik von Belows läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen:²⁵

1. Lamprecht entzieht sich der Mühe des induktiven Verfahrens, sein Zugang zur Geschichte ist aprioristisch, seine Hypothesen sind mit eigenen Einfällen identisch,
2. Es fehlt ihm an Klarheit der Definitionen und Rechtsbegriffe.
3. Er behandelt disparate Gebiete, die überhaupt nichts mit der ökonomischen Geschichte zu tun haben, etwa das Militärwesen und das Gerichtswesen.
4. Falsch sei die These, daß sich der Territorialstaat aus der Grundherrschaft entwickelte. Lamprecht besäße keinen Beweis, daß alle Untertanen des Territorialstaates zuerst in einer Abhängigkeit von Grundherren standen. Es habe nämlich auch andere Formen der Abhängigkeit, z.B. diejenigen von der Kirche und von den kleinen Feudalen, gegeben.
5. Below lehnt auch die These ab, daß sich die Lehen zu den Ämtern entwickelten.
6. Lamprecht habe falsche Vorstellungen von den Steuern. So könne man z.B. von den Steuern in der Mark oder in der Grundherrschaft, wie Lamprecht es täte, nicht sprechen.
7. Er überschätze schließlich die Möglichkeiten des territorialen Staates im Hinblick auf gewährte Freiheiten. Der Territorialstaat habe die Hörigkeit nicht abgeschafft. Das Pachtverhältnis, in dem Lamprecht ein Element der Freiheit sah, habe die Hörigkeit nicht ausgeschlossen.

Dazu kann folgendes bemerkt werden: Georg v. Below begriff nicht die Bedeutung der Theorie für die Geschichte, was auch ausdrücklich aus seiner späteren Kritik an Karl Lamprechts drei Bänden Deutscher Geschichte hervorgeht. Er meinte, daß zu den unerläßlichen Bedingungen der Geschichtsschreibung vor allem Gründlichkeit, Genauigkeit und Klarheit sowie gewisse Einsichten in das Recht und den Staat und nicht zuletzt Schönheitssinn hinsichtlich der Darstellung gehörten. Weiter sollten wir allemal lernen, was geschehen ist, und uns über die politischen Ereignisse informieren lassen. Georg v. Below lehnte im Unterschied zu Karl Lamprecht ab, die Ergebnisse anderer Gesellschaftswissenschaften zu benutzen, modern gesprochen hatte die Interdisziplinarität bei ihm keinen Raum; wobei wir uns bewußt sein müssen, daß die Sprengung des Rahmens einzelner Gesellschaftsdisziplinen bei Lamprecht die Klarheit der Begriffe abschwächte.²⁶ Was den Einwand anbelangt, daß Lamprecht neuzeitliche Begriffe in die ältere Geschichte projizierte (z.B. Budgetierung, Etat), so ist auch heute noch strittig, ob diese Begriffe auch für andere Epochen als die unsere angewendet werden können.

Dies zu den methodologischen Problemen. In Einzelfragen hat v. Below recht, etwa wenn er mehr als Lamprecht von der negativen Seite der Pachtverhältnisse spricht. Karl Lamprecht, der Kenner der französischen Geschichte, hat sich offensichtlich unzulässig an deren Verhältnissen orientiert. Auf der anderen Seite sah Lamprecht auch, daß die Befreiung der Bauern von negativen Folgen begleitet wurde und im 14. Jh. die Ansätze zur zweiten Leibeigenschaft auftraten. So ist seine

These zu verstehen, daß wir am Ende des Mittelalters einen größeren Grad der Unfreiheit beobachten können als vorher. Georg v. Below konstatierte hier, daß dies nicht für das Rheingebiet nachweisbar sei, es beziehe sich vielmehr auf den Osten Deutschlands. Betrachtet man die Einwände von Belows genauer, so muß man ihre Beweiskraft in Frage stellen. Sie haben nicht zuletzt auch einen ideologischen Hintergrund. Davon zeugt z.B. die unerschiedliche Beurteilung der Rolle der Juden beim Aufbau des deutschen Territorialstaates. Karl Lamprecht betonte, daß die Juden einen bemerkenswerten Anteil an der Entwicklung des deutschen Territoriums und damit auch des modernen deutschen Staates gehabt hätten. Der Kritiker hat mit denagogischen Gründen diesen positiven Anteil nicht nur zu relativieren, sondern sogar zu verneinen gesucht. Karl Lamprecht war der Konzeption der deutschen Rechtsgeschichte, die von Eichhorn zu Maurer ging, sehr verpflichtet; indem er sie mit ökonomischen Argumenten vertiefte und zugleich überschritt. Diese Konzeption wurde in den zwanziger Jahren von Ernst Meyer mit folgenden Worten charakterisiert: „Wie nun Maurer unabsichtlich mit dem Aufkommen sozialistischer Vorstellungen zusammenhängt, so ist es ebenso notwendig, daß die große konservative Weltanschauung, die geradezu dem sozialistischen gesteigerten Rationalismus entwächst, und der für die nächsten Menschengenerationen die Zukunft gehört, ihrerseits die wissenschaftlichen Grundlagen jener älteren Denkform prüft und die ursprüngliche Existenz jener primitiven Gemeinschaftsform der Geschlechtsverbände wie der von Maurer geschilderten Markgenossenschaften bezweifelt.“²⁷ Dabei könnte man leicht statt Maurer Lamprecht setzen. Dieser Unterton hat die Mediävistik in den Jahren, die Karl Lamprecht folgten, charakterisiert. Man könnte hier Wittich, Heck und Dopsch nennen. Dabei sind sicherlich viele Argumente der neuen konservativen Geschichtsschreibung nicht völlig unberechtigt. Dies bezieht sich auf die Stellung der Freien (z.B. bei Wittich, Heck), auf Fragen der Kontinuität der Markgenossenschaft usw. Aber im großen und ganzen hat Karl Lamprecht die inneren Gegensätze der Gesellschaft viel besser gesehen und dabei für die unterdrückten Bauern Partei ergriffen. Ich erlaube mir, einige Sätze aus dem Kapitel über die soziale Gliederung in der zweiten Hälfte des 15. Jh. zu zitieren: „Nun zeigte es sich: die einzelnen Stände der Nation in Stadt und Land, Bürger und Ratsherren, Ritter und Landesherren, verstanden den Bauern nicht mehr, die Basis ihrer Argumentation, die Art der Begründungen war von der landarbeitenden Bevölkerung absolut und unüberwindbar verschieden. Damit war die Revolution eingeleitet. Wo Gründe nicht mehr verstanden werden können, hilft nur noch die ultima ratio der Gewalt.“²⁸

- 1 Die Literatur zu Lamprecht faßt L. Schom-Schütte, Karl Lamprecht - Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984, S. 345ff. zusammen. Zum Deutschen Wirtschaftsleben im Mittelalter siehe die Rezension O. Gierkes in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1887; G. Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, NF Bd. 12/1887; G. v. Below, Historische Zeitschrift 1897.
- 2 K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben, S. 63ff.
- 3 Besonders G. v. Below, HZ 1897, S. 294.
- 4 K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter Bd. I, 1886, S. 86.
- 5 Ebenda, S. 93ff., 147ff.
- 6 Ebenda, S. 6ff.
- 7 Ebenda, S. 7.
- 8 Ebenda, S. 6-73ff., 93ff., 111-122, 132.
- 9 Ebenda, S. 170ff.
- 10 Ebenda, S. 33ff., 255ff.
- 11 Ebenda, S. 331.
- 12 Ebenda, S. 463.
- 13 Ebenda, S. 584.
- 14 Ebenda, S. 597-603.
- 15 Ebenda, S. 630-631.
- 16 Ebenda, S. 667ff., 996ff.
- 17 Ebenda, S. 862ff.
- 18 Ebenda, S. 996.
- 19 Ebenda, S. 809.
- 20 Ebenda, S. 862ff.
- 21 Ebenda, S. 1099ff.
- 22 Ebenda, S. 1343.
- 23 Ebenda, S. 1314ff.
- 24 Ebenda, S. 1322ff.
- 25 G. von Below, Historische Zeitschrift 1887, S. 284ff.

Japan und Karl Lamprechts universalgeschichtliche Anschauung 1900-1914

Karl Lamprechts universalgeschichtliche Anschauung vom Thema *Japan* her aufzuzeigen, heißt sorgsam ausgegrenzte Standorte methodologischer Reflexion zu verlassen. Zwei Überlegungen haben mich – als Nicht-Japanologen – trotzdem dazu bewogen: Zum ersten die seitens der Lamprechtforschung wenig beachtete Tatsache, daß der Geschichte Japans im Rahmen seiner welt- und universalgeschichtlichen Arbeiten seit der Jahrhundertwende Lamprechts größte Aufmerksamkeit galt. Zum zweiten die Aktualität der Auseinandersetzung mit japanischer Kultur selbst, für die damals wie heute auch wissenschaftspolitische Konsequenzen gefordert wurden.

Das Übersehen dieses Aspektes in Lamprechts Werk hat einen doppelten Grund: Einerseits waren seine Arbeiten zu sehr in methodologische Dilemmata verstrickt und auf deren Lösung fixiert, als daß sie eine unverkrampfte deutsche 'Histoire comparée' hätten begründen können.¹ Andererseits wurden und werden seine Anstrengungen auch von der deutschen Japanologie-Geschichte nur marginal zur Kenntnis genommen: bei aller Würdigung der organisatorischen Leistungen für den Ausbau der historischen Ostasienforschung an der Universität Leipzig sind Lamprechts Japan-Arbeiten bloß als indirekte Dienstleistung an einer imperialistischen Kulturpolitik interpretiert worden.² Bis vor einem Jahrzehnt galt das spezielle Interesse der Japan-Rezeption in Deutschland zudem vornehmlich dem 19. Jh., wonach Lamprecht als Epigone wirken muß, und – dies kommt noch hinzu – auch als Dilettant, dem die philologischen Voraussetzungen fehlten.

Die Möglichkeit eines breiten Rückgriffs auf die gesamte Kulturgeschichte Japans ohne entsprechende Sprachkenntnis verdankte Lamprecht dem signifikanten Umstand, daß seit der Jahrhundertwende die Ergebnisse einer ersten Phase intensiver Japanforschung in größerem Rahmen wissenschaftlich bearbeitet und zusammenfassend publiziert wurden!³ Gut ein Vierteljahrhundert nach der Begründung der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens und der für ein breiteres Japan-Bewußtsein in Mitteleuropa wichtigen Wiener Weltausstellung (1873).⁴ Nur vier dieser publizistischen Vermittler seien hier erwähnt, die für den Zugang einer breiteren Öffentlichkeit und für Lamprecht im besonderen eine wichtige Rolle spielten: Der Nationalökonom Karl Rathgen (1856-1921),⁵ der Kaufmann und Privatgelehrte Oskar Nachod (1858-1933),⁶ der Unternehmer und kunsthistorische Autodidakt Oskar Münsterberg (1865-1920)⁷ und schließlich der Philologe Karl Florenz (1865-1939), der Begründer einer eigenständigen Japanologie in Deutschland.⁸ Daneben wurden in diesen Jahrzehnten alle wichtigen Japan-Kunstsammlungen großer mitteleuropäischer Museen errichtet, so in Wien, Paris, Berlin und Hamburg.⁹

Deutschland stand aber auch im Zentrum des Interesses von Japan selbst: Nach dem preußischen Überlegenheitssieg von Sedan waren die westeuropäischen Staats- und Armeevorbilder in Fetterat verblaßt; die Rezeption der in Deutschland geltenden Methodenparadigmen, nicht nur in den Natur-, sondern auch in den Geistes- und vor allem in den Staatswissenschaften, sollten die zweite Hälfte der Meiji-Restauration (1868-1912) prägen.¹⁰

Fielen Lamprecht die Ergebnisse langjähriger Gelehrsamkeit gleichsam als reife Früchte in die Hände, so liegen seine eigenen Leistungen in der Einflechtung des ostasiatischen Raums in seine universalgeschichtlich vergleichenden Studien. Japan sollte neben französischer, englischer und amerikanischer, wie auch der durch die Völkerkunde erforschten altamerikanischen und orientalischen, chinesischen und indischen Geschichte, zu *dem* herausragenden Studienfeld werden.

Das Inselreich tritt in seinen Schriften erstmals 1902/03 als weltpolitisches Strukturelement in den aktuellen Betrachtungen zur „neuen Weltpolitik“ auf. Nach seiner Amerika-Reise von 1904, die ihm einen globalen Erkenntnisherizont geöffnet hatte, setzt Lamprechts intensive Beschäftigung mit der Kunst-, Rechts- und Sozialgeschichte Japans ein. Nach der Eröffnung seines „Instituts für Kultur- und Universalgeschichte“ (1909) folgt wie in einer Fuge zum Thema *Deutschland* das Thema *Japan*. Studenten und Gastreferenten aus Japan wurden zu den vergleichenden Kursen eingeladen, was die Ostasiatische Abteilung von Lamprechts Institut zum repräsentativen Pilotprojekt transkulturell vergleichender Geschichtsforschung machte. Den Lehrstuhl für ostasiatische Philologie, seit 1897 mit dem Sinologen August Conrady (1874-1925)¹¹ besetzt, wurde durch Lamprechts Initiative und mit Hilfe seines Assistenten André Wedemeyer (1875-1958)¹² 1913/14 zu einem eigenständigen Seminar für ostasiatische Kulturen und Sprachen ausgebaut; die auf Japan spezialisierte Bibliothek zählte etwa 10 000 ostasiatische und 2100 europäische Bände. Räumlich war es, wie das Seminar für vergleichende Religionsgeschichte und das Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde, mit dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte verbunden.¹³ Leipzig wurde so neben Tokyo, Berlin und dem 1908 gegründeten Hamburger Kolonialinstitut zu einem Zentrum der Japan-Forschung.¹⁴

Bevor auf den heuristischen Stellenwert und die zeitgeschichtliche Signifikanz der japanologischen Forschung unter Lamprecht eingegangen wird, sollen kurz drei Perspektiven aufgezeigt werden, unter denen der Leipziger Historiker selbst die japanische Geschichte betrachtet hatte: Erstens der Blick auf die Stellung Japans in der gegenwärtigen und künftigen weltpolitischen Raumordnung; zweitens auf den Verlauf der Kunstentwicklung und drittens auf den Wandel mittelalterlicher Rechts- und Verfassungsformen.

Japan in der weltpolitischen Raumordnung

Das Jahrzehnt zwischen 1885 und 1905 machte den fernen Osten zum ersten wirklich weltpolitischen Brennpunkt: Der Vertrag von Schimonoseki (1895) sicherte Japan gegenüber China die Vorherrschaft über Korea; 1897 besetzte

Deutschland. *Revue de géographie*, 1898 Rußland Port Arthur. Nach Niederschlagung des Boxeraufstandes ging 1902 Japan eine Allianz mit England ein, und 1905 wurde der zu seinen Gunsten entschiedene Krieg gegen Rußland durch amerikanische Maklerdienste mit dem Vertrag von Portsmouth besiegelt: Europäische, amerikanische und asiatische Außenpolitik verwickelten sich. Im Sinne von Ratzels Anthropogeographie sah sich Lamprecht zu einer globalen Raumanalyse gedrängt. Ergebnis davon waren die 1902 und 1903 vor Beendigung seiner *Deutschen Geschichte* eingeschobenen Ergänzungshände *Zur jüngsten deutschen Vergangenheit*, die die Gegenwartsgeschichte nun als neue menschheitliche Weltgeschichte reflektierten. Im Schlußteil, der der Äußeren Politik gewidmet war, wies Lamprecht in einer spekulativen Umschau Japan und den Vereinigten Staaten eine zentrale Rolle in der Weltpolitik zu,¹⁵ ein Eindruck, der sich für ihn 1904 mit der USA-Reise im Erlebnis der weltweiten wirtschaftlichen, technologischen und politischen Dynamik verdichten wird. Bei allem Kulturoptimismus und der Rechtfertigung der deutschen Weltmachtrolle ließ sich Lamprecht aber nicht zu einer militaristischen Imperialismus-Rhetorik hinreißen. Die weiteren pazifistischen Ereignisse sollten dann seine spekulativen Analysen bestätigen. Doch von diesem Zeitpunkt an hielt sich Lamprecht mit politischen Äußerungen zu Japan und dem chinesisch-russischen Spannungsfeld – zumindest was die Veröffentlichungen anbelangt – sehr zurück. Mit ein Grund dürfte der Umschwung in der öffentlichen Meinung Deutschlands gewesen sein: Waren doch schon seit der japanisch-englischen Allianz und der deutschen Neutralität im russisch-japanischen Krieg die Stimmung zwischen Berlin und Tokyo auf einem Tiefpunkt angelangt und die Presse-Stimmen von Ressentiments gegen die „Gelbe Gefahr“ geprägt.¹⁶ In seinem Rückblick auf die Amerika-Reise meinte er pointiert, daß es „wahrlich ein groteskes Schauspiel“ gewesen sei, „als vor und noch während des russisch-japanischen Krieges das Volk der Denker und Dichter, das Volk, das sich der ersten wissenschaftlichen Stellung in der Welt rühmt, Wesen und geschichtliche Entwicklung der Japaner so verkennen konnte, daß es seine Kultur als Halbkultur, seine Zivilisation als Barbarei bezeichnete“.¹⁷ Denn die Realitäten der deutsch-japanischen Beziehungen lagen anders, wie dies jüngst ausführlich untersucht wurde: sie waren von ständig wachsenden Wirtschaftsbeziehungen geprägt, mit beidseitigem Ziel, sich von der englischen Vorherrschaft zu emanzipieren.¹⁸ Weitreichende informelle Beziehungen zu einem Handelsbürgertum, das Japan aus eigener Anschauung kannte, vermittelten Lamprecht den Einblick hinter die Kulisse politischer Rhetorik und legten ihm entsprechende Zurückhaltung auf.¹⁹ Im Rahmen seiner Bemühungen um eine „auswärtige Kulturpolitik“ plädierte er angesichts beidseitiger Kulturrezeptionen zwischen Europa und Japan für umfassenden Gelehrten-Austausch – gleich den intensivierten internationalen Beziehungen.²⁰ Nur 1913, als es um die Rechtfertigung der Lehraufträge seiner ost-asiatischen Gastdozenten gegenüber Bethmann Hollweg ging, bediente sich Lamprecht eines politischen Arguments, daß nämlich Japan allenfalls als „Bundesgenosse gegen den Panlawismus“ eine Rolle spielen könne.²¹ Kurz vor dem Krieg benutzte er das Podium der in Yokohama erscheinenden „Japan-Post“, um die

Ideale der wissenschaftlichen äußeren Kultur- und Wirtschaftspolitik als Weg zu einer friedlichen Menschheitsgeschichte zu unterstreichen.²² Kurz danach sollte ihn jedoch die reale militärische Machtpolitik wieder einholen – wie bei seiner Freundschaft zu Henri Pirenne und den Stellungnahmen zu Belgien. Nach dem Fall von Kiautschou übergang er in den Kriegsschriften stillschweigend Japan und sah in Fernost als Möglichkeit für einen „Kulturaustausch höchster Art“ nur noch China.²³

Japan im Verlaufe der Kunstentwicklung

Den Schlüssel für einen ersten Zugang zur ostasiatischen Kultur fand Lamprecht in der Kunst. Sie gab ihm den Durchblick in der Abfolge chinesischer und japanischer „Kulturzeitalter“. Damit nahm er methodisch wieder einen alten Faden aus der Zeit seiner mediävistischen Studien auf, als er anfangs der achziger Jahre in seiner Initial-Ornamentik²⁴ die typologische Stilentwicklung in Analogie zum politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Wandel dargestellt hatte. Während gleichzeitig Georg Dehio die Frage Kunst versus Geschichte als „unerledigtes Problem“ (G. Böhm) – gefangen in einem deutschen Volksbegriff – lösen wollte,²⁵ fand Lamprecht eine rationale Korrelation beider Gegenstände in der Exotik Ostasiens. Hatten nach der Veröffentlichung der Initial-Ornamentik selbst seine engsten Freunde – wie etwa Moritz Ritter – ihn mit dieser Methode für die Wissenschaft verloren gesehen,²⁶ glaubte Lamprecht nun gerade im völligen Fremdvergleich methodisch sicheren Tritt gefaßt zu haben.

1904 publizierte Oskar Münsterberg den ersten Band seiner dreibändigen Japanischen Kunstgeschichte. Nach Münsterbergs Ansicht zeigte diese umfassende Schau, wie sich die Stilarten der japanischen Kunst „zum Teil historisch parallel laufend wie die Stile der deutschen Kunst entwickelt haben“.²⁷ Für Lamprecht war dies eine Bestätigung für die wissenschaftliche Gültigkeit der „psychogenetischen“ Entwicklungsgesetze. 1904 bekannte Lamprecht in einem Brief an Moritz Ritter, mit dem er stets methodische Zwiesprache hielt, daß ihn (Lamprecht) „andere Wege ... seit langem in die Stile nach Japan geführt“ hätten und er im Winter erstmals vergleichende Übungen über die deutsche und japanische Geschichte abhalte.²⁸ Mit einem Vortrag über „Deutsche und japanische Kunst“ trat er dann auch am 13. Februar 1905 an die Öffentlichkeit.²⁹ Schriftlichen Niederschlag fanden die kunstgeschichtlichen Vergleiche zu einem Vortrag anläßlich der Salzburger Ferienkurse, wo er beide Kunstentwicklungen unter dem „Einflusse der Ideographie“ nach seiner bekannten Epochentypologie gegenüberstellte. Das „symbolische“, „urzeitliche“, „typische“ (Mittelalter), „individuelle“ (Neuzeit) und „subjektive“ (Neueste Zeit) Zeitalter wurden parallel durch einen Bilderzyklus (mit Hilfe von Dias!) vergegenwärtigt. Im Sommer 1906 studierte er anläßlich eines Paris-Aufenthalts eingehend die chinesische und japanische Sammlung des Musée Guimet. Die unabhängige Linearität und typologische Entwicklungsgleichheit der japanischen und europäischen Kunsttradition zeigte sich für Lamprecht u.a. auch in der gegenseitigen Rezeptionsfähigkeit; Belege dazu gebe die jüngste

vergangenheit, da die japanische Kunst dank ihres Entwicklungsvorsprungs den europäischen Impressionismus stilistisch beeinflussen kann.³⁰

Schlüssig erwies sich für ihn die altchinesische Ornamentik mit ihrer chronologischen Präzision der Abfolge von Kulturzeitaltern bis ins 17. Jh.³¹ Dieses Exempel bildete zusammen mit den Kinderzeichnungen ein Kernstück seiner Überlegungen zur Universalgeschichtlichen Methodenbildung (Juli 1908).³² Wie die im WS 1907/08 abgehaltene Übung zur Historik: Über geschichtliche Methode und historische Kunst zeigte, hatten für Lamprecht diese ostasiatischen Vergleichsstudien zentrale methodische Bedeutung. Die Altchinesische Ornamentik war auch 1909 Gegenstand einer der vielbeachteten Wiener Vorträge (auf besonderen Wunsch von L. M. Hartmann).³³ Im Sommersemester 1910 veranstaltete er neben einer Vorlesung über die Grundtatsachen der Kulturentwicklung Japans wieder eine Übung „Zur Entwicklungsgeschichte der japanischen Kunst im Verhältnis zu verwandten Entwicklungen Europas, insbesondere Deutschlands.“³⁴

Völlig frei kunsthistorischer Vorbehalte machte Lamprecht die vagen Stilvergleiche Münsterbergs zu unumstößlichen universalgeschichtlichen Exempeln, obwohl Münsterberg selbst mit seinen Kompilationen und Verallgemeinerungen in der Fachwelt Widerspruch auslöste.³⁵ Die eigentliche ostasiatische Kunstgeschichte steckte selbst noch in den Anfängen; Ostasiatika-Sammlungen waren den Völkerkundlichen Museen angegliedert und somit der Ethnologie zugehörig; die europäische Kunstgeschichte selbst widersetzte sich einer solchen universalen Erweiterung. Erst in den zwanziger Jahren wurde behutsam versucht, sich mit vergleichenden Stilbegriffen (Gotik, Klassik, Barock) der ostasiatischen Kunst zu nähern.³⁶ Die allgemeine Zurückhaltung und Unsicherheit der Kunsthistoriker war vielleicht auch mit ein Grund gewesen, warum Lamprechts vergleichende kunstgeschichtliche Untersuchungen weder schriftlichen Niederschlag noch Fortsetzung fanden. Auch fehlte ein entsprechendes Echo von Japan selbst; Lamprecht pflegte vor allem persönliche Kontakte mit japanischen Rechts- und Wirtschaftshistorikern. Wedemeyer, mit dessen Hilfe diese Übungen durchgeführt wurden, wandte sich nach Lamprechts Tod neben den schon begonnenen verfassungsgeschichtlichen Studien zu Altjapan vornehmlich der japanischen und chinesischen Mythologie zu.³⁷

Die universalgeschichtlichen Kunstvergleiche waren für Lamprecht aber schließlich von eminent didaktischer Bedeutung. In der 1911/12 verfaßten „Einführung in das historische Denken“ betonte er, daß „der Ausgang des kulturgeschichtlichen Denkens am besten von der Kunstgeschichte genommen“ wird³⁸; zudem wollte er mit den ostasiatischen Kunstvergleichen auch generell seine Absage an die reine „Textphilologie“ und das „Dogma des klassischen Altertums“ unterstreichen.³⁹ Besonders zur Typisierung der frühen Kulturstufen war die gegenständliche Anschauung von Bedeutung. Lamprecht gab daher im Rektoratsjahr (1910/11) die entscheidenden Anstöße, daß neben dem Ethnographischen Seminar ein von privater Seite außerordentlich reich dotiertes Institut für Völkerkunde gegründet wurde, das sich besonders dem Aufbau von Sammlungen widmen sollte.⁴⁰

In einem größeren Rahmen konnte Lamprecht seine methodologischen Bemühungen anlässlich der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig 1914 visualisieren: In einem breit angelegten Formvergleich wurden unter den Titeln „Kindheit“, „Vorzeiten und Urzeiten“, „Rezeptionen und Renaissance der Antike“, „Neuzeiten“, „Entwicklungen des Bildnisses“ und „Neuestes Zeitalter“ Kunstvergleiche aller Hochkulturen, besonders auch derjenigen Ostasiens, präsentiert. Sie sollten zeigen, daß „Schrift und Type, Graphik und Buchgewerbe nichts sind als entwicklungsmäßige Ausdrucksformen (Funktionen) des jeweiligen Seelenlebens“.⁴¹

Japan im Wandel der mittelalterlichen Rechts- und Verfassungsformen

Parallel zu den kunstgeschichtlichen Vergleichen wurde Japan für Lamprecht auch und vor allem zu einem Exempel vergleichender Rechts- und Verfassungsgeschichte, besonders bezüglich der Frage nach der Entstehung des Lehnswesens und der Stadtverfassung. Da seit der Meiji-Restauration eine fundamentale Rezeption europäischen Rechts vollzogen wurde, stand das Thema ebenso im Zentrum japanischer Forschungsinteressen. Dabei konkurrierten von Beginn an französische und deutsche Modelle: Die schließlich 1890 in Kraft getretene Verfassung orientierte sich wesentlich an preußischen Vorbildern, und die bürgerliche Gesetzgebung von 1900 war das Ergebnis langer innerer Auseinandersetzungen von Rechtsvergleichen. So erhielt gerade die vergleichende Rechtswissenschaft Anregungen durch die nachträglichen historischen und theoretischen Begründungsversuche von Japan selbst.⁴² In diesen vergleichenden Studien ging es Lamprecht nicht um erneute rechtshistorische Positionsbezüge, sondern um den methodischen Nachweis, daß Verfassung, Recht und Wirtschaftsformen aufgrund streng induktiver Forschung letztlich nur aus der Sittengeschichte erklärt werden können. Auch hier klingt wiederum eine seiner sehr frühen Fragestellungen an, wie nämlich das Lehnswesen letztlich durch „ethische Prinzipien“ begründet wurde.⁴³ 1906/07 hielt Lamprecht eine erste vergleichende wirtschaftsgeschichtliche Übung über Grundherrschaft und Lehnswesen, wo Verfassungsfragen in der deutschen und japanischen Geschichte behandelt wurden.⁴⁴ Mit japanischer Hilfe wurden die einschlägigen Quellen beschafft und bearbeitet.⁴⁵ Für die Ausschreibung der Preisaufgabe der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig im Jahre 1907 regte Lamprecht die Übersetzung und Edition japanischer Rechtsquellen des 8. Jh. an.⁴⁶

Ein erstes Ergebnis, nämlich der Vergleich der karolingischen Reichsreform mit der Taikwa-Reform (7.-9. Jh.) handelte Lamprecht im Herbst 1910 anlässlich seiner Rektoratsrede ab.⁴⁷ Hier könne gezeigt werden, wie zwei autonom entwickelte Geschlechterverfassungen durch einen sog. „urzeitlichen Absolutismus“ abgelöst wurden – nicht allein durch politische oder wirtschaftliche Kräfte, sondern durch wesentliche Mithilfe einerseits des antiken Christentums, andererseits des chinesischen Buddhismus. Die Gleichheit in der Verschiedenheit dieser „Konstellationen“ könne mit den beiden universalgeschichtlichen Transformationsmustern von „Renaissance“ (Karolingische Reformen) und „Rezeption“ (Taikwa-Reform)

erklärt werden. Lamprecht wird diesen Vergleich in den Übungen der folgenden zwei Jahre weiter zur Verifikation seiner These ausbauen, daß die „tiefere Fundamentierung des Wesens des Feudalstaats nicht in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, sondern in der Sittengeschichte und in dem spezifisch gebundenen Begriff der Treue zu suchen sei“. Denn es sei – so Lamprecht – der „Stand der Samurai fundalisiert gewesen, bevor er mit naturalwirtschaftlichen Äquivalenten, insbesondere Grund und Boden, ausgestattet wurde“. Damit ist für ihn der Nachweis erbracht, daß sich alle „Sittlichkeits- und Rechts- und somit Verfassungsprobleme, von der Sittengeschichte her am besten eröffnen“.⁴⁸

Weiter vergleicht Lamprecht auch die Entstehung der Städteverfassung und des Städtewesens. Doch die japanischen Untersuchungen mit den sozio-ökonomischen Kategorien von Adel und Kaufmannschaft, Hof und Markt erwiesen sich als wenig aufschlußreich. Offensichtlich versagte hier die Begrifflichkeit europäischer neuzeitlicher typologischer Analyse. Und trotzdem findet Lamprecht über die festgestellten Gegensätze und Andersheiten wiederum eine Brücke:

„Im ganzen aber blieb kein Zweifel darüber, dass bei abweichender institutioneller Entwicklung doch der Geist, die Seele des Fortschrittes derselbe gewesen sei: eine beträchtlich gesteigerte Entfaltung der intellektuellen Betätigung, ein rationales Element im Verkehr und Charakterbildung und daraufhin eine neue Sittlichkeit und folglich auch eine neue Verfassung.“⁴⁹

Diese Forschungsveranstaltungen gaben Anstöße zu einer Reihe vergleichender rechtshistorischer Arbeiten, die jedoch keine kontinuierliche Forschungstradition begründen konnten.⁵⁰ Zwei Fragen sind nun aufgrund der thematisch skizzierten Auseinandersetzung mit dem Thema Japan zu beantworten. Erstens: Wo liegt die *Bedeutung Japans für die Universalgeschichtsschreibung* Karl Lamprechts? Und zweitens: Welche Ausstrahlung hatten umgekehrt seine *Forschungen auf die japanische Historiographie und die Japanologie* selbst?

Es soll mit einer Antwort auf die zweite Frage begonnen werden: Hier gilt vorerst, was schon aufgrund der Vergleiche von Lamprechts Geschichtskonzeptionen im Rahmen der internationalen Geschichtswissenschaft der Jahrhundertwende gesagt wurde: Er war Anreger und Angeregter zugleich.⁵¹ Seine vergleichenden Forschungen wurden von einer beidseitigen Rezeptionswelle getragen.⁵² Wie Lamprecht von japanischer Seite zur Kenntnis genommen wurde, sei nur mit drei Namen angedeutet.

1904, zu Beginn seiner Ostasien-Arbeiten, stand die Bekanntschaft mit einem jungen japanischen Historiker in den USA, welcher sich wie Lamprecht an komparatistische Fragestellungen heranwagte: Kan'ichi Asakawa (1873-1948).⁵³ Mit einer englisch veröffentlichten Untersuchung über die Taikwa-Reform hatte Asakawa ein Lebenswerk begonnen, das auf vergleichender Grundlage einen Feudalbegriff entwickelte, der die historischen Realitäten Japans und Europas einschloß.⁵⁴ Wie weit sich beide mit ihren Forschungsarbeiten gegenseitig noch auseinandersetzten, geht zumindest aus Lamprechts Schriften nicht hervor.

Bedeutsamer wurden die Beziehungen zu dem an der Handelsschule von Tokyo lehrenden Wirtschaftswissenschaftler Tokuzô Fukuda (1874-1930), nicht

zuletzt auch durch dessen enge Verbundenheit mit Deutschland. Fukuda hatte 1989 bei Karl Bücher in Leipzig studiert (dabei wohl auch Lamprecht gehört) und 1900 bei Lujo Brentano in München mit einer Arbeit über „Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan“ (1903) promoviert.⁵⁵ Über Fukuda erhielt Lamprecht nicht nur sachliche Hinweise, sondern auch personelle Unterstützung.⁵⁶ Durch Fukudas vergleichende Wirtschaftsgeschichte etablierte sich die Wirtschaftsstufenlehre der deutschen Nationalökonomie in Japan, und Lamprechts Einfluß (nicht nur über Fukuda) war bedeutend.⁵⁷ Wegen der kollektiven Organisation der Industrialisierung und zugleich der Ausbildung eines Gewerkschaftswesens wurde dort die Deutsche Historische Schule gegenüber der angelsächsischen des *Laissez faire* (Smith, Malthus, Mill) bevorzugt. 1907 gründete man auch nach deutschem Vorbild einen „Verein für Socialpolitik“.⁵⁸ Lamprecht selbst wurde 1913 Mitglied der Japanischen Akademie in der „Sektion Social science“.⁵⁹

Schließlich ist Shinshichi Mijra (1877-1947) noch zu nennen, der engste japanische Mitarbeiter an Lamprechts Institut. 1906 über München nach Leipzig gekommen, führte er den Mediävisten Wedemeyer eigentlich erst in die japanische Sprache und Kultur ein und trug bis 1912 alle komparatistischen Arbeiten mit.⁶⁰ Eine vollständige Übersicht der Studenten und Dozenten aus Japan, die mit Lamprecht in Verbindung traten, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen⁶¹; auch wären die Beziehungen zu verfolgen, die später noch von Leipzig aus (Wedemeyer, Überschaar) weitergepflegt wurden.⁶² Eine eigentliche japanische Rezeptionsgeschichte von Lamprechts Werk – seine Einführung in das historische Denken erlebte noch in den fünfziger Jahren in Japan eine Neuauflage – steht aus.⁶³ Die allgemeine japanische Historie orientierte sich hingegen an dem in Tokyo 1887-1902 lehrenden Ranke-Schüler Ludwig Riess (1861-1928) und war ganz auf die Tenno-Staatsideologie ausgerichtet.⁶⁴

Für die Japanologie in Leipzig hatten Lamprechts wissenschaftsorganisatorische Leistungen institutionell bleibenden, methodisch nur vorübergehenden Erfolg. Die Einbindeung der reinen Philologie in eine umfassende, interdisziplinär getragene Kulturgeschichte fand nach seinem Tod nur eine beschränkte Fortsetzung. Im Seminar für ostasiatische Kulturen und Sprachen nahm Wedemeyer eine Randstellung ein: Mit akribischer Sorgfalt widmete er sich der Philologie, und in seiner Habilitationsschrift zur japanischen Frühgeschichte (3.-5. Jh. n. Chr.) fehlten jegliche Hinweise auf Lamprechts Typologie der Kulturzeitalter oder auf universalgeschichtliche Vergleiche. Fortsetzung fanden diese Ansätze – allerdings in nationalistisch vereinfachender Weise – mit dem Lamprecht-Schüler Johannes Überschaar (1885-1965). Er wurde 1932 auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Sprache und Kultur des modernen Japans berufen, doch schon 1937 von den Nationalsozialisten zur Emigration nach Japan gezwungen.⁶⁵

Abschließend zur ersten Frage, der Bedeutung Japans in der Konzeption von Lamprechts Universalgeschichte.

Der Ferne Osten war in der europäischen Kulturgeschichtsschreibung der Neuzeit für alle universalistisch-komparatistischen Erklärungsansätze schon im-

mer ein reizvoller Spiegel für einen europäischen Relativismus und Vexierspiegel eines eurozentrischen Japanismus zugleich, an dem das Eigene und das Fremde gegenübergestellt oder durch Analogien bestätigt werden konnten.⁶⁶ Als Hochkultur zeichnete sich die japanische Kultur durch eine einzigartig lange Schrift- und Kunstradition, eine kontinuierliche kulturelle Identität und durch eine lineare Abfolge von soziopolitischen Strukturen aus.⁶⁷

Japan trat bei Lamprecht nicht als vereinzeltes Vergleichsobjekt in den Erkenntnishorizont, sondern als Strukturelement von umfassender „Universalgeschichte“. Seit Ende der neunziger Jahre trug er den Gedanken in sich, die im Methodenstreit erhärteten Hypothesen außerhalb der deutschen Geschichte zu verifizieren.⁶⁸ Eine neue, auf der Grundlage der kulturgeschichtlichen Methode stehende „Weltgeschichte“⁶⁹ sollte alle Widersprüche vorangegangener positivistischer und idealistischer Versuche lösen. Durch die Klammer des an der „Deutschen Geschichte“ entwickelten „psychogenetischen“ Entwicklungsgesetzes wurden für ihn die induktiven Beschreibungen nationaler Geschichten vergleichbar. Lamprecht überspielte damit den schon in der vergleichenden Ethnologie und Anthropologie vorgebrachten Einwand, daß sich für vollkommen unabhängige Völker ein induktiven Vergleich die historischen Abhängigkeiten nicht messen ließen.⁷⁰

Die fernöstliche Inselkultur erfüllte gleichsam die Bedingungen eines naturwissenschaftlichen Experiments zur Überprüfung der Hypothesen: Die verursachenden Variablen – bei Lamprecht die inneren evolutiven „Entwicklungspotenzen“ der Kulturzeitalter und die äußeren „Reize“ – können darin systematisch variiert werden, um die entstehenden Wirkungen auf die abhängigen Variablen – etwa die künstlerischen oder institutionellen Erscheinungsformen – zu studieren. Durch die voneinander vollständig unabhängigen „Renaissancen“ und „Rezeptionen“ innerhalb des ostasiatischen und europäischen „Kulturkreises“⁷¹ können weiter die Parameter, d.h. die möglichen Faktoren der Fremdeinflüsse (Natur oder „Rasse“) auf das Ergebnis konstant gehalten werden. Eine letzte experimentelle Bedingung, die Wiederholbarkeit und intersubjektive Überprüfbarkeit des Ergebnisses, ergab sich aus der aktuellen Situation Japans selbst: Japan stand nach 1900 als Beispiel für einen gelungenen politischen und ökonomisch-sozialen Modernisierungsprozeß von der Feudal- zur Industriegesellschaft überhaupt, der zwar nicht synchron zur deutschen Geschichte verlief, doch für Lamprecht durch die Zäsuren 1870 und 1905 durchaus analog vergleichbar war und nun als „Weltgeschichte“ von komplex ineinander wirkenden Rezeptionen fortlief.⁷² Die um 1900 neben dem europäischen Kulturkreis eigenständig gebliebenen Hochkulturen (Vorderasien, Indien und Ostasien), die diesem aktuellen Modernisierungsprozeß nicht folgen konnten, ordnete Lamprecht den „Verfallskulturen“ zu, die die Kulturzeitalterfolge schon durchschritten hatten.⁷³ Im ostasiatischen Kulturkreis sind für Lamprecht demnach auch die Widersprüche rein evolutionistischer Fortschrittsmodelle aufgehoben: Die innere Gleichzeitigkeit von Aufstieg und Zerfall schützen ihn vor den Prokrustesbetten der geschichtsphilosophischen Lehren von objektiven Gesetzen gesellschaftlicher Entwicklungen und historischer Notwendigkeit. China, Japans

große Mutterkultur, zeigte – wie Rom oder Venedig – gleichzeitig den Weg möglicher Niedergänge.

Mit dem Exempel China-Japan entlastete sich Lamprecht auch vom Materialismus-Vorwurf. Mit ihm konnte er einsichtig nachweisen, daß die verursachenden Variablen der Kulturentwicklung nicht ausschließlich sozioökonomischer Natur sind.⁷⁴ An dem Nebeneinander von religiösen Riten, Sippenverbänden und modernem Kapitalismus in einer Fortschrittskultur wie in Japan stößt sich Lamprecht nicht. Zur gleichen Zeit mußte Max Weber seine religionssoziologischen Ostasiastudien auf eine Kontrast-Forschung einschränken⁷⁵, da die religions- und herrschaftssoziologischen Typologien, wie die des „rationalen Staates“ oder der idealtypischen „Stadt“, nur auf den „Okzident“ anwendbar waren.⁷⁶ Lamprecht zeichnete in der japanischen Geschichte ebenso wie in der „deutschen Geschichte“ das Bild einer entstaatlichten Nation, daher auch sein gebannter Blick auf die Entstehung des frühmittelalterlichen Lehnswesens (und nicht auf den Kapitalismus). Die bis heute das Japan-Bild bestimmende stereotype Wahrnehmung der Japaner als eine „gemeinschafts- und gruppenorientierte Gesellschaft, mit ausgeprägtem hohem Grad an sozialer Kohäsion und Solidarität“⁷⁷ kam Lamprechts eigenen genossenschaftlich-organischen Staats- und Gesellschaftsvorstellungen nahe, woran in der Erziehung zur Eigenverantwortung gesellschaftlicher Gruppen durch kommunale Selbstverwaltung entscheidende Bedeutung zuzumessen sei.⁷⁸

Der Einstieg in die Weltgeschichte mit dem Thema Japan verschaffte Lamprecht endlich auch den erhofften Ausweg aus dem vergifteten innerdeutschen Methoden-Diskurs: Seine komparatistischen Studien stießen von Anfang an auf lebhaftes ausländisches, besonders japanisches Interesse. Dadurch ermuntert, spannte er auf den deutschen Historikertagen mit dem Japan-Exempel einen solchen Bogen, daß ihm die kollegiale Fachkritik nur den Vorwurf fachlicher Überforderung entgegenhalten konnte.⁷⁹ Mit diesem noch von Exotik behafteten Gegenstand brauchte Lamprecht endlich auch nicht zu fürchten, daß nach dem Methodenstreit eines Tages sein „Salz taub“ werden könnte.⁸⁰

Das Erkenntnisinteresse an der japanischen Geschichte führt abschließend auch zu einer *Erklärung des universalgeschichtlichen Bemühens* überhaupt. Lamprecht sah sich in dem rasanten geistigen und materiellen globalen Wandel seit der Jahrhundertwende gezwungen, die Geschichtsschreibung selbst zu universalisieren; denn wie er 1900 feststellte, hat die „Ansdehnung des tellurischen Horizonts“ regelmäßig einen „Wandel der weltgeschichtlichen Anschauungen zur Folge gehabt“⁸¹. Die Universalgeschichte wurde so – ich übernehme hier eine These des Philosophen Odo Marquard – zu einem „der zur modernen Welt gehörenden Versuche einer Beschleunigungsbewältigung durch Beschleunigungskonformismus“.⁸² Lamprecht beschrieb dies in einem seiner Amerika-Vorträge wie folgt:

„Wenn die moderne Geschichtswissenschaft bis zu den Elementen des allgemeinen geschichtlichen Geschehens vorzudringen sucht und sie in gewissen psychischen Vorgängen vermutet und findet: bewegt sie sich dabei den allgemeinen Zeitströmungen konform, und hat sie dementsprechend die Aussicht gesunder Dauer und Fortentwicklung? Das ist eine erste Frage, die es zu beantworten gilt [...]

in diesen Gang geistig-seelischer Fortschritte reiht sich die sozialpsychologische Geschichtswissenschaft ohne weiteres ein; sie ist nicht als eine Anwendung der grösseren Intensität moderner Beobachtung auf den geschichtlichen Stoff. Und sie hat damit nicht bloss die Aussicht einer weiteren Entwicklung auf west- und mitteleuropäischem Boden für sich. Nein: wie das neue Seelenleben vornehmlich den ungeheuren Assoziations- und Reizerweiterungen verdankt wird, die von der modernen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Kultur ausgehen, so wird sie sich überall da einstellen, wo diese Kultur sich entwickelt: und so ist sie tatsächlich im Begriff, in der Neuen Welt wie in Japan zu siegen.“⁸³

In der so empfundenen Zeitdynamik beruft sich Lamprecht auf Ostasien als „Maßstab“ einer „absoluten Chronologie“, damit die „Bewegung“ der „deutschen Geschichte als Ganzes“ geortet werden kann.⁸⁴

Fassen wir zusammen: Die durch Japan mitverursachte neue weltpolitische Konstellation und die im Methodenstreit gewonnene Selbstsicherheit führten Lamprecht zu transkulturell vergleichenden Forschungen. Mit seinem Begriff der Kulturgeschichte überbrückte er die zwangsläufig entstehenden Widersprüche, um die Geschichtsschreibung einer nun tatsächlich weltweiten Vernetzung aller Lebensbereiche anzupassen. Dieses methodisch ehrgeizige Unternehmen einer beschleunigungskonformen Universalgeschichte war daher – gerade für einen Deutschen – nicht tiefer als durch einen Weltkrieg und seine Folgen zu erschüttern.

- 1 R. Bichler, Die theoretische Einschätzung des Vergleichens in der Geschichtswissenschaft, in: F. Hamp/I. Weiler (Hrsg.), Vergleichende Geschichtswissenschaft. Methode, Ertrag und ihr Beitrag zur Universalgeschichte, Darmstadt 1978, S. 16 ff.
- 2 U. Goch, Gesellschaft und Auslandswissenschaft am Beispiel der deutschen Japanologiegeschichte (Teil I: Von den Anfängen bis 1918), in: Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung (BJOAF), Nr. 3, 1980, S. 103 ff. Der Aufsatz beschreibt ausführlich die Entstehung und Entwicklung der Institute japanologischer Forschung in Leipzig, Hamburg, Berlin und Tokyo mit ausführlichen biographischen und bibliographischen Hinweisen. Auf die vergleichenden Arbeiten Lamprechts wird nicht näher eingegangen.
- 3 Eine entsprechende ausführliche Bibliographie findet sich bei dem im Nachlaß erhaltenen Vorlesungsmanuskript „Japanische Geschichte“ (SS 1910). Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S 2713, V 16a.
- 4 P. Pantzer, Japan und Mitteleuropa im 10. Jahrhundert, in: J. Kreiner (Hrsg.), Japan-Sammlungen in Museen Mitteleuropas. Geschichte, Aufbau und gegenwärtige Probleme, in: Bonner Zeitschrift für Japanologie, Bd. 3, 1918, S. 69.
- 5 Zu Karl Rathgen (geb. Weimar 19. 12. 1856, gest. Hamburg 6. 11. 1921) vgl. T. Plaut, Karl Rathgen, in: Deutsches Biographisches Jahrbuch, Bd. 3, Stuttgart 1927, S. 211-214 (mit Bibliogr.); b. Witte, Kultur, Wirtschaft und Politik: Pfeiler des Friedens. Zum Andenken an Karl Rathgen, in: Indo-Asia 1984, H. 4, S. 65-76.
- 6 Zu Oskar Nachod (geb. Leipzig 4. 3. 1858, gest. Dresden 2. 10. 1933) vgl. den redaktionellen Nachruf in: Ostasien Rundschau, 15. Jg., Nr. 3, Hamburg 1935, S. 65.
- 7 Zu Oskar Münsterberg (geb. Danzig 23. 7. 1865, gest. Berlin 12. 4. 1920) vgl. die Hinweise in: Deutsches Biographisches Jahrbuch 1917-20, Stuttgart 1927, Überleitungsband II, S. 755.
- 8 Zu Karl Florenz (geb. Erfurt 10. 1. 1864, gest. Hamburg 9. 2. 1939) vgl. I. Schuster, Karl Adolf Florenz, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 5, Berlin 1961, S. 254.
- 9 J. Kreiner, Einleitung zu Japan-Sammlungen in den Museen Mitteleuropas (a.a.O.), S. 19.
- 10 P. Pantzer, a.a.O., S. 66.

- 11 Zu August Conrady (geb. Wiesbaden 28. 4. 1864, gest. Leipzig 4. 6. 1925) vgl. E. Haenisch, Karl Florenz, in: *Neue Deutsche Biographien*, Bd. 3, Berlin 1957, S. 341; E. Erkes, Georg von der Gabelentz und August Conrady, in: *Karl-Marx-Universität Leipzig 1409-1959, Beiträge zur Universitäts-geschichte*, Bd. 1, Leipzig 1959, S. 439-463.
- 12 Zu André Wedemeyer (geb. Bremen 29. 3. 1875, gest. Leipzig 13. 2. 1958) vgl. H. Hammitzsch, André Wedemeyer in memoriam, in: *Oriens extremus*, 5. Jg. Hamburg 1958, S. 252 ff.
- 13 A. Wedemeyer, Die ostasiatischen Studien in Leipzig, in: *Akademische Rundschau*, 2. Jg., H. 8, Leipzig, Mai 1914, S. 432-434; O. Nachod, Lamprechts Bedeutung für die Wissenschaft vom Fernen Osten, in: *Ostasiatische Zeitschrift*, 4. Jg., (1915/16), S. 109-112.
- 14 U. Goch, a.a.O., S. 103.
- 15 K. Lamprecht, Zur jüngsten Vergangenheit. Zweiter Ergänzungsband zur Deutschen Geschichte, zweite Hälfte, Freiburg i.Br. 1904, S. 695.
- 16 R. Mathias-Pauer, Deutsche Meinungen zu Japan – Von der Reichsgründung bis zum Dritten Reich, in: J. Kreiner (Hrsg.), *Deutschland-Japan. Historische Kontakte*, Bonn 1984, S. 122.
- 17 K. Lamprecht, *Americana. Reiseeindrücke, Betrachtungen, geschichtliche Gesamtsicht*, Freiburg i.Br. 1906, Vorwort S. 5. Ebenso deutlich im Herausgeber-Vorwort zu Oskar Nachod, *Geschichte von Japan*, Gotha 1906, VII.
- 18 M. Rauck, *Japan und Deutschland 1859-1914 unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftsbeziehungen*, Diss. Erlangen-Nürnberg 1988, S. 438.
- 19 Hier sind u.a. Lamprechts Kontakte zu Alexander Georg Moslé (geb. Bremen 1863, gest. New York 1949) zu erwähnen: Moslé spielte im Japan-Handel mit Krupp-Produkten eine wesentliche Rolle; seit 1907 in Leipzig, übernahm er dort das japanische Honorarkonsulat. Weiterführende Hinweise bei: M. Rauck, a.a.O., S. 387f. Zu Moslé als bedeutsamer Sammler von Japonica: T. Klefisch, Anekdotisches über Ostasiatica-Sammler und -Kunsthändler, in: J. Kreiner, a.a.O., S. 256f.
- 20 K. Lamprecht, Über auswärtige Kulturpolitik. Rede am 7. Okt. 1912 auf der Tagung des Verbandes für internationale Verständigung zu Heidelberg, in: *Veröffentlichungen des Verbandes für internationale Verständigung*, H. 8, Stuttgart 1913, S. 10ff.
- 21 Schreiben Lamprechts an den Reichskanzler vom 19. 5. 1913. Abgedruckt in: R. vom Bruch, *Weltpolitik als Kulturmission: Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Paderborn 1982, S. 147f.
- 22 K. Lamprecht, Zur auswärtigen Kulturpolitik, in: *Frankfurter Zeitung* vom 12. 4. 1914; ungekürzte Fassung in: *Deutsche Japan-Post*, 13. Jg., Nr. 6, 9. 5. 1914, S. 163.
- 23 Ders., *Kriegserinnerungen* (unveröffentlicht), Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S. 2713, H. 60, S. 70. Lamprecht verweist weiter auch darauf, daß „auf Grund von mehr als anderthalbjährigen Studien ... die Unkenntnis Chinas und namentlich seiner Entwicklung in Deutschland als heillos bezeichnet werden muß und sich noch einmal schwer rächen wird. Die Feinheiten der chinesischen Kultur reichen sehr wohl an die Feinheiten der mittelländischen Kultur und es besteht keinerlei Grund, das Dogma vom klassischen Altertum, das noch so viele Köpfe beherrscht, obwohl sie es nicht zugestehen wollen, in dem Sinne zur Anwendung gelangen zu lassen, daß es in detrimentum der Chinesen gebraucht wird.“ (S. 71)
- 24 Ders., *Initial-Ornamentik des VII. bis XIII. Jahrhunderts*, Leipzig 1882.
- 25 Vgl. dazu E. Hüttinger, *Kunstgeschichte als Geschichte. Zum Werk von Georg Dehio*. Vortrag zur Gedenkfeier des 50. Todestages von G. Dehio an der Universität Tübingen, Juni 1982; gekürzt in: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 158, 9./10. 7. 1983.
- 26 H. Schönebaum, *Karl Lamprecht. Leben und Werk eines Kämpfers um die Geschichtswissenschaft (1856-1915)*, Manuskript. Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S. 2714, S. 99.
- 27 O. Münsterberg in der Schlußbetrachtung des Abrisses „Japans Kunst“, Braunschweig 1908, S. 98.
- 28 K. Lamprecht an M. Ritter am 22. 11. 1904. Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S. 2713, Korr. 45.
- 29 H. Schönebaum, a.a.O., S. 508.
- 30 K. Lamprecht, *Europäische Expansion in Vergangenheit und Gegenwart (1908-1910)*, in: J. Flug-Hartung (Hrsg.) – *Weltgeschichte*, Bd. III der „Geschichte der Neuzeit“ (Bd. VI des gesamten Werkes), Berlin 1910, S. 617.

- 31 Dazu wurden folgende von Lamprecht angeregte Arbeiten veröffentlicht: J. Leo, Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens nach seinen literarischen Ausdrucksformen, in: Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, H. 2, Leipzig 1906; W. v. Hoerschelmann, Die Entwicklung der alt-chinesischen Ornamentik, in: Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, Heft 4, Leipzig 1907; G. Muth, Stilprinzipien der primitiven Tierornamentik bei Chinesen und Germanen (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, H. 15, Leipzig 1911).
- 32 K. Lamprecht, Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung, Leipzig 1909; im Sammelband von H. Schleier, Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie, Leipzig 1988, S. 395.
- 33 L. M. Hartmann an K. Lamprecht am 30. 1. 1991: „Von ihnen will man einmal etwas über das Ganze der Geschichte z.B. 'Die Kulturtendenzen des 20. Jahrhunderts' - oder 'Die Stufen der Weltgeschichte' oder 'Das Zeitalter der Reizsamkeit' oder 'Japanische und deutsche Kunst im Vergleich'“. Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S 2713, L31.
- 34 Königlich-Sächsisches Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Lehr- und Arbeitsplan für das Sommersemester 1910, in: K. Lamprecht, Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht, Berlin 1910, S. 16.
- 35 Zu den schärfsten Kritikern O. Münsterbergs zählt der Berliner Kunsthistoriker Otto Kümmel. Vgl. Kümmels Notiz in der *Ostasiatischen Zeitschrift*, Bd. 7, 1918/19, S. 272.
- 36 Dazu ausführlich E. von Erdberg, Die Anfänge der ostasiatischen Kunstgeschichte in Deutschland, in: *Kategorien und Methoden der deutschen Kunstgeschichte 1900-1930*, hrsg. v. L. Dittmann, Stuttgart 1985, S. 185-207.
- 37 Von diesen Arbeiten A. Wedemeyers seien hier genannt: Über die Sonnenflagge Japans (1932), Erläuterung zu einer Dichtung von Hitomaro (1933), Das Verbergen der Sonnengottheit in der Felsenhöhle – Studie zur japanischen Mythologie (1935), Das japanische Drei-Affen-Symbol und der Kōshin-Tag. Ausführliche Nachweise bei H. Hammitzsch, André Wedemeyer a.a.O., S. 253.
- 38 K. Lamprecht, Einführung in das historische Denken, Leipzig 1912, S. 130.
- 39 Auf universitätspolitischem Hintergrund einschlägig dazu: K. Lamprecht, Einige Bemerkungen zu den letzten Hamburger Vorgängen, in: *Akademische Rundschau*, 2. Jg., H. 8, Leipzig, Mai 1914, S. 437.
- 40 Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. W. Hartwig, Leipzig. Zu dieser Initiative, die von dem Direktor des städtischen Museums für Völkerkunde K. Weule und dem Kolonialgeographen H. Meyer getragen wurde: O. Reche, Das staatliche sächsische Forschungs-Institut für Völkerkunde an der Universität Leipzig, in: *Ethnologische Studien*, hrsg. v. F. Krause, Leipzig, Asia Major, 1929, S. 97-105. Auf die enge Zusammenarbeit mit Weule und Meyer weisen auch die zahlreichen Arbeiten hin, für die Lamprecht als Korreferent herangezogen wurde (zusammengestellt bei: H. Schönebaum, Zum 100. Geburtstag Karl Lamprechts, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig*, 5. Jg., 1955/56, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, H. 1, S.19 ff.)
- 41 K. Lamprecht, Grundausstellung, in: Amtlicher Führer der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik: Halle der Kultur, Leipzig 1914, S. 16. Im Anschluß an diese Ausstellung regte Lamprecht den Sinologen August Conrady an, eine kurze Entwicklungsgeschichte der chinesischen Schrift zu schreiben (A. Conrady an K. Lamprecht am 9. 7. 1914. Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S 2713, Korr 17f).
- 42 K. Kroeschell, Das moderne Recht und Japan, in: B. Martin (Hrsg.), *Japans Weg in die Moderne*, Frankfurt/M. 1983, S. 62.
- 43 K. Lamprecht, Über Individualität und Verständnis für dieselbe im Mittelalter. (Manuskript München 1978, veröffentlicht als Anhang der *Deutschen Geschichte* Bd. 12, 1909, S. 20).
- 44 H. Schönebaum, a.a.O., S. 529.
- 45 Große Vermittlungsdienste leistete der in Tokyo lehrende Tokuzō Fukuda (s. Anm. 56).
- 46 Der Titel der Preisaufgabe lautete: „Eine kniische Übersetzung unter dem Namen Taihō-ryō bekannten, ursprünglich im Jahre 701 n. Chr. verfaßten, heute nur noch in der Redaktion des Jahres 718 vorliegenden Reintscodex.“ Die Arbeit wurde von A. Wedemeyer und Sh. Miura nur als Manuskript abgeschlossen und ging verloren. (Die Ryō oder Gebote. Ein japanisches Rechtsbuch des

8. Jahrhunderts nebst Auszügen aus den Kommentaren Ryō shūge oder Gesammelte Erläuterungen zu den Geboten." Dazn vgl. O. Nachod, Geschichte von Japan, Bd. 2/1, Leipzig, 1929, Vorwort XI.
- 47 K. Lamprecht, Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften, und der Gedanke der Universitätsreform, Berlin 1910.
- 48 Aus K. Lamprechts Zwischenbilanz zu den vergleichenden Übungen vom Wintersemester 1911/13. Unveröff. Manuskript: Universalgeschichtliche Untersuchung mittheilender Verfassungsprobleme, abgedruckt bei: H. Schleier, a.a.O., S. 410.
- 49 Ebenda, S. 414.
- 50 Von den mir greifbaren deutschsprachigen Veröffentlichungen seien genannt: J. Überschaar, Die Stellung des Kaisers in Japan. Eine staatsrechtlich-historische Skizze, Leipzig 1912; ders., Preußisches und Japanisches Verfassungsrecht, Tokyo 1913; G. v. Otto, Geschichte des japanischen Strafrechts, Leipzig 1913; dazugezählt werden muß auch die spätere Habilitationsschrift von A. Wedemeyer, Japanische Frühgeschichte – Untersuchungen zur Chronologie und Territorialverfassung von Altjapan bis zum fünften Jahrhundert n. Chr., Tokyo 1930, (Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Supplementband 11) und K. Shimmi, Die Geschichte der Buken-Herrschaft in Japan. Beiträge zum Verständnis des japanischen Lehnswesen, Basel 1939.
- 51 L. Schorn-Schütte, Karl Lamprecht und die internationale Geschichtswissenschaft an der Jahrhundertwende, in: Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 67, Heft 2, S. 464.
- 52 Vgl. W. G. Beasley/E. G. Pulleyblank (Hrsg.), Historians of China and Japan, London, 1961, Introduction S. 16-19.
- 53 Kan'ichi Asakawa an: K. Lamprecht am 5. 1. 1905. Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S 2713, Korr 4.
- 54 K. Asakawa, The early institutional life of Japan. Study in the reform of 645 A. D. Tōkyō 1903, Weitere Veröffentlichungen vornehmlich in amerikanischen Zeitschriften: Notes on Village Government in Japan after 1600 (1910), Some of the contributions of feudal Japan to the New Japan (1912/13), The Origin of the Feudal Land Tenure in Japan (1914). Nachweis bei O. Nachod, Bibliography of the Japanese Empire, 1906-1926 (London 1928), Vol. I, Nr. 389 ff. Zum Feudalismus-Begriff Asakawas: J. W. Hall, Feudalismus, in: H. Hammitzsch (Hrsg.), Japan-Handbuch, Wiesbaden 1981, Sp. 389f.
- 55 T. Yamada, Einige Bemerkungen zum Einfluß deutscher Akademiker auf die japanischen Wirtschaftshistoriker vor dem Zweiten Weltkrieg, in: Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege. Bd. IV, Übersee und allgemeine Wirtschaftsgeschichte. Festschrift für Hermann Kellenbenz, hrsg. v. J. Schneider u.a., Stuttgart 1978, S. 545. Zum wissenschaftlichen Umfeld Fukudas: H. Borten, Modern Japanese Economic Historians, in: W. G. Beasley/E. G. Pulleyblank (Hrsg.), a.a.O., S. 293.
- 56 K. Lamprecht an Tokuzō Fukuda am 8. 2. 1907. Universitätsbibliothek Bonn, Nachlaß Lamprecht, S. 2713, Korr 22.
- 57 T. Yamada, Einige Bemerkungen zum Einfluß deutscher Akademiker, a.a.O., S. 544, 546.
- 58 E. Louven, Wirtschaftswissenschaft, in: H. Hammitzsch (Hrsg.), Japan-Handbuch, a.a.O., Sp. 2371.
- 59 H. Schönebaum, a.a.O., S. 664.
- 60 Vgl. die Erwähnungen in Lamprechts Forschungsberichten 1911-13, in: H. Schleier, Karl Lamprecht, S. 407, 442. Zum Weggang von Minra: K. Lamprecht an A. G. Moslé am 15. 1. 1912. Universitätsbibliothek Bonn. Nachlaß Lamprecht, S 2713, Korr 38.
- 61 Weitere Hinweise enthält die Korrespondenz Lamprechts mit Nakakioji (Vizeminister des Kommunikationsministeriums) (1910), Hikataro Nichi (1906), Hisho Saito (1912), mit dem Gastdozenten Kirhiji Shimmi (1912/13) sowie mit Wedemeyer (1908: Aufzählung mehrerer Studenten). Als Gastdozent an Lamprechts Institut und Assistent weilte 1911/12 Jomonobu Ishibashi am Religionsgeschichtlichen Seminar.
- 62 Wedemeyer gab zusammen mit Aihiko Sata (Osaka) 1923 eine Japanisch-Deutsche Zeitschrift für Wissenschaft und Technik heraus. In Bd. 2 findet sich darin auch ein Porträt Lamprechts, verfaßt von R. Kötschke. Vgl. O. Nachod, Bibliography of the Japanese Empire, 1906-1926, London 1928, Vol. I, Nr. 72.

- 63 Eine Darstellung der Lamprecht-Rezeption in Japan ist von Akira Hayashima (Nishinomiya/Japan) geplant (freundlicher Hinweis von Herrn Prof. Dr. H. Schleier).
- 64 Zu L. Riess: Hayashi Kentaro, Ludwig Riess, einer der Väter der Geschichtswissenschaft in Japan, in: J. Kreiner (Hrsg.): Japan-Sammlungen in Museen Mitteleuropas, a.a.O., S. 31-45 und U. Goch, Geschichtswissenschaft, in: H. Hammitzsch, a.a.O., S. 406.
- 65 U. Goch, Gesellschaft und Auslandswissenschaft, a.a.O., S. 108; F. Gruner, Eduard Erkes, in: Karl-Marx-Universität Leipzig, 1909-1959, Beiträge zur Universitätsgeschichte, Bd. 2, Leipzig 1959, S. 391ff.
- 66 Vgl. dazu die Beiträge von I. Hija-Kirschner, Japanischer Eurozentrismus, europäischer Relativismus und einige Konsequenzen (1983); Vexierspiegel – einander gegenübergestellt. Zum Japanbild in neueren deutschsprachigen Publikationen und zur japanischen Perspektive (1986). Beide Aufsätze abgedruckt im Sammelband der Autorin: Das Ende der Exotik, Frankfurt/M., 1988. Selbstreflektiv wurde das Thema Japan in einer propädeutischen Übung für Geschichtsstudenten mit Gewinn behandelt (K. Wehrle, Universität Basel, Proseminar 'Geschichte des modernen Japan', Sommersemester 1987).
- 67 J. W. Hall, Geschichte, in: H. Hammitzsch, a.a.O., S. 275f.
- 68 K. Lamprecht, Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Neue Folge Bd. 1, 1896/97, S. 75-150.
- 69 Ders., Die kulturhistorische Methode, Berlin 1900, Anhang: Eine Weltgeschichte nach neuen Grundsätzen, S. 39-48. Vgl. dazu auch H. Schleier, Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht, der Methodenstreit und die Folgen, in: Ders., Karl Lamprecht, a.a.O., S. 31ff.
- 70 Vgl. dazu H. Kleinschmidt, Galtons Problem: Bemerkungen zur Theorie der transkulturell vergleichenden Geschichtsforschung, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 39. Jg., H. 1, 1991, S. 5-22.
- 71 Zu dem Begriff des „Kulturkreises“ vgl. A. Wedemeyer, Die großen Kulturkreise der Menschheit. Beilage zu Karl Lamprecht: Europäische Expansion, in: Pflugk-Hartung, a.a.O., Weltgeschichte.
- 72 K. Lamprecht, Nationalismus und Universalismus in Deutschland, in: Dokumente des Fortschritts, Jg. I, 1907/08, a.a.O., S. 8f.
- 73 Ders., Europäische Expansion, a.a.O., S. 617.
- 74 Ders., Einführung in das historische Denken, a.a.O., S. 45f.
- 75 Vgl. S. Richter/M. Waligora, Die Religionssoziologie Max Webers – ein kulturhistorischer Vergleich, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 37. Jg., H. 4, Berlin 1989, S. 330.
- 76 M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Zweiter Teil, Kapitel IX, 7./8. Abschnitt.
- 77 P. Kevenhörsner, Politik und Verwaltung in Japan. Informationsverarbeitung und Politikberatung in japanischen Ministerien, in: J. Kreiner (Hrsg.), Deutschland-Japan, a.a.O., S. 301.
- 78 L. Schom-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984, S. 207.
- 79 O. Nachod, Lamprechts Bedeutung für die Wissenschaft vom Fernen Osten, a.a.O., S. 110.
- 80 K. Lamprecht, Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht, Berlin 1910, S. 32.
- 81 Ders., Die kulturhistorische Methode, a.a.O., S. 40.
- 82 O. Marquard, Universalgeschichte und Multiversalgeschichte. (Vortrag im Studium Generale der Universität Freiburg i.Br. am 28. April 1982), in: Sanculum. Zeitschrift für Universalgeschichte Bd. 33, 1982, H. 2, S. 110.
- 83 K. Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge, Freiburg i.Br. 1905, S. 15f.
- 84 Ders., Disposition zu den Vorträgen in Berlin, 3.-7. Februar 1913. Universitätsbibliothek Bonn. Nachlaß Lamprecht, S 2713, V 1. Lamprecht geht aus von der „Rennetrik / Gesamtanfassung der deutschen Geschichte“. Den I. Abschnitt stellt er unter das Thema „Wendungen der Geschichtswissenschaft“, den II. Abschnitt unter „Die deutsche Geschichte als Ganzes in dieser Bewegung“. Darunter gliedert sich: a) Absolute Chronologie: Ostasien als Maßstab für universalgeschichtliche Reihe / Vorderasiatisch-europäische Reihe, b) Relative Chronologie: Japan und die europäische Staatensfamilie, c) Vereinigte Staaten und d) Bedeutung der Entwicklungsstufen.

Cai Yuanpei (1868 - 1940) – Student am Lamprecht-Institut in Leipzig

Eine der herausragendsten Persönlichkeiten der modernen chinesischen Geistesgeschichte, die hinsichtlich der Erneuerung der chinesischen Kultur, des Bildungswesens und der Wissenschaft unauslöschliche Spuren in der intellektuellen Entwicklung Chinas im 20. Jh. hinterlassen hat, ist Cai Yuanpei. Ob als Bildungsminister unter Sun Yatseu in der ersten provisorischen Regierung der Chinesischen Republik 1912, als Rektor der Peking-Universität, die er zu einer modernen Lehr- und Forschungsstätte im Sinne der Ideen Humboldts umgestalten wollte, als geistiger Führer der demokratischen Bewegung des Vierten Mai 1919 oder als Präsident der Academia Sinica nach 1928 – stets erwies er sich als Vorkämpfer für ein modernes China. Ein solches modernes China sollte vom Westen lernen, ohne ihn zu kopieren. Er plädierte für eine moderne nationale Kultur, die die Vorzüge der westlichen und der östlichen Zivilisation in sich vereinigen sollte.

Eben dieser Cai Yuanpei, der in Deutschland leider viel zu wenig bekannt ist, schrieb sich am 15. Oktober 1908 als Student an der Leipziger Universität ein, wo er mit einer Unterbrechung von einem Jahr (November 1911 bis November 1912) fast viereinhalb Jahre studierte. Sein Abschluszeugnis ist mit dem 17. April 1913 datiert.

Neben Vorlesungen und Seminaren in Philosophiegeschichte, Ästhetik, Kunstgeschichte und vor allem in Psychologie – sein besonderes Interesse galt der experimentellen Psychologie Wilhelm Wundts – belegte er auch zahlreiche Lehrveranstaltungen bei Karl Lamprecht:

1909/1910: Kulturgeschichte Deutschlands. Altertum und Mittelalter;

1909/1910: Moderne Kulturgeschichte Deutschlands. Weltanschauung und Wissenschaftsauffassung;

1910: Deutsche Kultur während Reformation und Renaissance;

1910/1911: Kulturgeschichte Deutschlands in der Epoche des Absolutismus;

1911: Deutsche Kultur in der Epoche der Klassik;

1910/1911: Methodik der Geschichtswissenschaft und historische Kunstausfassung;

1912/1913: Europäische Geschichte in der Epoche des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit.¹

Offenbar trat Cai Yuanpei, der übrigens bei Studienantritt in Leipzig bereits vierzig Jahre alt war und den hohen Grad eines Doktors der kaiserlichen Hanlin-Akademie trug, unmittelbar nach dessen Gründung im Jahre 1909 dem von K. Lamprecht geleiteten Königlich-Sächsischen Institut für Kultur- und Universal-

geschichte bei der Universität Leipzig bei. In seiner Autobiographie, die bislang nur in einem handschriftlichen Manuskript zugänglich war, unlängst aber von Cais Großkel Cai Jianguo in einer 1990 an der Berliner Humboldt-Universität verteidigten Dissertationsschrift ausgewertet wurde, erinnert sich Cai Yuanpei an diese Zeit am Institut: „In dem von Lamprecht errichteten Institut für Kultur- und Universitätsgeschichte war es den Studenten vom 3. und 4. Studienjahr an erlaubt, selbst Forschungen zu treiben. Das waren damals 400 Leute. Als ausländischer Student war ich an diese Matrikelbegrenzung nicht gebunden und fand auch so dort Eingang, konnte sogar in einer Klasse unter Lamprechts Leitung üben. Die Methode seiner Übungen ist die folgende: Für jedes Semester gibt er eine Anzahl systematisierter Fragen vor. Für jede Frage bestimmt er zwei Studenten A und B als Diskussionsgestalter. Die Studenten versammeln sich alle zwei Wochen unter dem Vorsitz eines Mentors. Der Student A hält einen Vortrag, der Student B argumentiert dagegen oder macht Ergänzungen. Die restlichen Studenten tragen im Anschluß daran ihre Meinung vor. Zum Abschluß gibt der Mentor eine Zusammenfassung.“²

Die Beschäftigung mit außereuropäischen Kulturen, darunter auch der chinesischen, spielte, wie wir z.B. aus seiner Abhandlung zur universalgeschichtlichen Methodenbildung aus dem Jahre 1908 wissen, für Lamprecht eine wichtige Rolle. Eine Untersuchung der ornamentalen Traditionen des alten China diente ihm sogar zur Beweisführung für die Allgemeingültigkeit seiner aus der deutschen Kulturgeschichte psychogenetisch abgeleiteten Theorie von den Kulturzeitaltern.³ Die Leipziger Universität bot durch die Präsenz des berühmten Sinologen August Conrady (1864-1925) und des Japanologen André Wedemeyer, mit denen K. Lamprecht engen Kontakt pflegte, aber auch durch das Museum für Völkerkunde ausgezeichnete Voraussetzungen für eine universale kulturgeschichtliche Betrachtungsweise. Cai Yuanpei hat auf vielfältige Weise davon profitiert und offenbar auch seine eigenen Kenntnisse über die ostasiatischen Kulturen mit eingebracht. An einem Seminar des Instituts für chinesische Literatur und Geschichte, wo der Direktor, Professor A. Conrady, altchinesische Texte mit altindischen Fabeln verglich, nahm er jedenfalls aktiv teil.⁴

Von besonderem Einfluß auf Cai dürfte dabei neben der kulturgeschichtlichen Ausrichtung der Lehre insgesamt auch der Umstand gewesen sein, daß trotz der aus der deutschen Kulturgeschichte abgeleiteten theoretischen Kriterien Lamprechts Sicht wirklich eine universale war, bar jedweder rassistisch-chauvinistischen Arroganz gegenüber anderen außereuropäischen Kulturen. Ausdrücklich nennt Lamprecht neben den Ägyptern, Griechen der hellenistischen Zeit, Spätrömern die Inder und Chinesen als Völker, „welche die Höhe unserer Kultur passiert haben“. Aus der Sicht des Kulturvergleiches scheint es ihm sogar richtig, „daß China in den Vordergrund gestellt wird“. Diese Haltung verdient umso größere Beachtung, als bekanntlich acht Jahre vorher im Zuge der Anti-Boxer-Expedition die Chinesen in Deutschland vielfach als Barbaren diffamiert worden waren. Lamprecht empfahl für die beiden großen ostasiatischen Nationen China und Japan „eingehende kunsthistorische Studien vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte“.⁵

Selbstverständlich können wir, wenn wir die Wirkungen seiner Leipziger Studien auf sein späteres geistiges Profil untersuchen, den Einfluß Lamprechts und dessen Instituts nicht einseitig betonen. Nicht minder wichtig waren für Cai die psychologischen Theorien Wundts oder auch die philosophiegeschichtlichen Vorlesungen von Wundt, Brahn und Völkelt. Schließlich entstand in der Leipziger Zeit Cais Übersetzung von F. Paulsens „Grundprinzipien der Ethik“ (1909), die enormen Einfluß auf chinesische Intellektuelle, darunter auch auf Mao Zedong hatte. In Kenntnis der europäischen Philosophiegeschichte und im Bewußtsein des Vergleiches verfaßt Cai 1910 eine „Geschichte der chinesischen Ethik“. In dieser Schrift nimmt Cai erstmals eine systematische Einordnung und Bewertung der chinesischen Philosophie und Ethik vor, gleichzeitig tritt er für die Freiheit des Denkens ein. Dennoch scheint unübesehbar, daß die bei Lamprecht erlebte unvoreingenommene vergleichende Sicht auf gleichberechtigte Kulturentwicklungen Cais spätere Auffassung gegenüber der chinesischen Kultur maßgeblich beeinflußt hat. Im Unterschied zu manch anderen Intellektuellen in China, die nach Bekanntwerden mit den Errungenschaften der westlichen Zivilisation nicht selten dazu neigten, diese zu verabsolutieren und dementsprechend die traditionelle Kultur Chinas gänzlich abzulehnen, wie wir es bei radikalen Vertretern der Bewegung für eine neue Kultur im Kontext des Vierten Mai 1919 beobachten können, vertritt Cai den Standpunkt, daß Chinesisches und Westliches zu einer neuen fortschrittlichen chinesischen Kultur verschmolzen werden müßten. Oberflächliche und grobe Gegenüberstellungen (westliche Kultur aktiv, chinesische Kultur passiv u.ä.) lehnt er ab. Stattdessen fordert er sorgfältige Vergleiche, um erst auf dieser Grundlage herauszufinden, was übernehmenswert ist. Es gehe darum, sich die Vorzüge einer anderen Kultur anzueignen, nicht aber diese in toto zu übernehmen. Man müsse Klarheit darüber haben, was die Menschheit insgesamt für gut hält, ohne nach China oder Nicht-China zu fragen. Cai sagte: „Die gleichzeitige Aufnahme der Vorzüge beider Seiten zwecks Errichtung eines neuen Systems, auch das wäre eine Aufgabe für einen Mann der Tat.“⁶

Im Jahre 1923 erklärte er in einer Rede in Charleroi in Belgien, gleichsam noch ganz der Diktion der Lamprecht-Schule verhaftet: „China und Europa weisen nur oberflächliche Unterschiede auf. Die Wurzeln ihrer Kulturen sind gar nicht so verschieden voneinander. Bei genauerem Hinsehen findet man sogar, daß auch der Ablauf des Fortschritts in beiden Zivilisationen einander recht ähnlich ist.“⁷ Cai glaubt, daß eine Verfeinerung der Kultur durch die Aufnahme und Verarbeitung äußerer Kulturen eine Lebensfrage für jede Kultur ist. Mit Hilfe moderner wissenschaftlicher Methoden soll die Essenz der chinesischen Kultur freigelegt werden, um so auch die Elemente herauszufinden, die mit dem wissenschaftlichen Geist der Gegenwart nicht im Widerspruch stehen.⁸ Die chinesische Kultur müsse als Teil der Weltkultur weiterexistieren. Wenn die chinesischen Studenten nach ihrem Studium in Deutschland, England, Frankreich nach Hause zurückkehren, nur um einer „totalen Verwestlichung“ das Wort zu reden, so Cai, dann würde China im eigenen Lande lediglich ein paar Deutsche, Engländer, Franzosen mehr haben, eine wirklich neue Kultur könne auf diese Weise nicht geschaffen werden.

Cai war zunächst von der Gleichberechtigten Behandlung westlicher und chinesischer Kultur überzeugt. Er wollte bei den Chinesen gleichermaßen das Gefühl der arroganten Selbsterhebung gegenüber Fremden wie auch das der Selbstverleugnung gegenüber dem Ausland überwinden. Man müsse sowohl die westliche Zivilisation in China wirken lassen als auch die chinesische Kultur im Ausland verbreiten, weil die Ansichten der Europäer über China häufig falsch und oberflächlich seien. „Zum internationalen Frieden“, sagte Cai 1921, „ist das gegenseitige Verständnis der erste Schritt“.⁹

- 1 Vgl. R. Felber (Fei Lu), Cai Yuanpei zai deguo laibixi daxue (Cai Yuanpei an der Universität Leipzig in Deutschland), in: Lun Cai Yuanpei (Über Cai Yuanpei), Beijing 1989, S. 460-465.
- 2 Cai Jianguo, Cai Yuanpei und das moderne China., phil. Dias. A, Humboldt-Universität Berlin 1990, (Ms.) S. 49.
- 3 H. Schleier (Hrsg.), Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie, Leipzig, 1988, S. 395ff.
- 4 Cai Jianguo, a.a.O., S. 49.
- 5 H. Schleier, Karl Lamprecht, a.a.O., S. 439, 442f.
- 6 Cai Jianguo, a.a.O., S. 129.
- 7 Cai Yuanpei quanji (Vollständige Werke Cai Yuanpeis), Bd. 4, Beijing 1984, S. 340.
- 8 Cai Jianguo, a.a.O., S. 134.
- 9 Ebenda, S. 136.

Ein schwieriges Heldenleben. Bekenntnisse eines Biographen

In seiner „Theorie des Romans“ reflektiert Georg Lukacs über die Merkmale der Biographie und warum dieses Genre nicht nur auf Romanschriftsteller, sondern auch auf Historiker solche Anziehungskraft ausübt. „Die biographische Form vollbringt für den Roman die Überwindung der schlechten Unendlichkeit“, schreibt er. Und: der Umfang der Welt [wird] durch den Umfang der möglichen Erlebnisse des Helden begrenzt und ihre Masse durch die Richtung, die sein Werdegang auf das Finden des Lebenssinnes in der Selbsterkenntnis nimmt, organisiert.“¹ Der Biograph gesteht, Überlegungen dieser Art haben sehr zu der Entscheidung beigetragen, eine Biographie zu schreiben. Eine Biographie scheint die Möglichkeit zu bieten, eine einigermaßen in sich selbst geschlossene Geschichte zu schreiben, die sich auf Grund des Lebens und der Karriere einer einzelnen Persönlichkeit sozusagen selbst organisieren soll. Die Biographie verheißt also ein klares Thema, das sich im wesentlichen auf Grund eines einzelnen ausreichenden Nachlasses vorbereiten lassen kann. Die Tatsache, daß der Held Historiker ist, der sich übrigens viel mit methodologischen Problemen befaßt hat, kann den Anreiz der Biographie nur steigern, weil – auch das gesteht der Biograph – die Geschichte des Historikers dem Biographen, der auch Historiker ist, die Gelegenheit bietet, eine methodologische Bestandsaufnahme vorzunehmen und über die theoretischen Grundlagen des den beiden Wissenschaftlern gemeinsamen Berufs eingehend zu reflektieren.

Der Biograph hat allerdings die Schwierigkeiten der Biographie unterschätzt. Der Nachlaß reicht bei weitem nicht aus, so daß die Suche nach den Spuren des Historikers fast das Ganze des inzwischen wiedervereinten Bundesgebiets umfaßt, von Freiburg bis Berlin (damals Ost und West), von Oldenburg bis Dresden und Leipzig. Außerdem entdeckt der Biograph, daß die Breite der „möglichen Erlebnisse“ des Helden viel größer ist als er geschätzt hat und daß die Biographie allerlei Fragen aufwirft, die sich weit über die historische Philosophie und Methodologie ausdehnen und die Geschichte der verwandten akademischen Disziplinen (z.B. der Nationalökonomie, Soziologie, Geographie, Anthropologie, selbst der Chemie und insbesondere der Psychologie) sowie auch die Geschichte des deutschen Bildungsbürgertums, die Geschichte und Politik der deutschen Geschichtswissenschaft, die Politik der deutschen Universitäten, sogar die Geschichte der deutschen Außenpolitik mit einschließt.

Die größten Schwierigkeiten bereitet aber der Held selbst. Lukacs scheint derartige Schwierigkeiten gemeint zu haben, wenn er in einer anderen Passage seiner Studie des Romans von der „Wanderung des problematischen Individuums zu sich selbst“ schreibt.² Die Schwierigkeiten liegen darin, daß dieses problematische Individuum im Verlauf seiner Wanderungen darauf besteht, zuerst den

Rahmen seiner eigenen Biographie festzusetzen und dann an dem Versuch des Biographen teilzunehmen, diese Biographie zu rekonstruieren. Mit anderen Worten, die Biographie des Historikers bringt mehrere, sich kreuzende Diskurse oder Ebenen der Deutung und Bedeutung ins Spiel, von denen zwei von besonderer Relevanz sind. Die erste liegt auf der Hand: es ist der Diskurs des Biographen mit der erlebten Welt des Helden – der Versuch des Biographen, innerhalb der diskursiven Grenzen der eigenen erlebten Welt, die Bedeutung des Historikerlebens zu beurteilen. Dieser Versuch wird aber dadurch enorm kompliziert, daß sich der Held ständig dieselbe Aufgabe gestellt hat, nämlich die Bedeutung seines eigenen Lebens zu bestimmen. Seine Arbeiten, die in fast unübersehbarem Umfang vorliegen, kann der Biograph als einen Autodiskurs auffassen, in dem der Held die Bedeutung seines Lebens und Schicksals vorzutragen trachtet. Das Problem ist, daß die zwei nunmehr in Frage kommenden Geschichten – die biographische Geschichte seines Lebens und die autobiographische Geschichte seines Lebens – unablässig kollidieren. Das Selbstverständnis des Helden drängt sich immer wieder in den späteren biographischen Versuch ein. Dieses Verständnis bestimmt schon zu seinen Lebzeiten den interpretatorischen Rahmen für die zentralen Erlebnisse seiner Biographie, und der Biograph kann über den daraus entstehenden Anspruch nicht hinwegsehen, wenn er diese Erlebnisse neu darstellen will. Darin liegt die große Herausforderung, der große Reiz, aber auch die große Frustration der Biographie Karl Lamprechts.

Die zentralen und spektakulärsten Szenen der Biographie werden im sog. Methodenstreit aufgeführt, in dem der Held die Hauptrolle spielt. 1891 erscheint der erste Band von Lamprechts *Deutscher Geschichte*. Das ist der Anfang eines großen, von ihm als „kulturgeschichtlich“ bezeichneten Projekts, in dem er die deutsche Geschichte von den Anfängen der Stanneneszeit bis hin zu seinen eigenen Tagen darstellen will. Er will auch, so verkündet er, alle Phasen und Seiten der nationalen Geschichte in dieser Darstellung erfassen, nicht nur Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch Volkssitten, Kunst und geistige Entwicklungen. Um die enorme Vielseitigkeit der gesamt nationalen Entwicklung zu erschließen, erfindet er ein großartiges Periodisierungsschema. Eine Reihe von Epochen, erklärt er, umrahmen die zugrunde liegenden chronologischen Einheiten, die der deutschen Geschichte Form und Bedeutung verleihen. Dieselben Einheiten – er nennt sie Kulturzeitalter – lassen aber auch die wesentlichen Gemeinsamkeiten feststellen, die alle Dimensionen des nationalen Lebens, sowohl die materiellen als auch die ideellen, in jeder Stufe der nationalen Entwicklung umfassen und einheitlich zusammenschließen. Der Historiker listet fünf Zeitalter auf und erklärt, der Vormarsch der nationalen Geschichte durch alle fünf sei durch die von ihm ebenfalls festgestellten Gesetze der kulturellen Entwicklung bestimmt.

Einige Merkmale dieses Schemas sind von besonderer Wichtigkeit für den weiteren Verlauf des Dramas. Erstens betont der Historiker, daß jedes Kulturzeitalter die Normen und Konventionen in sich birgt, die das kollektive Handeln der deutschen Nation zu jeder Zeit bestimmen. Ferner behauptet er, daß dieses kollektive Handeln das eigentliche Thema der Geschichtswissenschaft bilden

muß, weil es die einzige Form des menschlichen Verhaltens darstellt, die der empirischen Überprüfung und der kausalen Analyse, und damit der eigentlichen wissenschaftlichen Darstellung, zugänglich ist. Darüber hinaus scheint der Historiker aber dem materiellen Bereich eine vorgezogene Stellung in seiner Analyse einzuräumen, indem er anscheinend die ideelle und politische Entwicklung aus dem Bereich der Wirtschaft und der sozialen Struktur herleiten will. Er schreibt z.B., daß die Evolution der sozialen und wirtschaftlichen Gebundenheit im deutschen Mittelalter die Grundlage bildet für die herrschenden Begriffe der kollektiven Pflichten und der nationalen Identität, bis die Lockerung des Lehnswesens zu einem tieferen, in dem wachsenden Bewußtsein der individuellen Identität wurzelnden moralischen Sinn führt. Endlich vertritt er auch die These, daß die deutsche Nation keine politische, sondern vielmehr eine kulturelle Erscheinung ist und daß daher der Staat, gleich etwa den Formen des nationalen künstlerischen Ausdrucks, letztlich als ein Derivat tiefer liegender Kräfte der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung hervortritt.

Man muß noch heute dieses große Vorhaben bewundern: die großartige, alles umfassende Breite, die reiche Phantasie, die Genialität, die kühne Konzeption. Die Bände seiner *Deutschen Geschichte*, die in den frühen neunziger Jahren erscheinen, umfassen die Geschichte der gesamten Volkskultur. Sie befassen sich mit der Geschichte der Nahrung, mit Sitten und Kleidermoden, mit der Rolle der Frau, Familie, Sexualität, Erziehung, Volksfrömmigkeit und mit vielen anderen Themen mehr, die inzwischen Gegenstände der modernen Sozialgeschichte geworden sind. In Lamprechts Büchern findet man Dinge, die man woanders nicht findet. Dieselben Bände enthalten aber auch schwerwiegende Probleme, und ausgerechnet die Breite des Überblicks und die methodologische Kühnheit bringen den Verfasser in ernste Gefahr. So stark wie sie den Nachdruck auf gesetzliche Entwicklung, kollektives Handeln und den Staat als einen vom materiellen Bereich abgeleitetes Phänomen legt, stellt Lamprechts Kulturgeschichte eine enorme Herausforderung an die methodologischen Grundsätze dar, die damals in der deutschen Geschichtswissenschaft herrschten. Die Historiker, die diesen Grundsätzen treu sind – und das sind sämtliche akademische Historiker, nur einer ausgenommen – betonen die Einzigartigkeit aller historischen Vorgänge und lehnen die These entschieden ab, daß historische Gesetze, Normen oder abstrakte Begriffe in irgend einer Weise die Freiheit der historischen Akteure beeinträchtigen, moralische Entscheidungen zu treffen. Die Aufgabe des Historikers ist demgemäß, mittels des hermeneutischen Verstehens diese moralische Freiheit nachzuerleben. Die Historikerkunft besteht ferner darauf, daß die treibenden Kräfte der Geschichte im wesentlichen die Ideen sind, die das zweckgerichtete Handeln aller historiserten Akteure leiten, seien sie Einzelpersonen oder Gemeinschaften. Die höchste dieser Gemeinschaften ist der Staat, dessen Entwicklung das wichtigste Thema der Geschichte und daher das eigentliche Arbeitsgebiet des Historikers bildet.

Als die ersten Bände von Lamprechts *Deutscher Geschichte* erscheinen, machen die akademischen Historiker mobil, um die Herausforderung abzuwehren. Berlin ist das Hauptquartier. In der dortigen Universität nehmen Hans Delbrück,

Max Lenz und ihre Studenten Lamprechts methodologische Ansprüche und auch seine (fehlenden) Fußnoten unter der Linse. Nebenbei in der Redaktion der *Historischen Zeitschrift* geben Heinrich von Sybel und der junge Friedrich Meinecke Alarm.

Der Streit beginnt 1895 mit großer Wucht, als die ersten fünf Bände vorliegen, mit denen Lamprecht die deutsche Geschichte bis 1648 gebracht hat. Der die nächsten vier Jahre andauernde Kampf ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Geschichtswissenschaft. Das Hauptkennzeichen ist das Bemühen mehrerer, meistens (wie Lamprecht selbst) jüngerer Historiker, sich mit einer Reihe schwieriger, obgleich bislang ohne weiteres einfach akzeptierter methodologischer Grundpositionen auseinanderzusetzen. Was ist der eigentliche Gegenstand der Geschichtswissenschaft - Individuum oder Kollektivität, Staat oder Gesellschaft? Soll der Historiker versuchen, gleich dem Naturwissenschaftler, historische Vorgänge mittels Induktion, Statistik und kausaler Analyse zu erklären? Kann der Historiker auf Theorie, Hypothesen, vergleichende Analyse und Verallgemeinerungen verzichten?

Die Auseinandersetzung wird mit einer erstaunlichen Polemik geführt, die unter anderem den Eindruck bestätigt, daß Verwirrung und Selbsttäuschung in beiden Lagern reichlich vorhanden sind. Lamprechts Position wird immer radikaler, als er versucht, die Debatte als einen Paradigmenstreit zu gestalten, in dem eine „alte Richtung“ der Geschichtswissenschaft, deren Symbol Ranke ist, einer „neuen Richtung“ gegenübersteht, deren Symbol Lamprecht ist. Der Streit dreht sich aber im Kern um die Anklagen, die in zwei vernichtenden Rezensionen erhoben worden sind. Die erste Rezension ist paradoxerweise eine positive, aber weil sie aus der Feder Franz Mehrings stammt, kann sie nur den Verdacht nähren, daß Lamprechts methodologische Position ideologisch belastet ist.³ Selbst Lamprecht ist von dieser Möglichkeit so erschrocken, daß er unter dem Einfluß seines Leipziger Kollegen Wilhelm Wundt mitten im Streit seine Position plötzlich verändert: Marx und Engels, deren Spuren in den ersten Bänden deutlich erkennbar sind, treten nun hinter Leibniz, Herder und Hegel zurück. Die zentrale Kategorie der Lamprechtschen Geschichtsauffassung, die Kulturzeitalter, wandeln sich in geistige Einheiten um, die, abgesehen von der Terminologie, nunmehr den Ideen Rankes, wenn auch mit einer Beigabe von Comte, Buckle und Darwin, verblüffend ähneln.

Lamprecht bringt viele treffende Erwiderungen vor. Dennoch sind seine Schwächen letztlich anderer Art als diejenigen seiner Gegner, wie eine zweite vernichtende Rezension bloßlegt, die Hermann Oncken, der Schüler von Lenz, im Jahre 1897 in Delbrücks *Preussischen Jahrbüchern* veröffentlicht.⁴ Hier unternimmt Oncken eine erschöpfende, zeilenweise Überprüfung einiger Passagen aus dem zweiten Teil des fünften Bandes der *Deutschen Geschichte*, in dem die Politik des späten 16. und frühen 17. Jh. behandelt wird. Der Rezensent enthüllt das Geheimnis der Lamprechtschen Arbeitsweise. Er entdeckt eine Unzahl von Fahrlässigkeiten und Irrtümern (ein falsches Datum wird sechzehnmal innerhalb von 100 Seiten dokumentiert), von Sachfehlern, verkehrten Reihenfolgen, von allerlei Widersprüchen und anderen Ungereimtheiten. Schlimmer noch: Oncken

zeigt anhand einer parallelen Analyse der Texte, wie Lamprecht seine Darstellung weitgehend aus langen, teilweise fast wortwörtlichen Exzerpten aus historischen Handbüchern und Monographien, auch aus Schulbüchern und ohne Gänsefüßchen oder Angaben der Quellen zusammengebastelt hat.

Es sind in erster Linie diese erstaunlichen Enthüllungen Onckens, die Lamprecht erschlägen. Onckens Anklage rlehlet sich auf eine Dimension des Wissenschaftsbetriebs, die nicht nur eine technische, sondern vor allem auch eine ethische ist, denn in seiner Hastigkeit und Lässigkeit hat Lamprecht gegen die Grundsätze der Wahrhaftigkeit und Integrität in der Wissenschaft verstoßen. Wenn Oncken die Zuverlässigkeit der Forschungen Lamprechts derart in Frage stellt, zerstört er auch Lamprechts methodologische Position und trägt entscheidend zur Unterminierung der methodologischen Grundsätze bei, die Lamprecht zuvor teilweise recht wirkungsvoll in Frage gestellt hat.

Hier ist eine Pause. Nach Ausgang des Methodestreites empfiehlt sich ein Rahmen für die Deutung der Lamprechtschen Biographie. Diese Geschichte zeigt die klassischen Züge der heroischen Tragödie. Lamprechts Hybris ruft den Zorn der Patriarchen der historischen Zunft hervor, die ihre Jünger mobil machen, um die Schwächeren des Helden auszukundschaften und den Kampf gegen ihn zu führen. Am Ende werden die jungen Sieger mit Auszeichnungen versehen, der besiegte Abtrünnige mit Verbannung bestraft. In keiner Hinsicht übertreibt dieses Bild den Ausgang des Dramas. Ohne Ausnahme werden die jungen Historiker, die gegen Lamprecht ins Feld ziehen, mit Lehrstühlen belohnt. Andererseits wird Lamprecht so vollständig geächtet, wie es die Lehrfreiheit und eine beamtete Lehrstelle im Deutschen Reich zulassen. Die Kollegen meiden ihn. Seine Arbeiten werden in den Fachzeitschriften weder veröffentlicht noch rezensiert. Seine Geschichtsschreibung wird mit dem Bannt belegt. Auch seine Studenten werden von der Akademie verbannt, indem die Assoziation mit Lamprecht ein Stigma wird, das praktisch das Scheitern einer akademischen Karriere bedeutet.

Lamprecht als tragischer Held? Das Urteil wollen wir noch einen Augenblick zurückstellen, bis wir einige andere Szenen des Dramas angesehen haben. Das Verhalten des Historikers im von Lamprecht selbst angezettelten Methodenstreit verweist auf ein zentrales biographisches Problem. Warum stellt Lamprecht diese unbescheidene Herausforderung an das wissenschaftliche Establishment? Wie soll der Biograph die kühne Heterodoxie erklären? Die Ururisse der frühen Karriere liefern keine Antworten auf diese Fragen, denn Herkunft und Ausbildung Karl Lamprechts entsprechen in jeder Hinsicht den typischen Zügen des deutschen akademischen Bürgertums. Er wird 1856 in der Provinz Sachsen geboren, als Sohn eines lutherischen Pfarrers. Er wird in der frommen Atmosphäre des Pfarrhauses aufgezogen, in dem Ambiente also, das wie kein anderes ein deutsches Genie zu nähren scheint. Erziehung und akademische Ausbildung Lamprechts erfolgen auch, mindestens auf den ersten Blick, durchaus typisch. Nachdem er Schulpforta, wohl das berühmteste Gymnasium in Deutschland, besucht hat, studiert er in Göttingen, München und Leipzig, wo er promoviert. Er habilitiert sich dann in Bonn, und er bekleidet dort eine außerordentliche Professur, bis er 1889 ein

Ordinariat in Marburg erhält. Bei näherer Betrachtung erweisen sich aber die frühen Erlebnisse Lamprechts als nicht ganz so typisch. Das Verhältnis zum Vater ist problematisch und entwickelt sich im Schatten der anhaltenden Trauer des Vaters um einen älteren Sohn, der eben auch Karl Lamprecht heißt, aber zwei Jahre vor der Geburt des Historikers an Diphtherie gestorben ist.⁵ Der Vater idealisiert das verstorbene Kind und beschwört es immer wieder in Anwesenheit des neuen Karl Lamprecht. Hier kann der Biograph einfügen, daß die noch erhaltenen Beweise, in erster Linie die Kindheitserinnerungen des Historikers und die Briefe des Vaters an ihn, nur eine versuchsweise Analyse der Probleme erlauben, die aus der außerordentlichen Familiensituation entstehen, wenn der junge Karl Lamprecht sich in ständiger Konkurrenz um die Anerkennung, Achtung und den Beifall des Vaters befindet, unter Umständen, die umso verwirrender sind, als der Konkurrent nicht zugegen ist. Einige, etwa beim Spielen hervortretende Motive deuten auf das Bemühen des Kindes hin, das wiedergutzumachen, was man in einer anderen Sprache wohl die „narzistische Verletzung“ nennt, auf den Versuch des Kindes, in den Augen des Vaters (und das heißt vor allen Dingen in den eigenen Augen) sich als ein unabhängiges, in jeder Hinsicht vom verstorbenen Bruder selbständiges Wesen darzustellen. Unter diesen Motiven sind die „Sarnelwu“ (wie er das selbst beschreibt) und, trotz oder wohl wegen des Risikos des väterlichen Zorns (der doch letztlich die väterliche Anerkennung bedeutet), die Vorliebe des Kindes für einsame Ausflüge weit über die Felder hinaus, die die Grenzen seiner dörflichen Umwelt markieren. Andere Charakterzüge des Jungen legen aber die Vermutung nahe, daß er die Identitätsprobleme nicht vollkommen gelöst hat, daß er ein unruhiger, rastloser, ungeduldiger Mensch wird, und – darauf deuten Phantasien der eigenen Unsterblichkeit hin – daß er auch schon einen grenzenlosen Ehrgeiz hegt.

Im Verlauf des Studiums begegnet Lamprecht dann den Konventionen und Normen, die die deutsche Geschichtswissenschaft geprägt haben und die den Staat als den eigentlichen Gegenstand der historischen Darstellung bestimmen. Als bald wird er unruhig innerhalb der disziplinären Grenzen, die man durch diese Konventionen festgelegt hat, und er wagt sich hinaus. Seine Interessen gelten den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen, die, so überzeugt er sich, die Entwicklung des Staates bestimmen. Das Studium wird unkonventionell. Er wandert in breitere akademische Fehler aus, in die Philosophie, Psychologie, Nationalökonomie und die Soziologie, wo er die Theorien von Comte, Marx und Engels kennenlernt. Während des Münchner Semesters werden seine Interessen an der Kunstgeschichte geweckt, nachdem er die Arbeiten Jacob Burckhardts gelesen hat.

Als er sich in Bonn habilitiert, hat das große Projekt schon Gestalt angenommen. Das Ziel ist, um die Metaphern zu nutzen, in denen es ursprünglich Ausdruck findet, sich in die denkbar breitesten Felder hinauszubewegen, dort die Einzelheiten der Vergangenheit eifrig zu sammeln, um dann eine alles umfassende *histoire totale* der nationalen Entwicklung zu schreiben. Der Erfolg des Unternehmens soll dem Anspruch gerecht werden, das Erbe Ranke's, des größten Historikers der Deutschen, zu übernehmen. Der Eifer, mit dem er das Projekt in den neunziger Jahren ausführt, zeigt nicht nur die Macht der jugendlichen Charakterzüge in dem erwachsenen

Historiker, sondern auch die große emotionale Bedeutung, die das Unternehmen angenommen hat.

Die Bände, die sich aus intensivster Arbeit ergeben, enthalten auch andere Beweise für die emotionale Bedeutung der *Deutschen Geschichte*. Mehrere Themen in den Bänden legen den Schluß nahe, daß das, was sich als die Geschichte der deutschen Nation vorgibt, letztlich auch eine Geschichte von etwas anderem ist. Das Werk enthält mehrere Subtexte. Das zentrale Thema ist die Wechselwirkung zwischen materieller und ideeller Kultur, aber der Schlüssel zum ganzen Werk liegt in der Entwicklung der ideellen Kultur. Diese Entwicklung schließt mehrere, miteinander verschränkte Themen oder Subplots ein, die sich jeweils einem eigenen Telos annähern. Als Kern der ideellen Kultur sieht der Historiker die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins, das Heranwachsen einer kollektiven Identität der Deutschen. Die spezifischen Züge dieser Entwicklung enthüllen dieselbe aber als eine Metapher für andere Wachstumsprozesse. Die *Deutsche Geschichte* ist einerseits die Geschichte der Entwicklung und Reifung der deutschen Kultur, namentlich des deutschen Bildungsbürgertums, dessen historisches Schicksal es ist, besonders nach Beginn des sogenannten individualistischen Zeitalters im 15. Jh., als Vertreter und Hüter dieser Kultur aufzutreten. In diesem Rahmen erzählt Lamprecht die Geschichte seiner eigenen Klasse und bekennt ihre Ansprüche, die geistige Führung im neuen deutschen Kaiserreich auszuüben, das eine so große Stufe in der Vervollkommenheit der nationalen Identität darstellt.

Ein anderer Subplot ist noch merkwürdiger. Der Gegenstand der *Deutschen Geschichte* ist in der letzten Analyse eine persönliche Erfahrung. Das Subjekt eines weiteren Subplots ist Lamprecht selbst. Der Text erzählt die Geschichte eines kumulativen persönlichen Reifungsprozesses, dessen Hauptmotiv in der fortschreitenden Entwicklung der individuellen Identität liegt, die Lamprecht wiederum als wachsende Selbsterkenntnis durch Welterkenntnis, d.h. als geistige Weltbeherrschung versteht. In den Augen des Historikers hat die persönliche Reifung sowohl eine innere bzw. psychologische als auch eine äußere oder soziale Dimension. Der Lockerung der äußeren, institutionellen Gebundenheit am Ende des Mittelalters entsprechen z.B. nicht nur die immer vollkommeneren Unterwerfung des Willens unter die Macht des Intellekts, sondern auch das wachsende Gewicht des kollektiven Intellekts in der deutschen Kultur.

In diesem Schema nimmt der individuelle Reifungsprozeß nach Beginn des individualistischen Zeitalters eine Form an, in der die Bildung des Intellekts durch die fortschreitende Transzendenz zu immer höheren und immer breiteren Erkenntnissen gesteigert wird. Die erste Stufe dieses Prozesses ist die Selbsttranszendenz, das Selbstverständnis des Individuums als ein selbständiges, moralisches und geistiges Wesen. Dann kommt das breitere, kollektive Selbstverständnis der deutschen Nation, die Umwandlung des Nationalgefühls in „ein klar verstandenes, nach außen hin bekundetes Bewußtsein“ der Nationalität.⁶ Luthers große Leistung im Zeitalter des Individualismus ist es, den Bereich der individuellen Selbständigkeit bis zu den Grenzen des persönlichen Glaubens zu erweitern; die große Leistung Kants ist es, am Beginn des nächsten, subjektivistischen Zeitalters sich über diese Grenze hinauszuwagen, wenn er auch die Moral in den Bereich des Verstandes

einschließt. Die persönliche Reifung bedeutet nunmehr die unbegrenzte Pflege der Wissenschaft, die Erweiterung des menschlichen Verstandes bis in der letzten Synthese in der vollen Breite der menschlichen Erkenntnisse.

Der Methodenstreit unterbricht die Entfaltung dieses Themas, aber die Logik desselben, die klar in den ersten Bänden herauszulesen ist, deutet auf die Umrahmung eines riesigen wissenschaftlichen Panoramas hin, auf ein Weltbild, das einer vollkommenen Landschaft entspricht. Deren künstlerische Darstellung fordere, wie der Historiker im 5. Band schreibt, ein letztes Hinauswagen, die Transzendenz der Natur, so daß man „sich vollkommen aus der Natur zu entfernen vermag“⁷. Die Vervollkommenung des Individuums heißt Selbsterkenntnis, die Selbsttranszendenz über die letzten Grenzen hinaus zu einem objektiven Verständnis der gesamten Wirklichkeit. Aber das heißt wiederum historisches Verständnis, oder besser: das historische Verständnis, wie es nur die Kulturgeschichte bieten kann.

Lamprechts *Deutsche Geschichte* ist die Darstellung des eigenen Reifungsprozesses. Der Fortschritt der deutschen Nation durch die Zeitalter ihrer Geschichte ist eine Metapher für die eigene stufenweise Befreiung von allen Hemmnissen, die die geistige Entwicklung begrenzen oder einschränken. Diese Hemmnisse finden symbolischen Ausdruck in zwei Gestalten im Leben des Historikers, im Vater und in Ranke. Symbolisiert der eine die äußeren Schranken der Familie und der dörflichen Heimat, so ist der andere das Symbol der deutschen Geschichtswissenschaft und damit jener Schranken, die von den herrschenden historiographischen Normen auferlegt werden. Beide Figuren symbolisieren endlich auch die moralischen und geistigen Schranken des lutherischen Christentums, in dem der Versuch, letzte Wahrheiten zu begreifen, als Frevel verworfen wird. In aller Frömmigkeit wollte Ranke das Wirken „des Fingers Gottes“ in der Geschichte ahnen; in aller Kühnheit will Lamprecht diesen Finger fest in den Griff nehmen; um die gesamte Vergangenheit geistig zu beherrschen und eine endgültige wissenschaftliche Landschaft zu umrahmen. Nach den historischen Leistungen Luthers und Kants bleibt nur die historische Leistung Lamprechts übrig.

Das ist keine Tragödie. Lamprechts *Deutsche Geschichte* ist eine Geschichte der Reifung, der Vervollkommenung und des geistigen Sieges. Mit Haydn White sollte man wohl eher von einer Plotstruktur reden, die komische oder romantische Züge aufweist.⁸ Wie dem auch sei, so liefert dieser Plot den Rahmen für Lamprechts autobiographisches Verständnis und verleiht dem Melodramatik dadurch eine ganz andere Bedeutung. In diesem Licht erweist sich der große Streit, wenn nicht (oder noch nicht) als der Sieg, an den er bis zum Ende seines Lebens glaubt, so doch als ein nur vorübergehendes Stocken, als ein flüchtiges Vorspiel zu der endgültigen Rechtfertigung.

Der Glaube an die eigene Rechtfertigung ist für Lamprecht die Quelle der außerordentlichen emotionalen Stärke, die es ihm ermöglicht, die massiven Angriffe auf sein Selbstverständnis und seine Integrität durchzustehen. Aber aus der radikalen Ungereimtheit zwischen dieser persönlichen Auffassung des Methodenstreits einerseits und dem tatsächlichen Ergebnis des Konfliktes andererseits empfiehlt sich jetzt ein neuer interpretativer Rahmen für die Biographie. Dieser Hauptmoment in der Biographie läßt sich jetzt besser im Lichte des

dramatischen Kommunikationsbruchs, des Selbstbetrugs und des allgemeinen Mißverstehens auffassen – und das sind die Grundelemente nicht der Tragödie, sondern der Komödie oder der Farce. Jetzt tritt der Held in der Rolle des Narren auf. So scheinen die lächerlichen Zwischenspiele im Methodenstreit nicht mehr zufällig zu sein. Der Historiker ruft aus: „Ganz meine Meinung!“, wenn er eine Entgegnung Felix Rachfahls flüchtig liest und nicht bemerkt, daß Rachfahl seine eigenen Worte paraphrasiert.⁹ Oder Lamprecht vertut eine These, in der die Logik so zirkulär ist, daß sie die Entgegnung hervorruft, er verhalte sich wie der Baron von Münchhausen, der sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf herausziehen will.¹⁰ Lamprecht wird die Rolle des Narren übrigens auch von Max Weber zugeteilt, der in der wohl scharfsinnigsten Kritik an beiden Seiten im Methodenstreit den Ausdruck „Dilettantismus“ fast als einen Beinamen für Lamprecht verwendet.¹¹

Wir sollen das Urteil aber noch ein bißchen länger zurückhalten. Es gibt noch einen Akt in diesem Drama: Der Held (bzw. der Narr) lehnt es ab, nach der Niederlage ruhig von der Bühne abzutreten. 1909 schließt er das letzte Kapitel der 19bändigen Autobiographie, der *Deutschen Geschichte*, ab. Die letzten Bände, die die Darstellung bis in die eigene Zeit weiterführen, lassen keinen Zweifel mehr an den autobiographischen Zügen des Werkes bestehen, indem sie den zögernden Fortschritt der deutschen Kultur, und das heißt nunmehr der deutschen Wissenschaft, an ihrem Telos, an der großen Synthese aller ihrer Elemente in Lamprechts Kulturgeschichte darstellen. Zur Zeit des Abschlusses dieses Werkes ist Lamprecht auch der berühmteste und populärste akademische Historiker in Deutschland. Gut hunderttausend Exemplare seiner Bände sind verkauft worden. Er ist aber auch der berühmteste deutsche Historiker im Ausland. 1904 macht er eine Reise durch die USA. Sie wird zu einem Siegeszug, auf dem er nach einem Aufsehen erregenden Vortragszyklus über seine Geschichtsauffassung an der Columbia Universität den Ehrendoktor Jur. erhält. Nach seiner Rückkehr feiert Lamprecht in Deutschland den größten Triumph und einen erstaunlichen Erfolg des akademischen Unternehmertums, den die Feinde nur beneiden können. Die Gründung eines Instituts für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig, mittels der von privaten Stiftern aufgebrachten Gelder, bildet ein eindrucksvolles, ganz der Geschichtsauffassung des Direktors gewidmetes „Academic Empire“ im deutschen Kaiserreich. Die Dozenten sind die Jünger Lamprechts, die sonst nirgendwo akademische Stellen finden können, und sie betreuen die Studenten, die massenhaft im Institut studieren. Hier findet man auch den einzigen Ort in Deutschland, wo man eine Weltgeschichte studieren kann, die diesem Begriff gerecht wird, denn mit Abschluß der Deutschen Geschichte hat sich Lamprecht konsequent in die breitesten Felder der Weltgeschichte hinausgewagt, und zwar in der Überzeugung, daß die Entwicklung jeder nationalen Kultur auf der Erde gesetzmäßig durch die fünf von ihm erfundenen Kulturzeitalter fortschreitet.¹² Der Studienplan des Instituts wird aufgestellt, mit Vorlesungen und Übungen zur amerikanischen, japanischen, chinesischen und indischen Geschichte sowie zur Geschichte der sogenannten Urvölker, um diese letztlich autobiographische Überzeugung zu dokumentieren.

1910 wird Lamprecht Rektor der Leipziger Universität. Jetzt macht er die Stifter wieder mobil, um an der Universität eine Reihe von Forschungsinstituten für

die Geisteswissenschaften nach dem Vorbild des soeben gegründeten Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin, aber auch nach dem Vorbild des eigenen Instituts, ins Leben zu rufen. Dann, am Vorabend des Krieges, taucht Lamprecht wieder ins Rampenlicht der Öffentlichkeit, diesmal als selbsternannter Berater des Reichskanzlers Bethmann Hollweg, den er in Schulpforta kennengelernt hat. Jetzt heißt es, das große Projekt einer deutschen „auswärtigen Kulturpolitik“ vorzubereiten, um mit Hilfe einer neuen Hochschätzung für die Reichstitel der deutschen Kultur – vornehmlich für die Lamprechtsche Kulturgeschichte – die Durchsetzung der deutschen politischen Interessen im Ausland zu fördern.

Kurz nach Ausbruch des Krieges stirbt er, immer noch der berühmteste Historiker Deutschlands. Bis zum Ende lebt er seine eigene Autobiographie, und er geht als Held ins Grab. Mindestens in den eigenen Augen hat er das tragische Zwischenspiel des Methodenstreits überlebt und am Ende die allgemeine Rechtfertigung gefunden. Der Biograph mag sich gegen diese Darstellung des Lebens sträuben, aber er kann die Biographie nicht mit 1900 zum Schluß bringen. Die darauf folgenden Siege sind nicht die Leistungen eines Narren, und sie zeigen ein Ausmaß an Mut und Standhaftigkeit, das man wohl als heroisch bezeichnen muß.

Die Kritik ist gemischt. Es gibt nur einen Beobachter, der Lamprecht auf dieselbe Weise darstellen will, wie dieser es fordert. Herbert Schönebaum ist der lebenslängliche Hüter des Lamprechtschen Schreins, und seine nie veröffentlichte Biographie des Historikers dient der Heldenverehrung.¹³ Es gibt darüber hinaus noch zwei repräsentative Meinungsrichtungen. Die eine reigt zur Auffassung, daß es hier um die heroische Tragödie geht. In diesem Deutungsmuster liegt der Akzent auf dem kühnen Vorhaben, auf dem ersten großartigen Versuch, die Geschichtswissenschaft zur Weltgeschichte zu erweitern und den anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu öffnen, und, bei aller Berücksichtigung der Hastigkeit und Sorglosigkeit der Lamprechtschen Arbeitsweise, auf dem engstirnigen Widerstand der Gegner, die das geistreiche Vorhaben vereiteln und damit das tragische Schicksal der deutschen Geschichtswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jh. besiegeln. Man begegnet dieser Auffassung häufig in den USA, aber sie hat auch viele bedeutende Vertreterinnen und Vertreter in Deutschland.¹⁴

Die Vertreter einer anderen Richtung haben den Sitz in Bielefeld. Von hier aus wird Lamprecht immernoch als der Narr dargestellt, in dessen Verwirrung, Ehrgeiz und fruchtloses Eintreten für die ohnehin gute Sache dieselbe mehrheitlich geschädigt haben. Den klassischen Ausdruck dieser Ansicht findet man im Aufsatz Hans-Josef Steinbergs in der Wehlerschen Reihe über die deutschen Historiker.¹⁵ Die Gründe für die Bielefelder Abneigung gegen Lamprecht sind kompliziert. Sie haben unter anderem mit Besprechungen zu tun, den Abstand zwischen der „modernen historischen Sozialwissenschaft“ und Lamprechts Kulturgeschichte zu betonen. Aber auch die große Bedeutung Max Webers in Bielefeld hat dazu geführt, daß man sich dort Webers Urteil über Lamprecht weitgehend zu eigen gemacht hat.

Der Biograph findet sich also einer reichen Auswahl an interpretativen Perspektiven gegenüber, wenn er die Geschichte des Historikers zu deuten sucht. Der Historiker als tragischer Held, der Historiker als „Superheld“, der Historiker als

Narr. Das Merkwürdige an dieser Auswahl ist wohl aber die Tatsache, daß sämtliche Alternativen die zwingende Kraft einer Vision des Historikerlebens bezeugen, die Lamprecht selbst formuliert hat. All die interpretativen Muster führen auf Bedingungen und Kategorien zurück, die Lamprecht in seinem Autodiskurs aufgestellt hat. Die große Frage, die auch den späteren Diskurs mit Lamprecht beherrscht, ist also die: Inwieweit ist es dem Helden gelungen, seine eigene Autobiographie zu leben?

Es fällt dem Biographen schwer, der Kraft dieses merkwürdigen, geistreichen, starken, närrischen, tragischen Helden zu entkommen. Die Tatsache, daß er in all diesen Rollen aufgetreten ist, lördert am Ende, davon ist der Biograph jetzt überzeugt, einen biographischen Rahmen, der allen Rollen Rechnung trägt, aber keiner nachgibt. Das ist die Formel des Paradox. Aber Paradox und Ironie stellen wohl den einzigen gültigen Rahmen für die Geschichte eines Historikers dar, der, von der Perspektive eines späteren Historikers, mit solcher Kraft und genialen Phantasie die richtigen Fragen an die deutsche Geschichte stellte und mit ebensoviel Kraft und genialer Phantasie die falschen Antworten erfand.¹⁶

1 G. Lukacs, *Theorie des Romans*, Berlin 1963, S. 70f.

2 Ebenda, S. 70.

3 F. Mehring, *Deutsche Geschichte*, in: *Die Neue Zeit* 12 (1893-94), S. 443-48, 475-80; vgl. Mehring, *Gesammelte Schriften*, 15 Bde, Berlin 1980, Bd. 7, S. 496-510.

4 H. Oncken, *Zur Quellenanalyse modernster deutscher Geschichtsschreibung*, in: *Preussische Jahrbücher* 89 (1897), S. 83-125.

5 R. Chickering, *Young Lamprecht. An Essay in Biography and Historiography*, in: *History and Theory* 28 (1989), S. 198-214.

6 K. Lamprecht, *Deutsche Geschichte*, 12 Bde, Berlin 1890-1909, Bd. 5, S. 134.

7 Ebenda, S. 133.

8 Vgl. H. White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore and London 1973.

9 *Jahrbücher der Nationalökonomie und Statistik* 68 (1897), S. 901-902.

10 F. Rachfahl, *Über die Theorie einer 'kollektivistischen' Geschichtswissenschaft*, in: Ebenda, S. 674.

11 Vgl. M. Weber, *Roscher und Ktites und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1982, S. 24f., 48.

12 R. Chickering, *Karl Lamprechts Konzeption einer Weltgeschichte*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 73 (1991).

13 H. Schönebaum, *Karl Lamprecht. Leben und Werk eines Kämpfers um die Geschichtswissenschaft 1856-1915*, unveröffentlichtes Manuskript 1956. Kopien in UB Leipzig, UB Bonn.

14 L. Schom-Schütte, *Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik*, Göttingen 1984; P. Griss, *Das Gedankenbild Karl Lamprechts. Historisches Verhalten im Modernisierungsprozeß der „Belle Epoque“*, Bern 1987; G. G. Iggers, *The German Conception of History. The National Tradition of Historical Thought from Herder to the Present*, Middletown, Conn. 1983; M. Viikari, *Die Krise der „historistischen“ Geschichtsschreibung und die Geschichtsmethodologie Karl Lamprechts*, Helsinki 1977.

15 H.-J. Steinberg, *Karl Lamprecht*, in: H.-U. Wehler (Hrsg.), *Deutsche Historiker*, 9 Bde, Göttingen 1971-82, Bd. 1, S. 58-68.

16 R. Chickering, *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915)*, Atlantic Highlands, N.J., 1993.

Drei Jahrhunderte sorbische Geschichtsschreibung* Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft

1. Sorbische Geschichtswissenschaft bis 1945

Die sorbische Geschichtswissenschaft vor 1945 läßt sich in vier Zeitabschnitte einteilen.¹ Die Anfänge der Geschichtsschreibung bei den Sorben sind mit dem Beginn der Aufklärung in der Lausitz identisch. Besonders Jan Chojnan (1616-1664)², Michal Frencl (1628-1706) und Hadam Bohuchwal Serach (1724-1773) widmeten sich innerhalb ihres umfangreichen Gesamtchaffens historischen Problemen. Erwähnt sei hier nur Serachs „Schutzschrift für die alten Slaven und Wenden“ aus dem Jahre 1755. Eingehender mit der sorbischen Geschichte befaßten sich die Gelehrten Jaro Krygar (1635-1675), Abraham Frencl (1656-1740), Jan Bogumer Ohnefalsch-Rychtar (1703-1765) und Jan Hórcanski (1722-1799). Sie alle arbeiteten auf idealistischer und kosmopolitischer Grundlage. Das Sorbische wurde retrospektiv betrachtet, ihr Volk bestenfalls als ein absterbendes Kleinrud angesehen, welches jedoch wert war, im Sinne des Naturrechts vor Erniedrigungen des deutschen feudalen Unrechtssystems verteidigt zu werden.

Ein entscheidender Wandel trat erst in der ersten Hälfte des 19. Jh. ein, zu der Zeit, als im Prozeß der nationalen Wiedergeburt das Selbstbewußtsein der Sorben einer erheblichen Aufschwung nahm. Die Gebildeten unter den Sorben bemühten sich, ihrer Nation eine Perspektive zu bieten. Insbesondere Jan Amost Smoler (1816-1884), Jan Petr Jordan (1818-1891), Jakub Kucank (1818-1898) und Korla Awgust Jenc (1828-1895) sind hier hervorzuheben. Letzterer z.B. befaßte sich erstmals intensiver mit der „Geschichte der Lausitzer Prediger-gesellschaft zu Leipzig...“ (Budissin 1867) und der Historie der Niederlausitz. Er griff dabei konsequent auf originale Quellen zurück. Zu den Vertretern dieser zweiten Epoche sind noch Kito Wylem Brnos (1788-1881), Jan Bohuwer Mucnik (1821-1904) und Jurij Pilk (1858-1926) zu zählen, die ihre historischen Abhandlungen zumeist in deutscher Sprache verfaßten.

Die dritte Etappe der sorbischen Geschichtsschreibung läßt sich durch die Zeit der Existenz des deutschen Kaiserreiches eingrenzen, dauerte von 1871 bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Als bedeutende sorbische Forscher dieser Periode auf historischem Gebiet sind Michal Hórník (1833-1894), Amost Muka (1854-1932) und Bogumil Swjela (1873-1948) zu nennen. Im Jahre 1884 wurde in Bautzen die erste *Gesamtdarstellung der Geschichte der Sorben* herausgegeben. Die Verfasser der „Historija serbskaho naroda“ waren der polnische Historiker Wilhelm Józef Boguslawski (1825-1901) und der schon erwähnte sorbische Geistliche M. Hórník. Im Vorwort der Historie sprach Hórník: „Vor allem die jungen Sorben sollten neben anderen sorbischen Büchern die „Historija“ lesen, die in ihrer Gesamtheit

eine „magistra vitae“ ist, für uns jedoch in Besonderheit eine Erweckerin der Aufmerksamkeit und Strebbarkeit! Sie, die jungen Sorben, sollten die Taten ihrer Vorfahren kennen und ihre Arbeit für das sorbische Volk fortsetzen!“ Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen brachte keine derart berühmten sorbischen Geschichtsschreiber hervor. Herausragen hier Mercin Kral (1872-1950), Ota Wicaz (1874-1952), Jan Bryl-Serbin (1879-1931), Jan Krizan (1880-1959) und Jakub Wjacslawk (1885-1951). Erwähnenswert ist besonders J. Wjacslawks Arbeit „Siedlungsgeschichtlicher und sozialpolitischer Beitrag zur ältesten Geschichte des wendischen Volkes“ (Görlitz 1920) worin er erstmals in der sorbischen Geschichtsschreibung das soziologische Prinzip anwandte.

2. Deutsche Historiker über die Sorben

Zeitgleich zur Geschichtsschreibung der Sorben über die Sorben läßt sich eine Linie der Historiographie deutscherseits über die so genannten Wenden nachvollziehen. Mit sorbischer Problematik beschäftigten sich im 18. Jh. Christian Knauth (1706-1784), Georg Körner (1717-1772), Carl Christian Gulde (1738-1815) und Karl Gottlob von Anton (1751-1818). Sie alle waren Anhänger der Ideen der Aufklärung und setzten sich für eine gemeinsame Arbeit von Deutschen und Sorben ein.⁴ Knauths „Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte“, Görlitz 1767, nimmt dabei eine besondere Stellung ein. Mit einer ausführlichen Bibliographie der bis zum Erscheinungsjahr der Schrift publizierten sorbischen Bücher sprengte sie den Rahmen einer reinen Kirchenhistorie und wurde schon zu Knauths Lebzeiten zurecht als „Enzyklopädie der Wendenkunde“ bezeichnet. Die zweite Etappe der deutschen Geschichtsschreibung über die Sorben, in der ersten Hälfte des 19. Jh., läßt sich mit den Namen Christian Gottlieb Schmidt (1755-1827), Karl August Engelhardt (1768-1834), Adolph Christian Pescheck (1787-1859) und Karl Benjamin Preusker (1786-1871) festhalten. Diese Generation der Historiker beschäftigte sich zwar intensiv mit den vergangenen Epochen der Slawen in Deutschland, die Wenden ihrer Zeit hingegen betrachteten sie als verkümmerte Volksreste. C. G. Schmidt z.B. forderte in Anlehnung an die offizielle deutsche Politik die Germanisierung der sorbischen Bevölkerungsteile, da die nach seiner Meinung unkultivierte sorbische Sprache ein ernstes Hindernis für die geistige Aufklärung und höhere Bildung darstelle. Hauptsächlich die Zeitschrift der 1779 in Görlitz gegründeten Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften „Lausitzisches Magazin“, später „Lausitzische Monatsschrift“ und seit 1822 „Neues Lausitzisches Magazin“ wurde zur Plattform dieser Ideen. Im letztgenannten Magazin veröffentlichte Wilhelm Gottlob Korn (1778-1835), von Geburt Sorbe, sein germanisatorisches Programm „Ob man die wendische Sprache in der Niederlausitz wieder aufleben oder aussterben lassen solle“, Görlitz 1822, und ähnlich äußerte sich auch Friedrich Gotthelf Richter (1762-1841). Beider geistiger Vater war der Lübbener Konsistorialpräsident Friedrich August Süßmilch (1770-1854), welcher gleichfalls dem Kreise der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften angehörte. Es muß jedoch

auch ebenfalls hervorgehoben werden, daß die Görlitzer wissenschaftliche Gesellschaft ebenfalls den eingangs erwähnten sorbischen Historikern offen stand und viele derer Schriften nur mit ihrer Unterstützung erscheinen konnten.

In der dritten Periode kristallisierten sich die zwei Hauptblickwinkel auf die sorbische Historie schärfer heraus. Vor allem in der landeskundlichen Forschung mit ihren Repräsentanten Johann Gottlieb Korschelt (1818-1901), Hermann Knothe (1821-1903) und Alfred Moschkau (1848-1912) herrschte zu dieser Zeit eine objektive Geschichtsbetrachtung vor. Ende des 19. Jh. erschien Eduard Oskar Schulzes (1856-1933) Buch „Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Gekrönte Preisschrift der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig“ (Leipzig 1896) Noch 1964 hob der sorbische Historiker Jan Brankack (1930-1990) diese Schrift lobend hervor: „Ungeachtet ... (der) Unzulänglichkeiten und auch Fehler ... ist seine Untersuchung ohne Zweifel der bis jetzt wertvollste Beitrag der bürgerlichen deutschen Mediävistik zur Agrargeschichte des Saale-Elbe-Gebietes im Früh- und Hochfeudalismus und weitaus das Beste, was die bürgerliche Ostexpansionsliteratur bis 1945 hervorgebracht hat.“⁴⁵ Dagegen wurde Franz Tetzners (1863-1919) ausführliche und detaillierte Abhandlung „Die Slaven in Deutschland“ (Braunschweig 1902) in der Zeit nach 1945 gänzlich ignoriert, obwohl nach Erscheinen des Buches sogar A. Muka dieses positiv rezensiert und zur Lektüre empfohlen hatte: „Besonders wohltuend wirkt der ruhige objektive Ton, in dem der Verfasser von den behandelten Volksstämmen spricht, und das Streben nach möglichst genauer Zeichnung ihrer gegenwärtigen nationalen und sozialen Verhältnisse.“⁴⁶ Zur gleichen Zeit allerdings wurden bereits Schriften eindeutig antisorbischer Ausrichtung publiziert. Zwei Titel ragen dabei besonders heraus: Richard Andrees (1835-1912) „Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden“, Stuttgart 1874, und August Meizens (1822-1910) „Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedlung der Slavengebiete“, Jena 1879. Diese Schriften strahlen einen zumeist rein deutsch-nationalistischen, chauvinistischen, antislawischen Geist aus. Die letzten Reste einer objektiven Betrachtung der sorbischen Geschichte werden schließlich in der Zwischenkriegszeit aufgegeben. Angesichts der Autonomiebestrebungen der Sorben nach dem I. Weltkrieg und dem Auftreten der sorbischen Delegation vor der Versailler Friedenskonferenz verlangte das Deutsche Außenministerium von der Bautzener Kreishauptmannschaft nach Informationen und „wissenschaftliche[n]“ Material über die Sorben. Da neben Andrees „Wanderstudien“ wenig vorhanden war, bekundete man Interesse an weiterführender Literatur. Im nachfolgenden Jahrzehnt erschienen daraufhin Publikationen zweier Richtungen: Erstere, offen aggressiv-chauvinistische, repräsentierten Otto Eduard Schmidt (1855-1945), Woldemar Lippert (1861-1937) und Walther Frenzel (1892-1941). Den Gipfelpunkt markierte dabei zweifellos O.E. Schmidt mit seiner Schmähschrift „Die Wenden“ (Dresden 1926) worin er die sorbische Kultur als ein „kleines dürftiges Knäbelein“ bezeichnete, welches „hinfällig in der Wiege der Weltgeschichte“ liegt, welchem jedoch „gleich vom Anfang seines Lebens an ... die hohe kräftige Gestalt der deutschen Kultur als Nährerin und Pflegerin hilfreich zur Seite“⁴⁷ tritt. Zur zweiten

Richtung, sich als „rein wissenschaftlich“ ausgebend, lassen sich Rudolf Köttschke (1867-1949), Rudolf Lehmann (1887-1969) und Felix Burkhardt (1888-1973) zählen. R. Köttschke war Herausgeber einer ganzen Reihe „Die Wenden. Forschungen zu Geschichte und Volkstum der Wenden im Auftrage der Stiftung für deutsche Volk- und Kulturbodenforschung Leipzig“ (Langensalza 1930), wobei jedoch von elf geplanten Bänden nur drei publiziert wurden. Die Gründe dafür sind bekannt: Die deutschen Nationalsozialisten brauchten eine „wissenschaftliche Argumentation“ dieser Art nicht mehr, ihnen schien die restlose physische Liquidierung der Sorben, sprich Wenden, problemloser.

3. Die sorbische Geschichtswissenschaft nach 1945

Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur, der slawischen Euphorie und damit zusammenhängender Autonomiebestrebungen der Sorben in den Nachkriegsjahren 1945-47, der allmählichen Gleichschaltung aller sorbischen Organisationen bis 1950 wurde im Jahre 1951 in Bautzen das Institut für sorbische Volksforschung ins Leben gerufen. Mit dem 1952 in Leipzig gegründeten Institut für Sorabistik der Karl-Marx-Universität standen der sorbischen Wissenschaft erstmals zwei staatliche Institutionen zur Verfügung, in denen sich hauptberufliche Mitarbeiter mit der sorbischen Sprache, Literatur, Geschichte und Volkskunde beschäftigen konnten. Das Bautzener Institut wurde 1952 der Deutschen Akademie der Wissenschaften zur wissenschaftlichen Betreuung zugeordnet. In den nachfolgenden Jahren konsolidierte sich das Institut rasch und ging daran, seinen wissenschaftlichen sowie wissenschafts- und kulturpolitischen Aufgaben national wie international gerecht zu werden. Die Position der Historiker bestimmte deren jahrzehntelanger Leiter Jan Šolta (geb. 1921) folgendermaßen: „Die Abteilung Geschichte war seit ihren Anfängen darauf bedacht, die sorbischen historischen Forschungen innerhalb und außerhalb des Instituts zu koordinieren, Verbindungen zur jungen marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft in der DDR zu knüpfen und eine enge Beziehung zur gesellschaftlichen Praxis zu pflegen.“⁸ Um dem letzten Anliegen zu dienen, wurde 1954 am Institut ein Arbeitskreis für Geschichte gegründet. Dem Leipziger Institut für Sorabistik wies man die Erforschung des Mittelalters zu, während sich die Bautzener Wissenschaftler Forschungen zur neuen und neuesten Zeit zuzuwenden gedachten. Eines jedoch galt von Anfang an als unumstößliche Voraussetzung jeglicher Tätigkeit auf historischem Gebiet – zugrunde zu legen waren die Aufgaben und Zielvorstellungen der SED für den Aufbau des Sozialismus in der DDR. So knüpfte man von Bautzen aus engste „Verbindungen zur Geschichtswissenschaft der DDR“, welche „die Orientierung auf die von der Partei der Arbeiterklasse gewiesenen wissenschaftspolitischen Zielstellungen“⁹ gewährleisten sollten. Denen entsprechend erschienen 1953 als erste Publikation der Abteilung Geschichte des Instituts für sorbische Volksforschung Bautzen Arnost Palms (1885-1954) „Beiträge zur Geschichte des *Klassenkampfes* des Oberlausitzer Landvolkes zur Zeit des Spätféudalismus“ (Bautzen 1953). Die Tätigkeit der Jahre bis 1960 war dann vor allem drei

Schwerpunkten gewidmet: Erstens Forschungen zum Feudalismus und der Übergangsperiode zum Kapitalismus; zweitens der Geschichtspropaganda, hauptsächlich zur Unterstützung des Geschichtsunterrichtes an Schulen und Volkshochschulen und drittens der Auseinandersetzung mit der sog. „westdeutschen Ostforschung“. Letztgenannter Punkt beschäftigte besonders Frido Metsk (1916-1990)¹⁰, der 1958 in einem Vortrag seine Ausführungen und Walter Schlesinger und Herbert Helbig mit der Aufforderung schloß, „alle bürgerlichen Arbeiten mit größter Vorsicht zu verwenden. Wer heute mit diesen Werken arbeiten will, kann dies nur dann erfolgreich bewerkstelligen, falls er über ein festes Fundament marxistischen Wissens und eine Grundkenntnis des Gegenstandes, in unserem Fall der sorbischen Geschichte, verfügt.“¹¹

4. Das Jahr 1961 und die Thesen zur neuesten sorbischen Geschichte

Im Jahre 1961 fand in Bautzen der V. Bundeskongreß der Domowina statt. Er stand ganz im Zeichen des „Sieges des Sozialismus“ in der DDR. In seinem Diskussionsbeitrag auf der Sorabischen Konferenz 1960 in Bautzen brachte J. Solta in seinem Beitrag „Die neuere sorbische Geschichte im Lichte der Thesen zum V. Bundeskongreß der Domowina“ die bis zu diesem Zeitpunkt gewonnenen Erkenntnisse der marxistischen sorbischen Geschichtswissenschaft auf folgende zwei Hauptpunkte: (1) „... das werktätige Volk der Sorben und Deutschen hatte und hat schon seit vielen Jahrhunderten dieselben Lebensinteressen und stets denselben Hauptfeind: im Feudalismus den Feudalherren, im Kapitalismus den kapitalistischen Ausbeuter und endlich den deutschen Imperialismus und Militarismus. Gegen diesen gemeinsamen Feind hat sich in der Vergangenheit und muß sich in der Gegenwart die vereinte Kraft und der gemeinsame Kampf aller Werktätigen richten“¹²; und (2) jeglicher nationaler Pessimismus wurzele in mangelnder Volksverbindung und diene nur der Ideologie absterbender Klassen. Im Zusammenhang mit dem zweiten Punkt seiner „Thesen“ führte J. Solta einen erneuten Seitenhieb auf Pfarrer Józef Nowak (1895-1978), der 1956 in einem Zeitungsartikel „Die sorbische Familie – das Herz des Volke“’s behauptet hatte: „Das sorbische Volk ist heute in seiner Substanz mehr bedroht als je zuvor, weil die sorbische Familie bedroht ist.“¹³ Dies hatte schon 1957 auf dem IV. Bundeskongreß der Domowina in Bautzen das Politbüro-Mitglied Fred Oelßner (1903-1977) auf den Plan gerufen, der entschieden alle sogenannten „Vertreter der ‘Familientheorie‘“ zurechtwies und meinte, daß eine solche Äußerung nur „von der Hauptaufgabe auch für die Sorben ablenke, nämlich vom Aufbau des Sozialismus.“¹⁴

Was 1956 noch diskussionswürdig war, sollte schon 1961/62 keine Rolle mehr spielen. Bereits derauf von der sozialistischen Perspektive ergriffen, meinte man, sich „wichtigeren“ Problemen widmen zu müssen. So stellte J. Solta auf dem II. Kongreß der Deutschen Historiker-Gesellschaft in Dresden 1962 für die sorbische Geschichtswissenschaft eine neuerliche *These* auf: „Das Geschichtsbild der Sorben ist nicht gleichzusetzen mit dem Geschichtsbild der deutschen Nation, wie es gegenwärtig auf der Grundlage des historischen Materialismus die deutsche

Arbeiterklasse herausarbeitet. Das Geschichtsbild der Sorben ist dem nationalen Geschichtsbild der deutschen Arbeiterklasse vielmehr untergeordnet, ist in dieses einzubauen und mit diesem in dialektischem Zusammenhang zu sehen.“¹⁵ Solta kündigte auf diesem Kongreß zugleich an, bis 1970 solle im Institut für sorbische Volksforschung Bautzen als kollektives Werk eine drei- bis vierbändige Gesamtgeschichte der Sorben von den Anfängen bis zur Gegenwart verfaßt werden. Im Jahre 1979, ein gutes Jahrzehnt später, war das Werk vollbracht - die vierbändige „Geschichte der Sorben“ lag komplett vor. Doch bis dahin galt es, wie es der Leiter der sorbischen Historiker, J. Solta, anläßlich des XIII. Internationalen Historikerkongresses 1970 in Moskau formulierte, „theoretische Fragen der Gesamtkonzeption einer marxistischen ‘Geschichte der Sorben’ zu klären.“¹⁶

5. Die „Geschichte der Sorben“ – Entstehung, Konzeption und Bedeutung

Die Grundlinien der Konzeption zu einer Geschichte der Sorben wurden im wesentlichen bereits zu Beginn der 60er Jahre entwickelt.¹⁷ Auf einer Tagung des Arbeitskreises für Geschichte beim Institut für sorbische Volksforschung Bautzen wurden 1966 Thesen für die Darstellung der Zeit vom ausgehenden 18. Jh. bis zum Jahre 1945 vorgestellt. „Im Mittelpunkt der anschließenden Aussprache standen u. a. folgende Probleme: die Stellung der Arbeiterparteien zur sorbischen Frage, die sorbische nationale Bewegung im Imperialismus, die Slawenfeindlichkeit des deutschen Imperialismus und die antisorbische Politik des deutschen Staates.“¹⁸

Seit 1967 konzentrierten sich dann die Forschungen stärker auf die neueste Geschichte der Sorben, insbesondere die Entwicklung nach 1945. Vor allem Klaus J. Schiller (1935-1986) befaßte sich eingehend mit terminologischen Fragen zur neuesten Geschichte, so mit den Begriffen „Volk“, „nationale Minderheit“, „Nationalität“, „Nationalitätenpolitik“, „proletarischer (oder sozialistischer) Internationalismus“, „Nationalismus“, „Patriotismus“ u. a.¹⁹ K. J. Schiller traktierte in den 70er und Anfang der 80er Jahre in unzähligen Abhandlungen die „Problematik der sozialistischen Nationalität“.²⁰ Als Resümee seiner Erkenntnisse formulierte er 1982 die Zielstellungen der marxistisch-leninistischen (eigentlich stalinistischen) Nationalitätenpolitik von Partei (SED) und Staat: „Schaffung günstiger Bedingungen für das volle Wirken der beiden ... Tendenzen ... in der ... *Entfaltung* der sozialistischen sorbischen Nationalität... als auch für die allmähliche, ständige und allseitige *Annäherung* zwischen den Bürgern sorbischer und deutscher Nationalität ...“²¹ Letztendlich sollten die Sorben als kleinere Nation in der größeren, der Deutschen, aufgehen.

Entsprechend der in den ehemaligen DDR praktizierten marxistischen Geschichtsauffassung, die die Geschichte als eine Abfolge von Klassenkämpfen und gesetzmäßige Aufeinanderfolge von sozialökonomischen Formationen betrachtete, wurde in den 70er Jahren schließlich die vierbändige „Geschichte der Sorben“ fertiggestellt: Band 1 (hrsg. 1977) behandelte die Geschichte der Sorben von den Anfängen bis zur Französischen Revolution 1789, Band 2 (hrsg. 1974) die Geschichte der Sorben von 1789 bis zur Oktoberrevolution 1917, Band 3 (hrsg.

1976) die Geschichte der Sorben von 1917 bis 1945 und Band 4 (hrsg. 1979) die Geschichte der Sorben von 1945 bis zur „Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ Mitte der 70er Jahre. Zufrieden mit dem Ergebnis der Arbeit konnte der Leiter der Abteilung Geschichte im Institut für sorbische Volksforschung Bautzen, J. Solta, 1979 feststellen: „Die vierbändige 'Geschichte der Sorben' vermittelt erstmals auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus ein Gesamtbild von Vergangenheit, Gegenwart und Perspektive des sorbischen Volkes, das die Werktätigen sorbischer Nationalität in die Lage versetzt, ihren eigenen Platz und die Bedeutung ihres eigenen Handelns als Bürger des deutschen Arbeiter- und Bauern-Staates voll zu überschauen, das darüber hinaus allen Bürgern der DDR Einblick in einen Teilbereich der sozialistischen Wirklichkeit unseres Staates gibt und das Verständnis für die marxistisch-leninistische Nationalitätenpolitik vertieft.“²²

6. Ende oder Wende – die sorbische Geschichtsschreibung am Scheidepunkt

Auf der im Mai 1991 in Bautzen durchgeführten Sorabistischen Konferenz anlässlich des 40. Jahrestages der Gründung des Instituts für sorbische Volksforschung Bautzen wandten sich der sorbische Althistoriker J. Solta und sein Nachfolger in der Leitung des Bereiches Geschichte Petr Kunca (geb. 1942) entschieden dagegen, Band 4 der „Geschichte der Sorben“ einzuziehen und der Makulatur zu übergeben. Sie plädierten demgegenüber für einen pluralistischen Meinungsstreit, den es angeblich auch unter DDR-Bedingungen stets gegeben hätte, und für eine differenzierte Analyse der Ergebnisse sorbischer Geschichtsforschung der vorangegangenen Jahrzehnte. Einen Anfang dahingehend setzte P. Kunca, indem er bis dato unbekannte Dokumente aus dem Sorbischen Kulturarchiv zitierte, die heute beweisen sollen, unter welchem „Druck“ die Geschichtsschreibung in den 40 Jahren DDR stand und die sorbischen Historiker nolens volens zur Anpassung trieb. Bedenkt man jedoch heute die Entstehungsbedingungen und Prämissen, die der vierbändigen „Geschichte der Sorben“ zugrunde lagen, ist es vergebliche Mühe, besonders diesen vierten Band noch als erhaltenswert zu betrachten. (Aus dem Lesesaal der Universitätsbibliothek Leipzig wurde dieser Band bereits entfernt!) Nicht allein der letzte Band dieser, von dem Exil-Sorben Miklavs J. Dypman (geb. 1937) schon 1979 in einer Rezension zurecht als „parteilich-subjektivistische Historiographie“²³ bezeichneten Arbeit, ist in Frage zu stellen, auch die anderen Bände sind kritikwürdig. So wendet sich nicht unberechtigt Hartmut Zwahr (geb. 1936) in Band 2 der „Geschichte der Sorben“ scharf gegen R. Andree und seine „Wendische(n) Wanderstudien“ und wirft ihm vor, er habe in seinen „Briefen über Böhmen“ zum „Rassenkrieg“ gehetzt, erwähnt jedoch nicht, daß es gerade Marx und Engels waren, die den Begriff eines Weltkrieges gegen die slawischen Völker in die Publizistik einführten (Neue Rheinische Zeitung, Nr. 194, 13. 1. 1849).

Es ist zwar verständlich, daß die sorbischen Historiker ihre marxistische Position verteidigen. Dies verstärkt jedoch zugleich das heutige Dilemma der sorbischen Geschichtsschreibung. Im Unterschied zur deutschen Historiographie

kann die sorbische nur an wenig anknüpfen, was im letzten halben Jahrhundert unter freiheitlich-demokratischen Bedingungen publiziert wurde. Zwar entstand schon Ende der 50er Jahre am Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg/Lahn die beachtliche Dokumentation von Walter J. Rauch „Presse und Volkstum der Lausitzer Sorben“ (Würzburg 1959) die von den Literaturwissenschaftlern des Instituts für sorbische Volksforschung Bautzen weidlich ausgeschlachtet und „positiv“ verarbeitet wurde.²⁴ Zwar beschäftigte sich der Osteuropahistoriker Rudolf Urban (1910-1985) in seiner im selben Institut erstellten Monographie „Die sorbische Volksgruppe in der Lausitz 1949-1977“ (Marburg/Lahn 1980) eingehend und objektiv mit der neuesten sorbischen Geschichte und M. J. Dypman in verschiedensten Publikationen, insbesondere in den seit 1985 erscheinenden „Minoritas“-Heften der International Minology Faculty Berlin/West, mit sorabistischer Thematik. Zwar gab Meto Pernak (geb. 1938) das umfangreiche Werk des Anonymus Sorabus [d. i. Fryco Latk (1995-1980)] „Der Untergang der Polaben. Versuch eines Nekrologs“ (Berlin/West 1980) im Selbstverlag heraus. Doch all dies ist viel zu wenig, und es wird noch lange Zeit in Anspruch nehmen, die bewußten Fälschungen vergangener Jahrzehnte zu beseitigen und die vielen weißen Flecken der sorbischen Geschichte neu aufzuarbeiten.

* Der vorliegende Aufsatz wurde als Seminarreferat in der Lehrveranstaltung „Geschichte der Geschichtswissenschaft“ an der Universität Leipzig, geleitet von Dr. sc. Gerald Diesoner, im Studienjahr 1990/91 eingereicht.

- 1 Vgl. dazu Ze stawiznow serbskeje stawiznowedy (Aus der Geschichte der sorbischen Geschichtswissenschaft), in: Letopis Instituta za serbski ludospyt B 6, Bautzen 1959, S. 574 ff.
- 2 Ausführliche Biographien zu sorbischen Persönlichkeiten in: Nowy biografiski słownik k stawiznam a kulturje Serbow (Neues biographisches Lexikon zur Geschichte und Kultur der Sorben.), Bautzen 1984.
- 3 Biographien deutscher Historiker, die sich mit Lausitzer Thematik befaßten, finden sich in den entsprechenden Jahrgängen des Neuen Lausitzischen Magazins, Görlitz 1822 ff., und des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte, Dresden 1880 ff.
- 4 Verwiesen sei zu diesem Thema besonders auf den Titel: Meine Landsleute. Die Sorben und die Lausitz im Zeugnis deutscher Zeitgenossen. Von Spener und Lessing bis Pieck, Hrsg. Hartmut Zwahr, 2., durchgesehene Auflage, Bautzen 1990.
- 5 J. Brankack, Studien zur Wirtschaft und Sozialstruktur der Westslawen zwischen Elbe-Saale und Oder aus der Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert, Bautzen 1964, S. 30.
- 6 E. Mucke, Dr. Franz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Braunschweig 1902, in: Neues Lausitzisches Magazin, Görlitz 1903, Heft 2, S. 296.
- 7 O. E. Schmidt, Die Wenden, Dresden 1926, S. 21.
- 8 J. Solta, die Geschichtsschreibung im Rahmen der sorbischen Volksforschung. Zur Entwicklung der Abteilung Geschichte, in: 30 Jahre Institut für sorbische Volksforschung 1951-1981, Bautzen 1981, S. 38.
- 9 Ebenda.
- 10 Vgl. dazu F. Metsk, Das Interesse der Ostforschung des westdeutschen Imperialismus an den Sorben, Schriftenreihe für Lehrer und Erzieher im zweisprachigen Gebiet, 1/68, Bautzen 1968.
- 11 Ze stawiznow serbskeje stawiznowedy ... S. 578.
- 12 J. Solta, Nowise serbske stawizny w swetle tezew k V. Zwjazkowemu kongresej Domowiny, in: Letopis A 8, 1961, S. 87.

- 13 J. Nowak, Serbska swójbna - wutroba naroda, in: Nowa doba Nr. 243, 17.10.1956, S. 1.
- 14 Diskussionsbeitrag des Genossen Prof. Fred Oelßner, in: IV. Bundeskongreß der Domowina. Auszüge aus dem Protokoll, Bautzen 1957, 2. Aufl., S. 82.
- 15 J. Solta, Das nationale Geschichtsbild der deutschen Arbeiterklasse und die sorbische Geschichte, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1963, Heft 3, S. 573 f.
- 16 J. Solta, Forschungen zur sorbischen Geschichte, in: ZfG, 1970, Sonderband, S. 269.
- 17 Vgl. dazu M. Kaspor, Wo wobsahu naseho dzela. Wo nasim socialistiskim stawizniskim wobrazu (Über den Inhalt unserer Arbeit. Über unser sozialistisches Geschichtsbild/ in: Rozhlad, Bautzen 1962, Heft 5; ders., K problematice historiskeho postupa w serbskich stawiznach (Zur Problematik des historischen Fortschritts in der sorbischen Geschichte), in: Rozhlad, 1962, Heft 7/8; F. Förster, Serbske stawizny w swjetle nacionalneho stawizniskeho wobrazu nemskeje dzelacerskeje klasy (Sorbische Geschichte im Lichte des nationalen Geschichtsbildes der deutschen Arbeiterklasse), in: Serbska sula, Bautzen 1963, Beilage 3; Tagung des Arbeitskreises für Geschichte am Institut für sorbische Volksforschung, in: Letopis B II/1, 1964; K. J. Schiller: K wuwicu sledzenjow wo najnowsich stawiznach Serbow po 1945 w letach 1963-1966 (Zur Entwicklung der Forschungen über die neueste sorbische Geschichte nach 1945 in den Jahren 1963-1966), in: Serbska sula, 1966, Heft 5; F. Meisk, Thesen zur sorbischen Geschichte in der Periode des Späfeudalismus (Anfang des 16. Jahrhunderts bis 1789), in: Letopis B 14/1, 1967.
- 18 Tagung des Arbeitskreises für Geschichte am Institut für sorbische Volksforschung 1966, in: Letopis B 14/1, 1967, S. 107.
- 19 Vgl. dazu K. J. Schiller, Terminologische Fragen der neuesten Geschichte der Sorben besonders nach 1945, in: Letopis B 18/1, 1971.
- 20 Vgl. dazu ders., Erwägungen über sozialistische zwischennationale Beziehungen und Annäherungsprozesse in der Lausitz, in: Letopis B 22/1, 1975; ders., Zur Nationalitätenpolitik der SED und der Geschichte der Sorben in der DDR, in: Letopis B 29/1, 1982; ders., Zur Problematik der sozialistischen Nationalität, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 1984, Heft 10; ders., Zum Wechselverhältnis von sozialen und ethnischen Faktoren bei der Herausbildung der bürgerlichen sorbischen Nationalität, in: Letopis B 32/1, 1985.
- 21 Ders., Die Lausitzer Sorben in der sozialen und kulturellen Entwicklung seit 1945, in: Letopis B 29/2, 1982, S. 187.
- 22 J. Solta, Zur Entwicklung des Geschichtsbildes im Zusammenhang mit der Gesamtdarstellung „Geschichte der Sorben“, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Berlin 1979, S. 161.
- 23 K. J. Dippmann, Geschichte der Sorben, Bd. 4, in: Osteuropa, Stuttgart 1981, Heft 4, S. 355.
- 24 Vgl. dazu M. Völkel, Serbske nowiny a časopisy w zaslosci a w přitomnosci (Sorbische Zeitungen und Zeitschriften in Vergangenheit und Gegenwart), Bautzen 1984.

Karl-Lamprecht-Vortrag 1991 „Armut im vorindustriellen Sachsen – Konturen eines Forschungsvorhabens“ von Helmut Bräuer

Am 11. Oktober 1991 hielt *Prof. Dr. H. Bräuer*, Universität Leipzig, den ersten öffentlichen Karl-Lamprecht-Vortrag.

Mit dem Thema „Armut im vorindustriellen Sachsen“ regte der Referent die Aufnahme der Arbeit an einem anspruchsvollen sozialgeschichtlichen Thema an, dessen Bewältigung nur im Zusammenwirken von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen denkbar ist. Die anvisierte Problemstellung verfolgt *Bräuer* vom 12. bis zum 18. Jh. Dieser weitgespannte Bogen reicht von der Frage, wie sich tatsächliche Armut zu einem jeweiligen Zeitpunkt feststellen und definitorisch erfassen läßt, bis zur Notwendigkeit, die viele Gegensätze enthaltenden Reaktionen der Gesellschaft in dieser Vielschichtigkeit zu erfassen.

Die zahlreichen Gedanken zum Thema verband der Referent immer wieder mit Auskünften aus aussagekräftigen Quellen, so daß die Perspektiven möglicher Annäherungen direkt am überlieferten Material sichtbar werden konnten. Beispielsweise warf er die Fragen nach dem Selbstverständnis dieser Gruppe auf; erörterte, welche Hoffnungen, Planungen, Erwartungen und Wünsche diese Menschen jeweils hatten. Zugleich gelte es, so *Bräuer*, auszumachen, wie sich die jeweiligen Behörden den aus der Armut resultierenden Problemen stellten. Mentale Untersuchungen seien gefordert, um

das Zusammenleben von Armen und all den anderen Mitgliedern der Gesellschaft in seinen Veränderungen zu erfassen. Von der barmherzigen Nächstenliebe bis zu Versuchen der Teufelsaustreibung und Hexenverfolgung habe das Spektrum gesellschaftlicher Reaktionen gereicht – aber wann schlug das Pendel aus, wer vermochte, meinungsbildend zu wirken, und welche Institutionen erkannten in welcher Situation, daß nun eingeschritten werden müsse?

Die Armen, so stellte der Vortragende fest, habe es in der zur Untersuchung unstehenden Zeit immer gegeben, darüber hinaus sei aber auch sicher gewesen, daß ihre Zahl zunehmen werde. Als Reaktion darauf mußte auch die Politik reagieren. Wie sah ihr Eingreifen aus, welche Praktiken fanden Anwendung und – vielleicht noch wichtiger – mit welchen Resultaten?

Es liegt in der Natur der Sache, daß Problemstellungen in diesem Vortrag den Vorrang hatten. Doch bereits die souveräne Stoffbefragung und die vortreffliche Problemeinführung wurden von den Anwesenden als ein herausragendes wissenschaftliches Ereignis gewürdigt.

Die Druckfassung des Vortrages kann über die Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V., Ch.-Probst-Str. 3, 7026 Leipzig, bezogen werden.

Gerald Diesener

The Middle East Institute (TMEI)

Das Middle East Institute gründeten im Jahre 1946 *Christian Herter*, später US-Außenminister, und der Architekt *George Camp Keiser*. Es ist eine der ältesten nichtprofitorientierten Einrichtungen dieser Art. Im Herzen von Washington D.C. gelegen, haben sich seine 38 Mitarbeiter (1991) einen Namen gemacht vor allem durch:

– Das vierteljährlich erscheinende *The Middle East Journal*, dessen Chronologien, Buchbesprechungen und Periodika-Bibliographien bis in das Gründungsjahr zurückreichen. Das Journal hatte 1990 rund 4 300 Abonnenten.¹

– Die George Camp Keiser Library, die (im Garten hinter dem Institut) einen Bestand von rund 25 000 Bänden und 500 Periodika aufweist. Sie birgt türkische, arabische und persische Spezialliteratur und gilt (nach der Library of Congress) als die zweitgrößte Washingtoner Mittelost²-Forschungsstätte. Die Technik in der Keiser-Library entspricht dem Standard in den USA, bei dem laufende Computer-Bibliographien zumeist 1975 oder 1981 einsetzen. Seit 1985 gehört zu dem architektonisch reizvollen Gebäude hinter dem Damaszener Springbrunnen auch das Sultan Qaboos Center, das für Arbeiten zur Arabischen Halbinsel und über Süd-West-Asien besonders gut ausgerüstet ist.³

– Jährlich rund 50 Sonderprogramme, unter denen der Sprachunterricht in Arabisch (gemeinsam mit der Morgan State University in Baltimore), Hebräisch, Persisch und Türkisch sowie der United States Outreach Fund herausragen. Der 1989 eingerichtete Fonds beinhaltet ein Grant-Programm für

Studien in den USA auf den Gebieten Bildung, Medien, Kunst, Sprachen, Geschichte und Religion, die US-Bürger über Mittelost durchführen (1990: 19).

– Als Herausgeber von Publikationen und als Organisator von Konferenzen, bei denen das Jahrestreffen des Instituts einen besonderen Platz einnimmt, versammeln sich doch bei dieser Gelegenheit auch seine über 700 Mitglieder.⁴

Präsident des TMEI ist *Lucius D. Battle*, Vizepräsident und Herausgeber des Journals ist *Christopher van Hollen*. Etwa zwei Drittel eines Jahreshaushaltes werden durch Spenden bestritten. Andere Quellen bilden die Beiträge der Mitglieder und Einnahmen aus den Programmen.⁵

Obwohl das Institut laut Statut nicht politische Ziele verfolgt, informiert es zum Zeitgeschehen. So hat es umfänglich über die Irak-Kuweit-Krise und den Krieg am Golf berichtet sowie diesem Thema seine 44. Jahreskonferenz (1990) gewidmet. Auch damit behauptet das Institut seine zentrale Stellung unter den nahezu 200 Nah- und Mittelost-Einrichtungen, die sich allein in der Hauptstadt der USA niedergelassen haben.

Wolfgang Schwanitz

- 1 The Middle East Journal, Washington D.C., 45 (Winter 1991) 1; seit der Frühjahresausgabe 1989 in Verbindung mit Indiana University Press. B. F. Stowasser/K. H. B. Manalo Cumulative Index to the Middle East Journal, 1947-66. Washington D.C. 1972.
- 2 Amtliche Mittelost-Definition des Government Printing Office: An area in Asia and Africa between and including Libya in the west, Pakistan in the east, Turkey in the north and the Arabian Peninsula in the south.
- 3 H. F. Eils, A Friendship two Centuries old: The United States and the Sultanate of Oman. Washington D.C. 1990.

- 4 The Middle East Institute, 1 761 N Street N.W., Washington D.C. 20 036, Tel.: 202 785 1141. Ich danke Christopher van Hohen und Stephen B. Glazer für die freundliche Auskunft und Führung.
- 5 Ausf. vgl. K. Palmer, The Middle East Institute Newsletter. Washington D.C. 1991, 4, S. 3: Demnach z.B. das Finanzjahr 1990 mit: Einnahmen 1,3 Mio Dollar (in Prozent von Korporationen und Foundations 62, Programmen 20, Individuen und Zinsen je 9) und Ausgaben 1,2 Mio Dollar (in Prozent für: Gehälter 37, Grants 19, Konferenzen 16, Einkäufe 13, Sprachunterricht und Bibliothek 9, Beteiligung an Stifungen 6). Das TMEI versteht sich als „educational foundation“ laut Federal Income Tax, Sect. 501 (c) (3).

Liberté du travail et liberté d'entreprendre: la loi Le Chapelier et le décret d'Allarde, leurs conséquences, 1791 - fin XIX^e siècle

Das Institut d'Histoire de l'Industrie – eine 1989 gemeinsam von Spezialisten der Wirtschaftsgeschichte und Ökonomen gegründete Forschungseinrichtung, die industriegeschichtliche Forschung und wirtschaftspraktische Diskussion enger miteinander verbinden soll – veranstaltete am 28. und 29. November 1991 in Paris ein Kolloquium zum Thema „Freiheit der Arbeit und Freiheit des Unternehmertums. Das Gesetz Le Chapelier, das Dekret d'Allarde und deren Konsequenzen für das 19. Jahrhundert“.

Historiker, Juristen und Ökonomen aus Frankreich, Deutschland, Italien und den USA – darunter L. Bergeron, F. Caron (Paris), H.-G. Haupt (Florenz) und S. L. Kaplan (Cornell) – waren eingeladen, ökonomische Diskussion und Gesetzgebung der Konstituante in die Geschichte des 18. und 19. Jh. einzuordnen und deren Auswirkungen

auf die Industrialisierung Frankreichs im 19. Jh. im europäischen Vergleich zu problematisieren.

Im ersten thematischen Schwerpunkt standen wirtschaftliche Entwicklung und ökonomische Diskussion am Ende des Ancien Régime – Kaplan, C. Koepp (Cornell), Ph. Minard (Lille) –, die der revolutionären Gesetzgebung des Jahres 1791 und ihren unmittelbaren Konsequenzen gegenübergestellt wurden – H. Burstin (Sienna), M. Dorigny und J. Imbert (Paris) – im Mittelpunkt des Interesses. Koepp machte u.a. am Beispiel der ökonomischen Schriften von Goyon de la Plombanie, des Herausgebers des „Journal économique“, die widerspruchsvolle Haltung der Aufklärung zur Freiheit des Unternehmertums deutlich, die im Spannungsfeld von „liberté d'individu“ und notwendiger „contrôle social“ stand. Minard regte mit seinem Beitrag über die *inspecteurs des manufactures* am Ende des 18. Jh. eine interessante Diskussion zum Problem des Marktes als legitimem Regulator von Preis und Qualität an, der am Ende des Ancien Régime staatliche und korporative Reglementierungen und Qualitätskontrolle immer stärker in Frage stellte.

Im zweiten Schwerpunkt wurden Konsequenzen der loi Le Chapelier und des décret d'Allarde für die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs im 19. Jh. in Europa (Haupt) – und deren Wiederhall in Diskurs und politischer Aktion von Arbeitern und Unternehmern diskutiert, so aufgrund der Beiträge von S. Chassagne (Rouen), J.-P. Hirsch (Lille), W. Reddy (North Carolina). F. Demier (Paris) unterstrich die Unmöglichkeit eines avisierten „rétour en arrière corporative“ in

der Phase der Restauration zwischen 1815 und 1830. *Haupt* problematisierte die unterschiedlichen Entwicklungen in Deutschland und Frankreich v.a. mit Blick auf die Mittelschichten. In Deutschland blieb der Geist der Korporationen im 19. Jh. lebendig, die Mittelschichten verteidigten ihre besondere Stellung zwischen Bourgeoisie und Proletariat und brachten eigene Werte in die Entwicklung des Kapitalismus ein, u.a. die Tradition einer soliden Berufsausbildung. Die soziale Mobilität der Mittelschichten in Deutschland war deutlich geringer als in Frankreich, diese Tatsache verdient im Kontext mit dem Erfolg konservativer Ideologien bei dieser Personengruppe zweifellos besondere Aufmerksamkeit.

In einem dritten Schwerpunkt standen gesetzliche Grundlagen und Einflußnahme des Staates versus Freiheit des Unternehmertums und deren wirtschaftliche und soziale Folgen im Mittelpunkt des Interesses. Letztere wurden von *J. Ibarrola* (Grenoble) und *B. Gibaud* (Paris) angesprochen. *Gibaud* betonte die Konsequenzen des Le Chapelier-Gesetzes für die Herausbildung von sozialen Unterstützungskassen, die aufgrund des Koalitionsverbotes nicht an Gewerkschaften angebunden werden konnten. Diese Besonderheit des französischen Renten-, Unfall- und Krankenversicherungssystems hatte zweifellos negative Konsequenzen für die Stärke der französischen Gewerkschaftsbewegung. *P. Crayez* (Grenoble) und *A. Lefebvre-Teillard* (Paris) verfolgten die Entwicklung von Unternehmen parallel zur Wirtschaftspolitik von Restauration, Bürgermonarchie und zweitem Kaiserreich. Das unter Napoleon III. verabschiedete Gesetz zur Bildung von

„sociétés anonymes“ hob 1867 die Beschränkungen der loi Le Chapelier auf.

Die von *Caron* vorgetragene Bilanz der Diskussion machte deutlich, daß die Konsequenzen der Gesetze Le Chapelier und d'Allarde für die Entwicklung der Arbeiterklasse in Frankreich bereits Gegenstand zahlreicher Untersuchungen sind; *Ibarrola* unternahm aus marxistischer Sicht den Versuch einer Synthese für den Zeitraum 1791 bis 1869, der v.a. vor dem Hintergrund der vielfältigen methodischen Neuansätze in den letzten zwei Jahrzehnten nicht unwidersprochen blieb. Untersuchungen zum ökonomischen Denken bedeutender Persönlichkeiten des 18. und frühen 19. Jh., wie Jean-Marie Roland (*Dorigny*), Nicolas Louis François de Neufchâteau (*D. Margairaz*) oder Jean-Baptiste Say (*Demier*) verweisen ebenfalls auf eine traditionelle Domäne der Forschung. Untersuchungen zum wirtschaftspolitischen Diskurs der Unternehmer wie auch betriebsgeschichtliche Studien stellen dagegen nach wie vor ein Desiderat der französischen Forschung dar.

Eine engere Zusammenarbeit zwischen Ökonomen, Soziologen, Juristen und Historikern wie auch die Ausweitung des Blickfeldes auf den europäischen Vergleich sind notwendige Voraussetzungen für weitere Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte der Industrialisierung. Aus methodischer Sicht erscheint der Hinweis auf die spiegelbildlichen Untersuchungen zur Geschichte von Bourgeoisie und Proletariat, die den jeweiligen Antipoden einbeziehen und besonders von H. Zwahr angeregt wurden, interessant.¹ In diesem Sinne wird künftige sozialgeschichtliche For-

schung durchaus in der Lage sein, den Herausforderungen von „histoire des mentalités“ und politischer Geschichte zu begegnen, wie *Kaplan* und *A. Plessis* (Paris) in ihrem Plädoyer betonten.

Die Bedeutung des Kolloquiums für die wirtschaftspolitische Diskussion der Gegenwart wurde durch den abschließenden Diskussionsbeitrag des französischen Industrieministers *D. Strauss-Kahn* unterstrichen, der auf das Spannungsfeld von „liberté d'entreprendre“ und die Notwendigkeit staatlicher Steuerung und sozialer Absicherung verwies – eine Fragestellung, die vor dem Hintergrund der Ausgestaltung des „europäischen Hauses“ intensives gemeinsames Nachdenken erfordert.

Steffen Sammler

- 1 Vgl. H. Zwahr, *Proletariat und Bourgeoisie in Deutschland. Studien zur Klassendialektik*, Köln 1980.

Vom bourbonischen Jahrhundert zur Unabhängigkeit – Alexander von Humboldt und das Geschichtsbild von Amerika.

Wissenschaftliches Kolloquium an der Universität Leipzig

Die internationale Tagung zum Wirken Alexander von Humboldts in und für Amerika wurde am 5. Dezember 1991 vom Institut für Universal- und Kulturgeschichte der Neuzeit an der Universität Leipzig veranstaltet und von der Alexander von Humboldt-Stiftung großzügig gefördert.

In seinem Eröffnungsvortrag sprach *M. Kossok* (Leipzig) über die Einheit der geistes- und naturwissenschaftlichen Auffassungen Alexander von

Humboldts und von der komplexen, universalhistorischen Methode, mit der dieser die lateinamerikanische Realität beschrieb. Er plädierte für eine umfassende Aufarbeitung der „historischen Dimension“ im Gesellschafts- und Amerikabild Humboldts, die eigentlich längst einen festen Platz in der Geschichte der Geschichtsschreibung haben mußte. Humboldt strebte gesellschaftliche Veränderungen zur Verwirklichung politischer und sozialer Gleichheit an und verteidigte die Errichtung von Republiken in Lateinamerika gegen das importierte monarchische Modell. Er wollte die indianischen Ureinwohner rehabilitieren, ohne daß er sie nach der Vorstellung des „bon sauvage“ idealisierte. Obwohl Humboldt demokratische Verhältnisse befürwortete, hielt er Diktaturen als transitorisches Element zur Erlangung der Unabhängigkeit für notwendig, woraus sich z.B. erklärt, warum Humboldt das allgemeine Haititrauma nicht teilte. Weiter als viele Zeitgenossen sah Humboldt, als er später die Independencia als Teil eines globalen revolutionären Prozesses betrachtete.

Max Zeuske (Rostock) hielt ein Referat über „Kolumbus und die Conquista. Die spanische Eroberung im Urteil Alexander von Humboldts“. Er führte eine Reihe von Zitaten an, die belegen, daß Humboldt die spanische Kolonialherrschaft aus moralischen Gründen und wegen ihrer ökonomischen Widersinnigkeit scharf verurteilte. Auch dessen Urteil über Kolumbus sei differenziert gewesen und habe neben der Würdigung der Verdienste des Entdeckers harte Kritik an den Folgen seiner Politik gegenüber den Indianern eingeschlossen.

U. Thieme-Sachse (Berlin) äußerte sich zur Thematik „Alexander von Humboldt, die Ureinwohner Amerikas und das Problem des weltweiten Vergleichs“. Sie stellte fest, daß Humboldt nicht nur die Zeugnisse der indianischen Kulturen studiert und sich um deren Bekanntmachung in Europa bemüht habe, sondern auch weltweite Vergleiche zwischen den Kulturen, z.B. den Kulturen der indianischen Ureinwohner und zentralasiatischer Kulturen, angestellt habe.

Der Vortrag *E. Kalwas* (Leipzig) beschäftigte sich mit „Alexander von Humboldt, die Entdeckungsgeschichte Brasiliens und die brasilianische Geschichtsschreibung des 19. Jh.“. Humboldts Brasilien-Reise im Jahr 1800, der Haftbefehl der portugiesischen Krone gegen ihn, der erst 1848 davon erfuhr, wurden ebenso vorgestellt wie die Ergebnisse der Untersuchungen *Kalwas* zur Frage, welche neuen Erkenntnisse Humboldt in den „Kritischen Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse in der Neuen Welt...“ zur Entdeckungsgeschichte Portugals beigetragen und welchen Einfluß Humboldt auf die brasilianischen Historiker Francisco Adolpho de Varnhagen und Capistrano de Abreu ausgeübt habe.

U. Moheit (Berlin) sprach über „Alexander von Humboldts Briefe aus Amerika und ihre Wirkung in Europa“. Sie wies darauf hin, daß die Korrespondenz Humboldts mit Gelehrten und Naturforschern in Frankreich, England, Deutschland und Spanien von Anfang an zur Publikation in deren Zeitschriften gedacht war, um den europäischen Leser sofort über die neuesten Forschungsergebnisse über Lateinameri-

ka zu informieren und falsche Vorstellungen über diesen Kontinent zu beseitigen.

B. Schröter (Leipzig) ging in seinem Vortrag „Alexander von Humboldt und die 'Nachfolger' - Eduard Friedrich Poeppig“ auf die Wirkung Humboldts und seines Werkes auf Leipziger Wissenschaftlerkreise ein und unterstrich, daß die Reise des jungen Botanikers Eduard Poeppig nach Amerika von 1822 bis 1832 zumindest teilweise von Alexander von Humboldt inspiriert worden sei.

A. Alert (Rostock) widmete sich in ihrem Referat „Isolation oder Vernichtung? Indianer in Venezuela und Kolumbien in den Berichten deutscher Reisender (1850-1930)“ dem Werk einiger Nachfolger Humboldts, den deutschen Reisenden in Venezuela Adolf Ernst, Wilhelm Sievers, Alfred Jahn und Theodor Koch-Grünberg, die zwar einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der indianischen Kulturen geleistet hätten, sie aber vom Standpunkt der europäischen Industriegesellschaft betrachteten, wobei der europäische Fortschrittsbegriff sie unfähig machte, andere Kulturen vorurteilsfrei zu akzeptieren.

C. Stoetzer sprach über „Alexander von Humboldt y la emancipación hispanoamericana y su base medieval hispánica“ und betonte dabei, daß die geistigen Grundlagen der Entwicklung Lateinamerikas zu Beginn des 19. Jh. weniger die Einflüsse der europäischen Aufklärung in ihrer spanischen Variante als vielmehr die traditionelle scholastische Philosophie eines Suárez, die Wiederbelebung der Traditionen des Cabildo und das erneute Studium der traditionellen spanischen Gesetzgebung für die Überseeprovinzen gewesen sei-

en. *Stoetzer* wiederholte die These „que las Indias nunca fueron colonias“, die er durch *Humboldts* Auffassungen bestätigt sähe.

M. Faak (Berlin) stellte ihre Forschungsergebnisse zum Thema „Alexander von Humboldt und die latein-amerikanische Unabhängigkeitsrevolution – Persönliche Begegnungen und Freundschaften mit Patrioten“ vor. An der Tatsache, daß die meisten Bekannten *Humboldts* aus der kreolischen Aristokratie, dem Bürgertum und Wissenschaftlerkreisen im Verlauf der *Independencia* gefallen oder hingerichtet worden seien, zeige sich die menschliche Dimension der *Independencia*, und es stelle sich zugleich die Frage, inwieweit die Wirren der Nachemanzipation durch die Vernichtung der geistigen Elite der spanisch-amerikanischen Staaten präfiguriert worden seien.

M. Zeuske (Leipzig/Köln) hielt ein Referat zum Thema „Von der ‘guten Regierung’ zur ‘besseren’ Regierung?“ Alexander von Humboldt und das Problem der Transformation in Spanisch-Amerika“ und stellte seine Auffassungen zur Darstellung der Geschichte Spanisch-Amerikas in chronologischen Rhythmen vor. Für Venezuela könne bis 1816 nicht die Rede von Revolution sein, die Handlungen der Oligarchie hätten eher traditionellem Widerstandsverhalten entsprochen, wobei später eine nationale Tradition erfunden worden sei. *Zeuske* betonte, daß „bourbonische Reformen“ und „*Independencia*“ als reformerische und revolutionäre Etappe eines Transformierungsprozesses aufzufassen seien.

Über die „Presencia de Alejandro de Humboldt en la historia de Cuba“

sprach *C. Guevas Dias* (La Habana), wobei sie mit José de la Luz y Caballero Alexander von Humboldt als „segundo descubridor de Cuba“ würdigte. Sie hob vor allem *Humboldts* Ausführungen über die Zuckerproduktion und die Plantagenwirtschaft hervor, die bis heute für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Kubas von Bedeutung seien. *Humboldt* habe damals auch konkreter technologische Vorschläge gemacht.

R. Vornefeld (Nürnberg) trug ein wirtschaftshistorisches Referat vor: „Alexander von Humboldt und die bourbonische Reformpolitik im Vizekönigreich Neu-Spanien“, wobei sie *Humboldts* Berichte und Statistiken über die wirtschaftliche Lage in Neu-Spanien in Verbindung mit der Frage brachte, ob die wirtschaftlichen Maßnahmen der spanischen Reformpolitik in Mexiko am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolution zu einer Inflation geführt hätten.

Die wissenschaftliche Diskussion während des Kolloquiums konzentrierte sich auf folgende Themenkomplexe: Handelte es sich bei dem Zusammentreffen zwischen Ureinwohnern und Europäern nur um Vernichtung der einen Seite, nicht auch um Begegnung zweier Kulturen (*Max Zeuske*), oder um einen Kulturschock, der dann aber auch eine Kultursymbiose bewirkte (*Kossok*)?

Thierner-Sachse wies darauf hin, daß die indianischen Ureinwohner die Begegnung mit der anderen Kultur entsprechend ihren differenzierten Existenzweisen in sehr unterschiedlicher Weise bewältigt hätten. *W. Ernst* (Essen) betonte, auch *Humboldts* Auffassungen seien eurozentristisch gewesen, da schon der Versuch des Kul-

turvergleichs und des Ausgehens von einer Welt von einem Geschichtsdiskurs geprägt sei, den es so nur in Europa gäbe und der von der abendländischen Philosophie bestimmt sei.

Ein zweiter Diskussionsschwerpunkt resultierte aus dem Vortrag *Stoetzers*; gegen seine Argumente wurde von mehreren Stellen vorgebracht, daß Aufklärung und traditionelles Denken in Spanisch-Amerika nicht gegeneinander gestellt werden könnten, da sie in Symbiose existiert hätten.

In Widerspruch zu den Thesen *Michael Zeuskas* warnte *Kossok* vor einer vorschnellen Aufgabe des Revolutionsbegriffs, chronologische Rhythmen müßten für die einzelnen Regionen gefunden werden, da es sich auf jeden Fall um Unabhängigkeitsrevolutionen gehandelt habe.

Das Kolloquium rückte den Teilnehmern ins Bewußtsein, daß der Fundus des Humboldtschen Gedankenguts in Bezug auf die Geschichtswissenschaft noch längst nicht erschöpfend genutzt wird und daß Humboldts anderen Kulturen gegenüber tolerant und aufgeschlossene Haltung noch heute beispielhaft ist.

Ulrike Schmieder

Warum Menschen fliehen – Dimensionen, Richtungen und Folgen von Fluchtbewegungen

Kolloquium an der Universität Leipzig am 3. Dezember 1991

Das Lehrgebiet Entwicklungsstudien der Universität Leipzig und die Sächsische Gesellschaft für Auslandsinformation und interkulturelle Fragen richteten

gemeinsam dieses Kolloquium aus.

Eingeleitet wurde es mit einem Beitrag des Ausländerbeauftragten der Stadt Leipzig, *S. Gugutschkow*, über die Situation der ausländischen Mitbürger in der Messestadt. Er warb um Verständnis, insbesondere für die ca. 500 Asylsuchenden in Leipzig, die ihre Heimat wegen unerträglicher Lebensumstände verlassen mußten, aller bisherigen sozialen und kulturellen Bindungen verlustig gingen und ohne nennenswerte Artikulations- und Kommunikationsmöglichkeiten in Deutschland auf eine größtenteils feindselige Umwelt trafen.

Kriege und Bürgerkriege, Unterdrückung, Menschenrechtsverletzungen sowie schwerwiegende politische Instabilität, untragbare Lebensumstände und Umweltzerstörung bilden nach Ansicht von *R. Müller-Syring* die entscheidenden Beweggründe, die Menschen in aller Welt zur Flucht zwingen. Es sei ein hartnäckiger wie weit verbreiteter Mythos, daß das vorrangige Ziel von Flüchtlingen Europa oder gar Deutschland sei. Neunzig Prozent aller Flüchtlinge lebten nach wie vor in der Dritten Welt. Die internationalen Migrations- und Fluchtbewegungen hätten sich zu einem der größten Weltordnungsprobleme entwickelt, dessen sinnvolle und humane Bewältigung außerordentliche Anstrengungen erfordere. Er plädierte in diesem Zusammenhang für die phantasievolle Gestaltung einer multikulturellen Gesellschaft sowie für eine zielgerichtete Beseitigung der Fluchtursachen. Allerdings müsse beachtet werden, daß die weltweiten Wanderbewegungen auch Ergebnis der gewachsenen Kommunikation und Mobilität seien. Es gelte daher, diese als

Merkmal unserer Zivilisation zu begreifen, die damit verbundenen Chancen zu nutzen und die ebenfalls vorhandenen Gefahren weitgehend auszuschalten.

K. Milder-Spindler verwies darauf, daß in Europa eine Ost-West-Wanderung nicht unbedingt eine neueartige Erscheinung sei. Vielmehr werde hier die Normalität wiederhergestellt, wie sie bis zum Zweiten Weltkrieg bestanden hatte. Seine These, die „Tiefkühltruhe des Kommunismus“ habe ethnische Konflikte und Wanderungsbewegungen „eingefroren“, die nun, nach dem Einsetzen des „Tauwetters“ erneut virulent würden, stieß auch auf Widerspruch. Einige Diskussionsteilnehmer meinten, ethnische Konflikte seien nicht per se und permanent gegeben, sondern würden unter bestimmten historischen, sozialen und kulturellen Bedingungen aufbrechen.

A. Kress verwies auf die vor allem seit Beginn der achziger Jahre negative Bilanz Afrikas in nahezu allen Bereichen der Wirtschaft, der Entwicklung, der Umwelt und der Lebensverhältnisse. Unter diesen Umständen sei allein verwunderlich, daß nicht noch mehr Afrikaner diesen Kontinent verließen. Er meinte, Hilfe zur Selbsthilfe bedeutete im Verhältnis Europa-Afrika, daß Europa sich auch selbst helfen würde, falls es Afrika massiv beistünde.

A. Krause gab einen Überblick über Brennpunkte des Flüchtlingsdramas in Asien: Afghanistan, Sri Lanka, Kambodscha und Vietnam. Besonders schwer sei Afghanistan betroffen. Es gäbe keinen Konflikt, der die demographische Situation eines Landes so schwerwiegend deformiert habe, wie dies in Afghanistan der Fall sei. Für Vietnam sei bemerkenswert, daß wäh-

rend des Krieges Fluchtbewegungen in erster Linie innerhalb des Landes stattfanden. Erst nach dem Sieg der prokommunistischen Kräfte und der Wiedervereinigung setzte die Bewegung der „boat people“ ein. Angesichts der Flüchtlingsströme in der Dritten Welt, und nur dort, sei diese Bezeichnung zutreffend, stelle die Aufnahme und Integration von zum Teil Millionen Menschen innerhalb relativ kurzer Zeiträume ein erstaunliches Phänomen dar, welches näher zu untersuchen ein wichtiges Forschungsthesiderat darstelle.

H. Müller untersuchte die Migrationsbewegungen zwischen Nordafrika und Südeuropa, die sich im Rückblick seit der Kolonialisierung Nordafrikas als eine durchaus wechselseitige Erscheinung erwiesen haben. Je nach innenpolitischen Prioritäten, Arbeitskräftebedarf oder kriegerischen Entwicklungen seien Migrationsbewegungen in die eine und in die andere Richtung ausgelöst worden. Jedoch verursache die gegenwärtige Immigration aus dem Maghreb beispielsweise in Frankreich (von den Rechtsextremisten geschürte) Ressentiments, da im Gegensatz zum lediglich zeitweiligen Aufenthalt von männlichen Arbeitskräften in der Vergangenheit mittlerweile die Dauerniederlassung von Familien mit mehreren Kindern dominiere.

Insgesamt war die Veranstaltung ein passabler Einstieg in eine sicher zu vertiefende und auch zu konzentrierende Diskussion zu einer Thematik, die den Süden und den Norden auf vielfältige, zum Teil problematische Weise verknüpft.

Rolf Müller-Syring

Lutz Niethammer, Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Rowohlt-Taschenbuch-Vorlag, Reinbek bei Hamburg 1989, 190 S.

Die Diskussionen um ein vorgebliches „Ende der Geschichte“, die in jüngster Zeit einen deutlichen Konjunkturschub erfahren haben, wurden bisher vorwiegend von Philosophen, Literatur- und Kunstwissenschaftlern getragen. Führt greift *Niethammer* in die Debatte um das „Posthistoire“ aus der Sicht der Geschichtswissenschaft ein, der vor allem durch Forschungen zur Faschismusanalyse, zur Alltagsgeschichte und zu neuen Methoden in der Geschichtswissenschaft (oral history) hervorgetreten ist. *Niethammer* verfolgt die Geschichte des Begriffs ausgehend von den Diskussionen der deutschen Linken im Gefolge der 68er Bewegung über Arbeiten Arnold Gehlens zurück bis zum Stammvater des „Posthistoire“, dem französischen Philosophen und Mathematiker Antoine Augustin Cournot. Der Vf. beleuchtet der gegenwärtigen Diskussion vorausgegangene und verwandte Vorstellungen des Krisenbewußtseins von Intellektuellen, die wesentlich durch das Erlebnis des ersten bzw. zweiten Weltkrieges geprägt wurden. Am Beispiel der Arbeiten von Alexandre Kojève, Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger, Hendrik de Man, Bertrand de Jouvenel und Arnold Gehlen „wird der Verwandlung von Geschichtsbetroffenheit in Distanzierung von Geschichte überhaupt nachgespürt“. Ausführlich beschäftigt sich *Niethammer* mit dem

geschichtsphilosophischen Nachlaß Walter Benjamins, der sich ganz im Gegensatz zu den meisten Protagonisten eines „Posthistoire“, „nicht auf das Geschäft des Überlebens verstand, um hernach vom Ende des Sinns zu künden, sondern ein sinnvolles Vermächtnis hinterließ ...“, bevor er starb. (S.11)

Der Verfasser hebt die Bedeutung der Diskussion um ein „Posthistoire“ vor allem für den „ästhetisch-medialen“ Bereich hervor, charakterisiert den erreichten Stand bei den untersuchten Autoren aber als unzureichend, um zu einer dringend notwendigen „aktuellen Verständigung über Weltgeschichte“ zu gelangen. (S.170) Er fordert die Historiker auf, sich der Debatte um ein „Ende der Geschichte“ offensiv zu stellen und diese in ihrem konkret-historischen Entstehungszusammenhang zu erschließen. Denn, „die Geschichte, die im Posthistoire aufhört, ist eine sinnhafte Gedankenkonstruktion über das Weltgeschehen im Ganzen“, die gegenwärtige und zukünftige Entwicklung erklären und unterstützen soll. Diese Gedankenkonstruktion ist für die Protagonisten des „Posthistoire“ in die Krise geraten. (S.157) *Niethammer* leitet konkrete Forderungen für die Arbeit des Historikers ab, der u.a. durch die Thematisierung des Fremden die geschichtliche Selbstverständigung des Individuums unterstützen kann. Er verweist auf die Notwendigkeit „lesbarer theoretischer Zusammenfassungen und Diskussionen verschiedener Ansätze, die für die Strukturierung großer historischer Zusammenhänge (bis hin

zur Weltgeschichte) nützlicher (seien) als große scheinempirische Synthesen“. (S.171)

Ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließt den anspruchsvoll geschriebenen Band.

Steffen Sammler

Länderbericht USA I und II. Hrsg. W. P. Adams u.a., Schriftenreihe Bd. 293/I und Bd. 293/II, Studien zur Geschichte und Politik, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1990, 720 u. 663 S.

Zweifellos sind die heutigen Vereinigten Staaten von Amerika als Staatswesen älter als etliche der heutigen Staaten von Europa (vgl. I/19), und doch wird wohl kein Argument – und seines noch so überzeugend – hinreichen, das traditionelle Verständnis des Europäers von der „Neuen Welt“ bzw. dem „geschichtsarmen“ (wenn nicht sogar „geschichtslosen“) Amerika zu kippen. Nach Europa reisende US-Amerikaner selbst untermauern mit ihrem Drang, mittelalterliche oder möglichst noch ältere Zeitzeugen zu berühren bzw. wenigstens zu betrachten, diese Sicht des Abendländers. Letzterer läßt seinerseits wiederum außer acht, daß ja *seine* Vorfahren es gewesen sind, die einst auszogen, ein modernes Staatswesen jenseits des „großen Teiches“ zu begründen. Zunächst noch durch die koloniale Nabelschnur mit dem alten Weltteil verbunden, wurde diese dann gewaltsam vom Amerikaner getrennt, der sich recht bald von weltpolitischer Mitsprache

zur Mitbestimmung mauserte, nunmehr bestrebt, wiederum den Nachkommen der gemeinsamen Vorfahren diesseits des Atlantiks mit amerikanischem know how Zukunftsziele nicht nur zu weisen.

Diese einzigartige geschichtsbedingte Verquickung von alter und neuer Welt läßt den Europäer stets von neuem Interesse an Historie und Gegenwart der USA wecken. Dies zu befriedigen, hat sich ein ganzer Stab (mehr als 60 Autoren) von Historikern, Soziologen, Ökonomen, Politik- und Literaturwissenschaftlern, Juristen u.a. aus mehreren Ländern zum vorliegenden zweibändigen Länderbericht USA bereitgefunden, denen es nicht nur um Verbreitung von Informationen über Geschichte und Gegenwart sowie Land und Leute geht, sondern vor allem auch darum, verschiedene, immer wieder auftauchende Stereotype und Vorurteile abzubauen.

Einem Historiker, der diese Bände zur Hand nimmt, fällt auf, wie vergleichsweise knapp die geschichtliche Hintergrundgestaltung (Kapitel A I, 17-216) für alle folgenden Kapitel ausfällt, ein Eindruck, der bei genauerer Betrachtung ein wenig zurückgenommen wird durch bewußtes historisches Herangehen in verschiedenen anderen Sachkapiteln, wie u.a. zur politischen Kultur bzw. zu Verfassungsordnung und politischem System. So bleibt beispielsweise die Konstruktion der Bundesregierung in ihrer Darstellung sehr pauschal (I/43 f.), die spezifische Rolle des Präsidenten eher blaß, was dann z.T. wettgemacht wird in den ersten vier Abschnitten von Kapitel C.

Ansonsten steht das Nachkriegsamerika (ab 1945) im Mittelpunkt (vgl. die Kapitel über Wirtschaftssystem und

Wirtschaftspolitik, Gesellschaftsstruktur und gesellschaftliche Entwicklung, Außenpolitik usw.), mit einigen Rückblenden ins 19. Jh. wie z.B. bezüglich Kultur - Religion - Erziehung. Diese Beschränkung ist umso bedauerlicher, als der Amerikaner selbst sich als Bestandteil einer traditionsbestimmten politischen Kultur empfindet. Andererseits hieße es sicher, diesen Länderbericht überfordern, verlangte man zu jedem Sachkapitel eine tiefere historische Auslotung der Ursprünge dieser oder jener Institution, Kulturform, politischen Entwicklung usw.

Ebenso wie dieser Doppelband nicht vordergründig für den spezifisch historisch Interessierten geschrieben ist, mögen auch Spezialisten anderer Disziplinen nicht eben zu diesem Buch greifen, doch gerade aus landeskundlicher Sicht bietet es allen Lesern einen knappen (begrenzter Seitenumfang) und doch umfassenden (vgl. Breite der angesprochenen Probleme) Überblick über die gesellschaftlichen Verhältnisse in den USA. Sogar etwas außerhalb des gewöhnlichen Blickwinkels liegende Fragen wie die des Verbraucherschutzes, der Zahlungsbilanzpolitik, Film und Fotografie oder auch Rock und Pop, Country- und Westernmusik finden Eingang.

Editha Kroß

Stiftung Entwicklung und Frieden: Globale Trends. Daten zur Weltentwicklung 1991, Düsseldorf: Eigenverlag 1991, 414 S.

Insgesamt 24 zentrale Trends der Weltentwicklung haben die 15 Autoren dieses Bandes fest- und in 14 Kapiteln dargestellt. Sie reichen von der widersprüchlichen Entwicklung der Weltbilder, dem verschärften Wohlstandsgefälle über die Bevölkerungsproblematik, internationale Migrationsbewegungen, Fragen der Weltwirtschaft bis hin zu Rüstung und Krieg, globalem Umweltschutz, Informationsrevolution, politischen und sozialen Menschenrechten.

Das Projektteam unter *F. Nuscheler* und *N. Ropers* hat kaum eines der wesentlichen Probleme der Weltgesellschaft, Weltpolitik, Weltwirtschaft und Weltökologie ausgelassen. Dem Konzept der Einen Welt verpflichtet, findet die Dritte Welt in dem Buch durchgängig die ihr gebührende Beachtung. In einer sehr gekonnten Mischung von knappen, aussagekräftigen Texten sowie Karten, Schaubildern und -kästen, Diagrammen u.a. graphischen Darstellungen, Tabellen und Zahlenwerken gelang den Verfassern das Kunststück, ein hochinformatives, äußerst übersichtliches und ungewöhnlich benutzerfreundliches Buch vorzulegen.

Sympathischerweise äußern die Autoren selbst ihre Bedenken gegen die von ihnen vorgenommene Verdichtung der Weltentwicklung auf zwei Dutzend Trends und deren Abhandlung in nur einem vergleichsweise schmalen Band. Weiterhin ist ihr Hinweis berechtigt, daß es in dem Werk bestimmte Vereinfachungen und auch

Lücken gibt. Daher sollen in folgenden Ausgaben der „Globalen Trends“ Fragen des wirtschaftlichen Strukturwandels, des Arbeitsmarktes, der Proliferation von Massenvernichtungswaffen, der Gesundheit und Ernährung, das Drogenproblem, die Bedeutung der Religionen, der weite Bereich der Kultur und die Aktivitäten von transnationalen Organisationen schrittweise aufgearbeitet werden.

Tatsächlich liegt hier wohl der einzig schwache Punkt der Arbeit. Globale oder zentrale Trends sind etwas sehr Reales und gleichzeitig mit einer gewissen Künstlichkeit behaftet. Real, weil sie zweifellos existierende und dynamische Entwicklungen darstellen, und künstlich, da sie so etwas (wenn auch nicht ganz) wie eine Resultante, eine Art statistischer Mittelwert, bedeuten. Der sichtbar gewordene Trend zu einer Art Weltinnenpolitik ist auf Dauer gewiß nicht aufzuhalten, wird aber immer noch und sogar wieder zunehmend konterkariert durch das selbstherrliche Regieren und Morden von einem Dutzend Diktatoren, was allein deshalb nicht in die Medien gelangt und somit nirgendwo bemerkt wird, da es sich um wirtschaftlich, politisch oder geostrategisch „belanglos“ gewordene Länder handelt. Die rasanten Internationalisierung, ja Globalisierung von Wirtschaft, Wissenschaft, Handel, Finanzen, Umwelt und Information vollzieht sich real, gleichzeitig erhebt in weiten Teilen der Welt (und nicht allein in der Dritten Welt) ein engstirniger, rückwärtsgewandter und häufig blutig exekutierter Nationalismus das Haupt. Die globale Vernetzung realisiert sich zudem asymmetrisch. Gerade in der Dritten Welt erreicht sie

nicht selten nur schmale Eliten, die Mehrheit der Bevölkerung bleibt davon ausgegrenzt, ihre zum Teil archaischen Lebensumstände bessern sich nicht. Die Aufzählung dieser Widersprüchlichkeiten könnte fortgesetzt werden. Auch die Autoren verweisen im Vorwort auf dieses Dilemma. Im eigentlichen Text geht dann berechtigterweise Übersichtlichkeit vor Differenzierung, womit ein partieller Realitätsverlust bewußt in Kauf genommen wird.

Dennoch, es gibt derzeit in deutscher Sprache kein vergleichbares Werk, das in solch knapper und systematischer Form alle wesentlichen Struktur- und Prozeßmerkmale der Weltentwicklung nicht allein darstellt, sondern solide analysiert, den Versuch einer Prognose unternimmt und die jeweiligen politischen Handlungsoptionen aufzeigt. Der Spezialist wird möglicherweise zu seinem unmittelbaren Fachgebiet im vorliegenden Band nicht allzu viel Neues finden. Das Überblickswissen und tiefe Einsicht in die Weise und den Grad der Vernetzung globaler Entwicklungen wird auch ihn/sie reichlich entschädigen.

Dokumentation und Anhang (zusammen über 100 Seiten stark) tragen zur Erhöhung sowohl des Informationswertes als auch der Benutzerfreundlichkeit bei. Dies liegt einmal an der sinnvollen Auswahl der vorgestellten Dokumente als auch an den aussagekräftigen Statistiken, Karten, am Glossar und Sachregister.

Durch die finanzielle Förderung des Bundesministers für wirtschaftliche Zusammenarbeit konnte erfreulicherweise ein Preis festgelegt werden, der es auch Studenten ermöglicht, sich dieses Buch zuzulegen.

„Die Kenntnis der Trends soll dazu beitragen“, schreiben die Vf. in der Einleitung, „eine breitere Grundlage für eine humane Friedens- und Entwicklungspolitik zu legen und so zu einer umfassenderen Verwirklichung der Menschenrechte beizutragen.“ Einem Band, der sich in so vorzüglicher Weise in den Dienst dieses Anliegens stellt, sind Erfolg und eine weite Verbreitung zu wünschen.

Rolf Müller-Syring

Alexander Kind/Bertrand Schneider,
Die Globale Revolution. Ein Bericht
des Club of Rome, Hamburg: Spiegel-
Verlag, 1991, 130 S.

Die inhaltliche Verwandtschaft mit den „Globalen Trends“ äußert sich bereits im Titel, dennoch könnten beide Arbeiten unterschiedlicher gar nicht sein. Die nüchterne, sachliche und systematische Darstellung weist die „Globalen Trends“ als lesenswertes Sachbuch aus, Kind und Schneider dagegen haben einen brillanten Essay, eine kenntnisreiche Studie, einen aufrüttelnden Report verfaßt. In den vier Kapiteln des ersten Teils (Die Problematik) stellen sie den ebenso rapiden wie umfassenden Wandlungsprozeß dar, in dem sich die Welt gegenwärtig befindet. Die Umwelt-, Energie-, Bevölkerungs-, Ernährungs- und Entwicklungsfragen bilden nach Ansicht der Autoren einen zusammenhängenden Komplex innerhalb der Weltproblematik und stehen im Mittelpunkt der gegenwärtigen Ungewißheit hinsichtlich der Zukunft der Menschheit. „Mit Ausnahme der ato-

maren Bedrohung sind die Gefahren, welche die Menschheit bedrohen, heute vermutlich größer und näher gerückt als 1972.“ (In jenem Jahr wurde der erste Bericht an den Club of Rome veröffentlicht.) Kind/Schneider legen in ihrer Analyse bei aller geschliffenen Rhetorik eine geradezu unverblünte Direktheit an den Tag und scheuen vor keinem Tabu zurück. Die Rüstung bezeichnen sie als „kriminelle Verschwendung von menschlichen, materiellen und Energieressourcen“, sie sprechen dem derzeitigen Konsum und materiellen Wohlstand im Norden jede Zukunft ab, die Weltwirtschaft wird unter der Überschrift „Das internationale Mißmanagement“ behandelt und entsprechend scharf kritisiert, die Demokratie „in ihrer heute praktizierten Art“ sei nicht in der Lage, mit der sich abzeichnenden globalen Situation fertig zu werden, die Welt bewege sich immer mehr auf eine schizophrene Gesellschaft zu. Insgesamt wird die Menschheit heute, kurz vor der Jahrhundertwende von der Größenordnung der Probleme, die von allen Seiten auf sie einstürzen, buchstäblich überwältigt – das Wort ist keine Übertreibung.“ (S. 74)

Im zweiten Teil (Lösungsstrategien) entwickeln die Autoren in sechs Kapiteln Vorschläge, die die Problemlage möglichst umfassend angehen und verbessern sollen. „Wir stehen vor der Aufgabe, Tausend Stiere gleichzeitig bei den Hörnern zu packen.“ (S. 77) Als erste Dringlichkeit sehen die Vf. das Umschmieden von „Schwertern zu Pflugscharen“ an. Als zweite Dringlichkeit bezeichnen sie die Schaffung einer „lebensfreundlichen Umwelt“. Zentrale Punkte sind hierbei die globale

Erwärmung und Energieproblematik. Die dritte Dringlichkeit fassen die Autoren unter dem Begriff „Entwicklung und Unterentwicklung“. Sie regen neue Entwicklungsstrategien an, fordern vernünftige und humane bevölkerungspolitische Maßnahmen, mahnen zu einer Lösung der Schuldenfrage, befürworten die Unterstützung lokaler Entwicklungsinitiativen u.a.m.. Da Regierungen, multilaterale Behörden und internationale Organisationen bei der Bewältigung komplexer Probleme bisher versagt hätten, fordern sie deren entschlossene Reformierung, die Um-erziehung der dort Beschäftigten und das Hineintragen neuer Ideen in diese Institutionen. Als wichtigste Mittel und Methoden der Weltlösungsstrategie sehen sie das Lernen durch Bildung und Erziehung, die revolutionisierende Rolle von Wissenschaft und neuen Technologien sowie die aktive, stimulierende und verantwortungsbe- wußte Rolle der Massenmedien an (S. 111). Der Weg in dieses neue Zeitalter sei nur erfolgversprechend, wenn es der Menschheit gelänge, eine neue Identität, einen neuen Lebenssinn, neue Werte und die neue Ethik zu schaffen.

Die Lektüre der Studie läßt die unbestreitbaren Stärken, aber auch einige Schwächen erkennen. Im analytischen Teil finden sich eindeutig kühnere Gedanken, eine glänzende Kritik des Bestehenden, eine bestechende Logik und Stringenz der Gedankenführung. Die Lösungsstrategien des zweiten Teils wirken hingegen blasser, diffuser, manchmal fast bieder. Zur Schuldenfrage beispielsweise war schon in PR-Broschüren des State Departments Aufregenderes zu lesen als bei *Kind/Schneider*. Auch die gera-

dezu inflationäre Verwendung des Attributes „neu“ bewirkt auf Dauer keinen großen Erklärungswert. Man ist geneigt, die Einschätzung zu teilen, daß „wir uns im Entstehungsstadium einer neuen Weltgesellschaft befinden, die sich von der heutigen Gesellschaft ebenso fundamental unterscheiden wird, wie die Welt nach der industriellen Revolution von der ihr vorausgegangenen langen agrarischen Periode“ (S. 9).

Doch wohin wird die erste globale Revolution, eine noch nie dagewesene „Mischung geostrategischer Erdbeben und sozialer, wirtschaftlicher, technologischer, kultureller und ethnischer Faktoren“ führen, wie wird sie sich vollziehen, wer werden ihre Träger, wer die Opfer sein – dazu findet sich im vorliegenden Text wenig oder gar nichts.

Dennoch ist die „Globale Revolution“ mehr als lesenswert. Ihre Lektüre bereitet intellektuelles Vergnügen und macht zugleich betroffen, sie vermittelt eine Fülle von Denkpulsen und reizt hier und da zum Widerspruch.

Rolf Müller-Syring

Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, übers. v. Michael Haupt u. Ilse Utz, Argument-Verlag, Hamburg 1990, 278 S.

Der französische Philosoph *Balibar* und der amerikanische Historiker *Wallerstein* haben ein Seminar an der Pariser Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, das sie über drei Jahre zu den Themen Rasse/Rassismus, Klasse/Klassenkampf und Nation/Nationalismus durchgeführt haben, zu einem Gespräch über Strukturmerkmale heutiger politischer Auseinandersetzung und ihrer historischen Wurzeln genutzt, dem, wie jedem guten Gespräch, Polemik und komplementäre Argumentationen eigen sind. Der Leser hat den Nutzen von solch anregendem Gedankenaustausch zwischen zwei Autoren, die seit wenigstens zwei Jahrzehnten an den – in Mittel- und Osteuropa zum eigenen Schaden zumeist ignorant übersehenen – Bemühungen um eine Modernisierung des Marxismus in Westeuropa und Nordamerika teilhaben. Die implizite Kritik des „Marxismus“ (verstanden als Entwicklungsform der Berufung auf Marx, wie sie sich vor allem in den realsozialistischen Ländern ausgeprägt hat) vollzieht sich unter Rückgriff auf das, was *Balibar* „authentische Thesen von Marx“ nennt, und wird aus der Perspektive eines Hegemoniekonzepts geleistet, das nicht die Herrschaft (der Bourgeoisie über die Arbeiterklasse) im Vordergrund rückt, sondern davon ausgeht, daß „die Identität der Akteure selbst von dem Prozeß der Bildung und Aufrechterhaltung der Hegemonie abhängt“ (S.18).

Differenzpunkte zwischen den Auffassungen der Vf., die auch als sich ergänzend gelesen werden können, finden sich schon im grundlegenden Ansatz zur Interpretation neuzeitlicher Weltgeschichte. *Wallerstein*, der mit seiner auf vier Bände angelegten Geschichte des „world-system“ den globalen Aufstieg kapitalistischer Produktionsverhältnisse seit dem Beginn des 16. Jh. zu erfassen sucht und dabei von einer internationalisierten Gesellschaftsformation ausgeht, die Zentrum, Semiperipherien und Peripherien kennt, interpretiert den Nationalismus als Reaktion auf die Herrschaft der Staaten des Zentrums und den Rassismus als Institutionalisierung der durch die internationale Arbeitsteilung geschaffenen Hierarchien. *Balibar*, der die Vorzüge einer globalisierenden Deutung durchaus anerkennt, sieht dagegen soziale Verhältnisse eher im Lokalen verwurzelt und die Gesamtbewegung der Weltwirtschaft nicht als Ursache für soziale Veränderungen im lokalen Rahmen, sondern eher als deren (mehr oder minder zufälliges) Ergebnis. Die unterschiedlichen Überlegungen verweisen darauf, daß Soziales, Ökonomisches, Politisches und Mental-Kulturelles verschiedene räumliche Bezugsrahmen haben, die Herausforderung an den Historiker dürfte darin bestehen, diese räumlichen Bezüge nur in wichtigen Einzelfällen genauer zu bestimmen.

Wenngleich *Balibar* viele Vorwürfe der Kritiker *Wallersteins* nicht teilt, wendet er sich doch gegen einen ökonomischen Determinismus, der die Einheit der Gesellschaft in der der Wirtschaft inhärenten Arbeitsteilung begründet sieht, und interpretiert die

Arbeitsteilung eher als etwas die Einheit der Gesellschaft Zerstörendes, das des Konjunktivs anderer sozialer Verhältnisse und Beziehungen als der in der Ökonomie wurzelnden bedarf (sprachliche Kommunikation, Sexualität usw.)

Da nach Meinung der Autoren Universalismus und Humanismus der bürgerlichen Ideologie nicht unvereinbar sind mit Hierarchisierung und Ausgrenzungen, die oft die Form von Rassismus und Sexismus annehmen, handelt es sich bei diesen Phänomenen nicht um Relikte und Archaismen, sondern um solche, die - teilweise in neuer Form und Ausprägung - auf dem Vormarsch sind. *Wallerstein* sieht Rassismus und Universalismus explizit als zwei, sich in einem gewissen Gleichgewicht haltende Tendenzen in der heutigen Weltgesellschaft und stellt die Frage nach einem Muster, in dem beide überwunden werden können, da weder ein ins Extrem gesteigerter Universalismus (als egalitäre Nichtberücksichtigung aller Unterschiede in den natürlichen und sozialen Voraussetzungen für Teilhabe an der Gesellschaft) noch natürlich der zum Genozid gesteigerte Rassismus eine Lösung aktueller Probleme bieten können. (S.48)

Ebenso wie für den Rassismus, bei dem die Erinnerung an historische Ausgrenzungen für gegenwärtige Hierarchisierung aktualisiert wird, interpretieren die Vf. die Kategorien „Volk“ und „Nation“ als historische Konstruktionen, die heutige Konstellationen mit dem Ziel der Identitätsstiftung in Gemeinschaften und für den Einzelnen in die Vergangenheit projizierbar machen. Die Vorstellung von

der polarisierenden Teilung der Gesellschaft in Klassen, die gleichfalls Abgrenzung, wonicht Hierarchisierung impliziert, halten die Autoren gleichwohl für eine auch in Zukunft verwendungsfähige und rekonstruktionswürdige Ideologie zur Identitätsbestimmung, unter der Voraussetzung allerdings, daß sie sich mit einem konsequenten Antirassismus gekoppelt dem galoppierenden Nationalismus entgegentelle.

Sie Rasse, Nation und Klasse historisch zu lokalisierende Kategorien einer partikularistischen Selbstidentifizierung von Gemeinschaften und Individuen und gegenüber Fremdenhaß u.ä. in neuer Qualität in der modernen Welt anzutreffen, so sieht *Wallerstein* den Universalismus (d.h. die Überschreitung der Bindung an die Definitionsmerkmale der Nation usw.) eher von Bourgeois vertreten, die sich gleichwohl auch der abgrenzend-hierarchisierenden Partikularismen, soweit sie nicht systemgefährdend zugespitzt werden. Die Arbeitenden neigen dagegen in Enttäuschung über den heuchlerischen Universalismus der bürgerlichen Gesellschaft den verschiedensten Formen von Nationalismus und Rassismus auch vor dem Hintergrund ihrer räumlich begrenzten sozialen Erfahrungen eher zu.

Wallerstein und *Balibar* liefern präzise Beobachtungen und bedenkenwerte Vorschläge für die definitorische Fassung von zentralen Kategorien tagespolitischer Auseinandersetzungen. Besteht einer der Vorzüge des Bandes in der globalen Optik der Vf. auf das von ihnen behandelte Problem, verleugnen beide dennoch keineswegs den französischen bzw. nordame-

rikanischen Erfahrungshorizont, von dem aus sie urteilen. Es bleibt zu wünschen, daß alsbald auch aus der neu gewonnenen gesamtdeutschen Perspektive auf ein offenkundig bedrängendes Kapitel Zeitgeschichte wissenschaftliche Beiträge zu dieser Fragestellung geleistet werden. Die theoretischen Defizite im Umgang mit den in neuer Dimension auftretenden Nationalismen und den vielfältigen Formen von Rassismus können nur in einer öffentlichen und sachlichen Diskussion abgebaut werden, die die Ebene des gehobenen Journalismus überschreitet. Das vorliegende Buch verdient dafür starke Beachtung und die Übersetzer Anerkennung für eine ebenso rasche wie solide Übertragung einer komplizierten Materie ins Deutsche.

Matthias Middell

Georg G. Iggers, Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte, Fischer-Taschenbuchverlag, Frankfurt a. M. 1991, 197 S.

Verdienstvoll ist die Herausgabe dieses Bandes im Jahre 1991 schon deshalb, weil er in einer Zeit pauschaler Verdikte über die DDR-Geschichtswissenschaft – in nicht geringem Maß auch von deren früheren Akteuren – grundsätzlich die Anregung und Aufforderung zu einer differenzierten Sicht enthält.

Georg G. Iggers ist ein profunder ausländischer Kenner der DDR-Historiographie. Nicht nur aus der Ferne galt

ihr sein Interesse, sondern seine regelmäßigen Besuche im Lande schon zu Zeiten, als dies keineswegs selbstverständlich war, und die in diesem Rahmen geführten fruchtbaren Debatten ließen ihn einen unflüchtigen Einblick in deren Geschichte gewinnen. Im jetzt vorgelegten Band werden acht sozialgeschichtliche Arbeiten von DDR-Autoren (J. Kuczynski, H. Zwahr, S. Schütz, H. Harnisch, J. Peters, H. Schultz, S. Jacobett), deren Niederschrift teilweise schon längere Zeit zurückliegt, veröffentlicht. Auf ihre Vorstellung kann an dieser Stelle verzichtet werden, denn mehrheitlich erschienen sie schon an anderer Stelle. Das Interesse gilt im folgenden der Einleitung des Herausgebers, die über ein ledigliches Einführen in die folgenden Texte weit hinausgeht. Vielmehr nutzt *Iggers* die Gelegenheit, eine ganze Reihe von Problemen der DDR-Historiographie aufzugreifen, seine Betrachtung macht schließlich mehr als 20 % des Buches aus.

Daß er als engagierter Verfechter der Sozialgeschichte das Hauptaugenmerk auf die Beziehungen der DDR-Geschichtswissenschaft zu dieser Teildisziplin konzentriert, überrascht nicht. Fraglos ist der Feststellung zuzustimmen, daß es langer Zeit und der Überwindung nicht weniger Widerstände bedurfte, bis jene sich zu entwickeln und etablieren vermochte. Zutreffend nennt *Iggers* zwei Aufsätze in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (in 12/1980 von Konrad Irmischer und 4/1986 von Horst Handke), die als Indikatoren der schließlichen Veränderung herangezogen werden können. Bei der Schilderung einer ganzen Reihe von Einzelproblemen in

diesem Zusammenhang ist ihm diskussionslos zuzustimmen. Und dennoch liegt in einer Gegenüberstellung DDR-Geschichtswissenschaft versus Sozialgeschichte auch das zentrale Problem der Erörterungen. Es durchzieht leitmotivisch den gesamten Aufsatz. Lange Zeit erwecken *Iggers* Darlegungen den Eindruck, als halte er den Marxismus heute überhaupt für erkenntnisunfähig, weil obsolet; sein Verweis auf den Abfallhaufen der Geschichte spricht eine deutliche Sprache. Ebenso voller Skepsis ist sein Gesamturteil über jene Historiographie, die sich nach 1945 zunächst in der SBZ und später in der DDR entwickelte, wiewohl gerade mancher Vergleich zur Bundesrepublik auch bemerkenswerte Feststellungen trifft, die heute gern übersehen werden. Jene Abschnitte, in denen der Autor über dennoch vorhandene Potenzen des Marxismus zu sozialistischem Denken spricht, von auch in der DDR existent gewesenen Freiräumen und über Möglichkeiten, dem zuvor als unumstößlich festgeschriebenen Weg zu verlassen, scheinen zu seinem Gesamturteil im Gegensatz, ja, im Widerspruch zu stehen.

Diese auffällige Unentschiedenheit läßt sich auch erkennen bei *Iggers* Schilderungen des erwähnten widerspruchsvollen Entstehens der Sozialgeschichte in der DDR. Dabei liegt gerade im detaillierten Nachvollzug des Weges von der durch die für Wissenschaftspolitik Verantwortlichen zunächst argwöhnisch betrachteten Teildisziplin bis hin zu Aufforderungen Kurt Hagers (z.B. im Jahre 1983, zuletzt wiederholt im Sommer 1989!) zu vermehrter sozialgeschichtlicher For-

schung ein spannendes Untersuchungsfeld. Eine komparative Analyse aller Teildisziplinen der DDR-Historiographie könnte dann eine Antwort auf die Frage erlauben, ob es möglich ist, jeweilige Abstände von der „offiziellen DDR-Linie“ in Näherungen und Weiterungen konkret zu ermitteln und ob sich die Sozialgeschichte dabei tatsächlich „am weitesten“ von dieser weg entwickelt habe.

Im Nachvollzug der Arbeitsbedingungen von DDR-Historikern, der wichtige Aspekte zupackend schildert und Widrigkeiten und Schwachstellen eindeutig benennt, ist manche Aussage dennoch nicht vollends zutreffend. So etwa ist die Feststellung, jeder junge Historiker habe zunächst einen längeren Armeedienst leisten müssen, um so Systemkonformität und Eignung zum Jünger der Muse Klio zu demonstrieren, nicht stichhaltig. Der Rezensent präsentiert sich und seinen Jahrgang zukünftiger Geschichtswissenschaftler als Gegenbeispiel. Denn der wahre Grund für eine ab der zweiten Hälfte der 70er Jahre tatsächlich einsetzende Forderung an alle künftigen Studenten nach längerem Wehrdienst hatte seinen Ausgangspunkt nicht im oben erwähnten Zusammenhang, sondern resultierte aus dem Mangel an Offizieren und Unteroffizieren in der Armee. Auch wird man nicht unbesehen akzeptieren können, alle staatlichen wissenschaftlichen Zeitschriften hätten nur marxistische Arbeiten gedruckt. Das ausschließlich von Theologen an der Leipziger Universität gestaltete Heft 1/1988 der Wissenschaftlichen Zeitschrift könnte hier angeführt werden. Wohl gemerkt, es geht hier nicht um das bekannte Haar in der Suppe, sondern

um einen möglicherweise von *Iggers* zu wenig beachteten Umstand: In fast allen Fällen sind die von ihm mit einem Ausschließlichkeitsanspruch versehenen Bestimmungen der Disziplinierung, der Maßregelung, des Zwanges bei genauer Betrachtung der ehemaligen ostdeutschen Realität durch ein „Ja, aber...“ zu relativieren. Diesen auch für andere Bereiche der DDR geltenden Wesenszug hat Bernd Okun in dem wissenschaftssprachlich sicher nicht endgültigen, nichtsdestoweniger zutreffenden Ausdruck des „Soft-Stalinismus“ gefaßt. Genau hier liegt eine Erklärung, warum manche Historiker eben doch größere Möglichkeiten hatten, als heute oft zugestanden wird; und ebenso, warum es – wie von *Iggers* völlig zutreffend beobachtet – unter Historikern praktisch keine Dissidenz oder Opposition gab.

Fast scheint es, als habe *Iggers* das auch verspürt. Seine abschließende Bewertung, gleich anderem halte er die DDR-Historie nicht für einen monolithischen Block (S. 35), belegt dies.

Und so geht von diesem verdienstvollen Buch auch die direkte Aufforderung aus, in der Zukunft genau zu untersuchen, in welchen Rahmenbedingungen sich Sozialgeschichte, aber auch alle anderen Teildisziplinen und Forschungsrichtungen der DDR-Historiographie entfaltet und wie sie dabei zur gesamten Geschichtswissenschaft standen. Zugleich ist dieselbe, nicht zuletzt in Aufhebung hagiographischer Texte der Vergangenheit, auf den Begriff zu bringen. Für diese Anregungen und seinen ersten Beitrag ist dem Herausgeber des besprochenen Bandes ausdrücklich zu danken.

Gerald Diesener

Maoz Azaryahu, Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, hrsg. von Shulamit Volkov und Frank Stern, Band 13), Bleicher Verlag, Gerlingen 1991, 214 S.

„Was geschieht, wenn die Erfahrung eines Ereignisses dazu führt, daß der Name des Erfahrenen auf das Ganze der Geschichte übertragen wird? Zeitigt nicht jeder Name in dem Maße, in dem er der Name eines Ereignisses ist und selber ein Ereignis (der Sprache) darstellt, einen totalisierenden Effekt, auch wenn er ... sich darin nicht erschöpft?“

Mit diesen Worten verkündet der Suhrkamp-Verlag Alexander García Düttmanns Versuch über Heidegger und Adorno: *Das Gedächtnis des Denkens* (1991). Stiftung und Schuld (also die Nicht-Integrierbarkeit von Erfahrung, wie der Historiker Niethammer sie definieren): In den Wendungen der Politik um Straßennamen wird diese Philosophie konkret. Von *Wilhelmplatz zu Thälmannplatz*: „und zurück“, möchte man ergänzen. *Maoz Azaryahu*, seines Zeichens Israeli, schrieb seine Dissertation über politische Symbole im öffentlichen Leben Ostdeutschlands zu einer Zeit, als dieses sich noch DDR nannte (1987/88). Der Mauerfall kam dem Prozeß der Publikation in die Quere und konnte sich im Vor- und Nachwort nur noch andeutungsweise einschreiben (auch die Buchkunst spricht von „Umbruch“). Doch hat diese „Wende“ das Buch nicht – wie viele andere Werke zum Thema DDR – dementiert, sondern seine Thesen potenziert: Nationale Symbole sind implementierbar wie jene

Computerprogramme, mit denen die Banken nun die umbenannten Straßennamen ihrer Ost-Kundenkartei *en bloc* ersetzen. *Azaryahu* liest die Umkodierung staatlicher Symbolik radikal nicht ideologiekritisch von ihrer Bedeutung, sondern ihrer Verzeichnung her. Womit er für jene Fraktion von Historikern steht, die Geschichte als polymorphes Zeichensystem begreifen (Georg Schmid et al.). Jenseits der konkreten Studie ist dieses Buch damit auch ein methodisches Angebot an die Zunft.

Diese semiotische Analyse schlägt den Bogen vom Jahr 1813 über das Wilhelminische Kaiserreich, die Weimarer Republik und das Dritte Reich bis zur DDR. Was sie am Ende besagt, ist nichts anderes als die Einsicht, daß sich die Zeichen, nicht aber ihr Raster ändern – *Azaryahus* aktuelles komparatives Forschungsprojekt über Monumentalisierungsformen des Nationalen (im Rahmen der German-Israeli Foundation) spricht unverblümt von einem quasi-religiösen „sacred grid“. Die Einsicht aber ist höchst profan: Alle Ideologien stehen im Verbund, wenn es um jene Strukturen geht, die sie tragen. Jene hermeneutische Schlüsselattitüde ist vom Streit um Michel Foucaults Diskursanalysen hervertraut: Auch *Azaryahus* funktionale Differenzierung von Symbolen und Symbolträgern (S. 19f) scheint den Begriff der Geschichte zu dementieren; was sich als Wandel tarnt, oder gar als Entwicklung, ist nichts als ein Maskentausch. Transformation heißt oft ganz konkret der Transport neuer Bedeutungen in vertrauten Formen; die ästhetische Sprache der DDR-Denkmalerei war gerade jenem Erbe ver-

schrieben, von dem sie auf semantischer Ebene als „faschistisch“ gerade abzusetzen suchte. Umgekehrt kommt es durch die Übernahme traditioneller Symbole, die historische Kontinuität designieren sollen, durch das neue politische Zentrum zu Akzentverschiebungen – was sonst wäre die Schrift der Geschichte, die post-strukturalistische Differenz. *Azaryahu* spricht am Beispiel der „Rückkehr“ Friedrichs des Großen in das politische Pantheon der DDR vom Vorgang einer „Rekanonisierung, in dessen Verlauf alt-neue Symbole wieder zu Teilern des kanonischen Systems werden“ (S. 31) und dekliniert die verschiedenen Varianten dieses semiotischen Prozesses durch; dahinter steht der epistemologische Optimismus, daß die Rechnung „Geschichte“ in diesem Raster aufgeht. Das unterscheidet ihn von einer dekonstruktiven Lesart solcher nationalen Verzeichnungen.

Hierin liegt die Provokation des Unternehmens *Azaryahus*: Politisches Bewußtsein vollzieht sich national nur als strategische Dissemination, d. h. als Zeichenstreuung. So deutete es eine Rezensentin: Hymnen, Fahnen, Denkmäler, Straßennamen und Briefmarken sind die Überbringer nationaler Botschaften (Astrid Klock). Womit der Diskurs staatlicher Selbstrepräsentation endgültig post-historisch zu deuten ist, oder anders gesagt: als mediale Vernetzung. Posthistorisch auch in dem Sinn, daß die ikonischen Erinnerungsmedien im Unterschied zum Monument und zur Gedenkzeremonie nicht mehr mit jener Abgrenzung operiert, die den „heiligen Raum“ definiert. Ob etwa das Fernsehen, das die politisymbolische Television ins heimische Wohnzimmer

mer trägt, tatsächlich eine Profanisierung gegenüber den klassischen Denkmälern darstellt, bleibt zu diskutieren.

Das Buch widmet den Straßenumbenennungen in Leipzig zwischen 1945 und 1949 einen eigenen Exkurs. Straßennamen konstituieren für *Azaryahu* (der dies in einem Aufsatz für *History and Memory* 2/1990 inzwischen konkretisierte) einen non-narrativen Stadt-Text, also eine Dimension, die der Geschichtserzählung entgeht. Vielleicht ist die Dynamik der Geschichte ja nicht auf der Ebene ihrer Versprechungen zu suchen, sondern auf der ihrer Versprecher, also dort, wo sie buchstäblich versagt. Unter dem Titel „Biographie und Wende“ bilanzierte eine Tagung des Kulturwissenschaftlichen Instituts in Leipzig kürzlich das Projekt einer *oral history* der DDR (und jenseits). Anhand von Interviews der Connewitzer Geschichtswerkstatt wurde plastisch, wie sehr sich die Möglichkeit, Nachkriegszeit in Geschichte(n) zu erzählen, in der Spätnachkriegszeit von Straßenumbenennungen verheddert: Stellen, an denen das Historiker-Publikum in Lachen verfiel, wenn etwa die Erinnerung die frühere Kaiser-Wilhelm-Straße und die spätere August-Bebel-Straße zur „August-Kaiser-Bebel-Straße“ subsumierte. Lachen aber ist apotropäisch, denn genau jene Momente, in denen Geschichtsbebewußtsein als pure Signifikantenverkettung transparent wird, bedeuten auch den Verlust des transzendenten Signifikats Historie, dem sich die *oral history* doch verschreibt. Das Thema Straßennamen ist also auf jenen Trassen auf der Spur, die das Geschichtsunterbewußtsein bewegt. Der Diskurs

der Historie kontrolliert dies längst nicht mehr: Wollte der Leipziger Historiker Czok die alltagsgeschichtliche Verballhornung jener Südstraße, die auch einmal Adolf-Hitler-Straße und dann Karl-Liebknecht-Straße hieß, zur „Adolf-Liebknecht-Straße“ anekdotisch zitieren, so stolperte er selbst über „die ehemalige Südknecht-Straße“. Karl Marx hat es im *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* längst diagnostiziert: Die Travestie ist nicht nur Sache der Historie, sondern der Historiographie selbst.

Nicht ohne Bedeutung ist *Azaryahus* israelische Verortung: Es scheint fast, als ob diese Perspektive mehr Sensibilität für die Erinnerungskultur der ehemaligen DDR (etwa ihren Heldenkult) zu entwickeln vermag denn die Wahrnehmung der Historiker aus Westdeutschland. Die historische BRD zeichnete sich lange Zeit geradezu durch einen Nullpunkt politischer Symbolik aus – ein für ihren föderalistischen „Verfassungspatriotismus“, wie ihn Jürgen Habermas benannte, vielleicht konstitutiver Mangel. *Azaryahu* erinnert daran, was die Signatur zentralistischer Staatswesen ausmacht (S. 28): die Kontrolle der institutionalisierten Erinnerung (hier ist die Geschichtswissenschaft selbst angesprochen). Einig waren sich Israel und die DDR insofern, als daß beide Nachkriegsstaaten durch eine massive Implantierung von Geschichtszeichen Neuland zu besetzen hatten und ganz auf Legitimationsstiftung durch Anknüpfung an mythische Traditionen setzten (der jüdische Diskurs kennt den Begriff „altneu“). Eine Reise durch die symbolische Topographie der DDR und Israels macht diese Verwandtschaft

(unter verkehrten Vorzeichen von Zivilisationskontinuität und -bruch) sinnfällig, wie Yitzchak Mais, Leiter des Historischen Museums der Holocaust-Gedenkstätte von Yad Vashem, kürzlich im Anschluß an eine Essener Diskussion von „Vergegenständlichter Erinnerung“ um das DDR-Denkmal von Buchenwald anmerkte. Hier liegen die Grenzen und Potentiale vergleichender Geschichtsforschung, wie sie *Azaryahus* Studie implizite eingeschrieben ist. Es tut gut, die Analyse der politischen Symbole im öffentlichen Leben der DDR aus der Perspektive des uns nächsten Fremden verhandelt zu wissen.

Wolfgang Ernst

**„Psychosozial“ Bd. 45, H. 1, 1991
„Abschied von der DDR“. Hrsg.
Heiner Keupp und Hans-Jürgen
Wirth, Weinheim; Psychologie Ver-
lags Union, 150 S.**

Äußerungen zu den psychischen Dimensionen des deutschen Vereinigungsprozesses sind auf dem Marktplatz der Medien zu einer Alltäglichkeit geworden. Interessant ist in dieser Situation eine Broschüre, die einen repräsentativen und orientierenden Überblick zu dieser Flut der Meinungen gibt. In seinem Band 45 erteilt „Psychosozial“ 22 Autorinnen und Autoren aus Ost- und Westdeutschland das Wort zum Thema „Abschied von der DDR“. Für Menschen, die sich einen Überblick verschaffen wollen, sind die Literatur-

angaben, die Bibliographie und ein Quartalsüberblick über Neuerscheinungen – auch der angrenzenden Gebiete – hilfreich.

Zu Beginn stellt *Michael Geyer* (Leipzig) fest, daß eines der größten Probleme im Vereinigungsprozeß in „der Weigerung eines großen Teils der Deutschen“ liegt, „die vorhandenen Unterschiede zwischen den Teilvölkern in Ost und West als objektive Tatbestände und gleichsam wertfreie Ausgangsgrößen zu akzeptieren“. *Geyer* beobachtet, daß „die charakterlichen Defizite dieses Volk momentan weniger zu schaffen machen als schlichte Inkompetenzen in der Bewältigung des sich allzurasch verändernden Alltags“ (S. 6). Zur „Mode, den DDR-Bürger psychopathologisch zu charakterisieren“ (S. 8) äußern sich noch andere Autoren, so auch *Hans Eichhorn* (Berlin), der *Hans-Joachim Maaz* ausspricht, einem sich auch in diesem Band äußernden Protagonisten dieser Sichtweise. *Eichhorn* wirft *Maaz* vor, daß bei ihm „stalinistische Strukturen mit anderen totalitären, darunter faschistischen, gleichgestellt werden“ (S. 108). Gegen diese „unerträglichen Parallelisierungen des Geschehenen“ (*Becker/Becker* S. 60) wenden sich recht viele Autorinnen und Autoren aus Ost und West von recht unterschiedlichen Ansätzen her. Auch *Harry Schröder* zeigt, daß das Verhalten der Menschen in der SBZ und der DDR gegenüber den Machthabern eine andere motivationale Basis hatte, als das der Massen im NS-Staat. Anstelle der dort „verbreiteten Massenbegeisterung und Überidentifizierung“ dominierte bei den Ostdeutschen nüchterne und „bis zum Wendepunkt bewußte Anpas-

sung“. Wo im faschistischen Deutschland die Beziehung zwischen Volk und Führer auf gegenseitiger Idealisierung beruhte, entstand „im Verhältnis zu Honecker und seinem Regime ein kritisches Massenpotential.“ (S. 24)

Von anderen Gesichtspunkten aus führt *Wolfgang Bialas* (S. 80) dieses Klischee von der Parallelität des faschistischen Deutschlands und der DDR ad absurdum. Ungeheuer interessant ist die sich 'hinter' den Beiträgen – die ohne direkten Bezug zueinander entstanden – offenbarende Logik der Diskussion. Denn der Diskurs führt immer wieder zurück zum faschistischen Deutschland, seinem Zusammenbruch und der ihm folgenden Aufspaltung der deutschen Wege. Das ist genau der Punkt, an dem auch *Hans Becker* aus Heidelberg und *Sophinette Becker* aus Frankfurt/M. mit ihrem bemerkenswerten Artikel „Die Wiedervereinigung der Schuld“ ansetzen. Ebenso wie Schröder, der bemerkt, daß man bei den DDR-Bürgern nicht die „Unfähigkeit zu Trauern“ betrauern sollte – wie so sollte die Masse der Menschen um die für sie ungeliebte und peinliche DDR trauern? –, widerlegen auch die beiden Beckers oberflächliche Analogien zwischen dem Zusammenbruch Nazi-Deutschlands und der DDR. Neben der Angst der Ostdeutschen, „den Krieg durch die Einheit nicht zum zweiten Male zu verlieren“, belastet sie statt uneingestandener Trauer eher uneingestandene Scham. Indiz dafür ist die „Lynchstimmung und die gnadenlose Sündenbock-Verfolgung gegenüber den gestürzten Herrschenden, wie es sie nach 1945 ... niemals gegeben hat“. (S. 69) „Die Heftigkeit des nicht differenzierten Hasses auf die

Stasi und alle 'Roten' (darunter nicht wenige wirkliche Opfer der Stasi) entspricht dem Ausmaß von Scham, das bei denen besonders groß ist, die sich bei gleichzeitig tiefsitzenden, zum Teil noch aus dem NS stammenden Antikommunismus so aktiv und kritiklos an den realexistierenden Sozialismus angepaßt hatten.“ (S. 71) Also jenes Phänomen, das Wolf Biermann so plastisch beschrieb: „Wer 40 Jahre lang alles schluckte, spuckt jetzt endlich mal große Töne. Brave Bürger, die zur sogenannten Wahl gingen wie Kälber an Strick, brüllen jetzt wie Löwen. Nach Rache schrien die, die sich nie wehrten. Wer nie das Maul aufmachte, redet jetzt mit Schaum vor dem Mund.“

Ebenfalls attackieren die *Beckers* die Vorstellung von „der ersten friedlichen deutschen Revolution“. Diese sprachliche Wendung wäre bezeichnenderweise zuerst in der BRD entstanden und wurde gleich mehrere „Abwehrfunktionen“ erfüllen. Für die Ostdeutschen sei sie als eine „Folge der Verdrängung der Scham über die eigene Anpassung zu verstehen, was sich in der gleichzeitigen Feindseligkeit gegenüber jenen zeigt, die wirklich revoltiert haben“. (S. 72) Obendrein hilft diese Sicht, die Nicht-Einmischung der kommunistischen Führung in der SU auszublenden. Statt dessen kann die eigene Beteiligung an den ersten – noch gefährlichen – Protesten gegen die Verhältnisse in der DDR nachträglich herbeigeredet werden.¹ Für die Westdeutschen habe die Legende von der Revolution die Funktion, „eine ältere Legende zu stabilisieren, nämlich die vom massenhaften Widerstand der Deutschen gegen den Nationalsozialismus“. Aus der richtigen Feststel-

lung, daß die Vorstellung einer deutschen Revolution mehrere Abwehrfunktionen erfüllt, kann alleine jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß es keine Revolution gab. Daß sich tatsächlich eine gewaltfreie, basisdemokratische Revolution vollzog, ist unbestreitbar. Gedanken dazu äußert in diesem Heft noch einmal *W. Bialas* (S. 77). Die Restauration alter Herrschaftsprinzipien in neuen Farben wirfte m. E. dennoch wieder die Frage nach „Revolution“, „Umstieg“, „Anschluß“ etc. auf. Was kann das für eine Revolution gewesen sein, in der die Oppositionellen vor der Wende sich nach der Wende wieder in extremer Minderheit und Opposition wiederfinden und in den Parlamenten und Verwaltungen die Macher mit den Anpassern lediglich die Plätze tauschten. Die Personen² sind die gleichen geblieben, nur die Namen sind neu. – Die Legende vom Abschied.

Gegen den Strich der aktuellen journalistischen Modebürsten die Beckers, wenn sie fragen, warum manche Medien „sich mit ungeahntem Einfühlungsvermögen in scheinbar vorbildlicher Weise der Psyche der Ostdeutschen widmen“ (S. 70). Sie meinen, daß hier „eine Delegation der eigenen versäumten Konfrontation mit der NS-Schuld an die DDR-Bürger stattfindet, die sich gleichsam und stellvertretend an den seelischen Verkrüppelungen durch Teilhabe an einer Diktatur abarbeiten sollen“. Das ist meiner Ansicht nach jedoch noch nicht alles. Die Geschichte vom deformierten, unmündigen und autoritätsabhängigen Ossi tut ihre Wirkung schon, wenn sie nur oft genug erzählt wird. Bei den Ostdeutschen verstärkt

diese Story, ohne daß sie es merken, ihre Verunsicherung gegenüber ihren Fähigkeiten, Gewohnheiten und Werten, eine Verunsicherung die sich natürlicherweise bei der Verwestlichung von Ostdeutschland einstellte. Umgekehrt können jene Westdeutschen, die im Osten Menschen zu regieren oder zu evaluieren haben, auf die durch diese Story beförderte Steigerung der eigenen Überlegenheit oder Legitimation zurückgreifen. Die Text-Sammlung läßt auch ahnen, wie für manche Menschen der mühsame Versuch einer kritischen Selbst- und DDR-Analyse zu Schematisierungen führt. *Ronald Schulz* (Halle) schreibt: „Ward der DDR-Bürger bis zum Herbst 1989 vor die Wahl zwischen fremdbestimmtem Karriereverhalten, beruflichem und sozialem 'Nischendasein' oder oppositionellen Untergrund gestellt ... befindet er sich nun in der Situation, Eigen- und Sozialverantwortung zu übernehmen“ (S. 115). Die Unmenschlichkeiten der DDR sollen nicht beschönigt werden. Allerdings sollte die Unzufriedenheit über die steckengebliebene oder fehlgeschlagene Umwälzung, Demokratisierung und Humanisierung Deutschlands nicht dadurch kompensiert werden, daß der aktuelle Zustand beschönigt und all das 'Böse', auch das eigene Versagen, in die Vergangenheit und 'deren System' projiziert werden.³

Ziemlich undifferenziert sind *Winfried Hammann* und *Klaus Strohmeiers* (Berlin/West) Gedanken zu „Mentalitätsdifferenzen zwischen Ost- und Westdeutschen“. Nach einem langen, in pseudoliterarischem Stil verfaßten Umhertasten plumpsen die beiden in die Falle mangelnder Sach-

kennens der Verhältnisse in der DDR und beginnen ihre Legenden zu weben. Sie stellen fest: „Ob in der verhaltenen Stromlinienform des Trabant, in der Monotonie des Plattenbaus, in den plumpen Colani-Imitationen der Straßenmöbel auf den Autobahnparkplätzen, den Kreationen der DDR-Designer fehlte es in unseren Augen an zeitgemäßer oder avantgardistischer Signatur, an Innovationskraft. Kommt also zu den Defiziten an Material und Konkurrenz als fehlende Inspirationsquellen, zu mangelhafter Förderung und Übung der Fähigkeiten und Fertigkeiten in Design und Architektur auch noch ein Mangel an Ausdruckswillen und Einfallsreichtum?“ (S. 53). – Transiterlebnis DDR als empirische Basis für dieses Fundamentalurteil. Wer sich auch nur ein bißchen mit der Problematik auskennt, weiß, daß sich der „Ausdruckswille und Einfallsreichtum“ dieser Designer bestenfalls auf der Dresdner Kunstausstellung, wenn nicht gar in kleinerem Rahmen, der Öffentlichkeit präsentieren konnte, selten aber da, wo er hingehörte – im Alltag. Am Ende seines Beitrags listet *Schröder* einige der typischen Abwehrformen der Ostdeutschen gegen die Vergangenheit und Gegenwart auf. Eine davon ist, wie alltäglich beobachtbar, „die Extremdarstellung der früheren Lebensverhältnisse ... als generell inhuman und deformierend“ (S. 27) Hinzugefügt werden muß, daß auch die Westdeutschen diese Sicht auf die DDR pflegten. Sie tun das wohl nicht nur wegen der hin und wieder fehlenden Sachkenntnis über den DDR-Alltag, sondern auch, weil jede tatsächliche oder umgedichtete Teufelei der DDR als ein Argument für die Richtigkeit

des eigenen Lebens genommen und oft auch benötigt wird. Solche Reflexionen und Berichte über die DDR, in der ich lebte, erinnern mich in fataler Weise an das verzerrte und lückenhafte Bild, das mir – geprägt von unterschiedlichen Motiven – meine Großelterngeneration wie auch kommunistische Lehrbücher – vom Nationalsozialismus malten. Das vermittelt heute, wo ein Mensch sowohl das Ende einer historischen Periode wie auch deren Mythisierung erleben kann, eine Vorstellung davon, wie Weltbilder entstehen.

Thomas Ahbe

- 1 Ein Beleg für das Eintreffen dieses Voraussage sind die Worte, die ein Fernsehjournalist vom Sender Sachsen in einer kurzen Meditation zum Totensonntag 1991 fand. Angesichts der im Bild gezeigten Kerzen äußerte er: „Vor zwei Jahren haben wir viele Wochen mit Kerzen verbracht.“ Bezogen auf das Engagement vor und nach dem Herbst '89 sagte er „wir“, noch nicht einmal „viele von uns“, was auch eine groteske Übertreibung gewesen wäre. So ist das wackere Sachsenvolk nachträglich wieder zu einer verschworenen Kampfgemeinschaft - diesmal gegen das stalinistische Regime - gemacht worden. (Sendung am 24. 11. 1991, 19.41 Uhr, DFF, „Aktuell“)
- 2 „Person“ im ursprünglichen Sinne als Maske eines Schauspielers in einem bestimmten Stück, als gesellschaftliche Charaktermaske.
- 3 Westliches Pendant zu diesem Klischee ist folgendes: „40 Jahre lang hat ein Volk von über 15 Millionen als Versuchskaninchen für ein Experiment herhalten müssen...“ (W. Habermehl, Zur Sexualität Jugendlicher in der BRD und der DDR, in: Sexualität BRD/DDR im Vergleich, Braunschweig 1991.)

Autorenverzeichnis

Thomas Ahbe, Dipl.-Phil., Leipzig

Dagmar Baumanova, Dr., Tomáš-Masaryk-Universität, Brno

Lutz-Dieter Behrendt, Prof. Dr. sc., Leipzig

Roger Chickering, Prof. Dr., Eugene/Oregon, z.Zt. Freiburg i.Br.

Gerald Diesener, Dr. phil. habil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Wolfgang Ernst, Dr. phil., Kulturwissenschaftliches Institut Essen/Fachschule für Museologie Leipzig

Roland Felber, Prof. Dr. phil. habil., Bereich Asienwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin

Monika Gibas, Dr. sc., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Peter Griss, Dr. phil., Universität Basel

Siegfried Hoyer, Prof. Dr. phil. habil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Editha Kroß, Dr. phil. habil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Jaroslav Kudrna, Prof. Dr., Tomáš-Mazaryk-Universität Brno

Walter Markov, Prof. em., Holzhausen b. Leipzig

Timo Meskank, stud. hist., Universität Leipzig

Rolf Müller-Syring, Dr. phil., Fachbereich Afrikanistik und Orientalistik, Universität Leipzig

Matthias Middell, Dr. phil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Steffen Sammler, Dipl.-Hist., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig, z.Zt. Universität Rouen

Hans Schleier, Prof. Dr. sc., Institut für deutsche Geschichte, Leipzig

Ulrike Schmieder, Dipl.-Hist., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Günther Wartenberg, Prof. Dr. habil., Prorektor der Universität Leipzig, Theologische Fakultät

Michael Zeuske, Dr. phil. habil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig, z.Zt. Universität Köln

Inhalt	Seite
Editorial	8
<i>Günter Wartenberg</i> Grußwort an die Konferenz „Universal- geschichte – gestern und heute“	10
<i>Walter Markov</i> Grußwort	11
Aufsätze	
<i>Gerald Diesener</i> Karl Lamprecht und die Leipziger Universität	12
<i>Monika Gibas</i> Walter Goetz und das Institut für Kultur- und Universalgeschichte	22
<i>Lutz-Dieter Behrendt</i> Friedrich Braun und die osteuropäische Geschichte am Institut für Kultur- und Universalgeschichte	30
<i>Siegfried Hoyer</i> Das politische Semester. Zu Hans Freyers Wirken am Institut für Kultur- und Universalgeschichte	44
<i>Michael Zeuske</i> Zur Institutsgeschichte nach 1945	54
<i>Hans Schleier</i> Karl Lamprechts Universalgeschichts- konzeption im Umfeld seiner Zeit	78
<i>Jaroslav Kudrna</i> Karl Lamprechts „Deutsches Wirtschafts- leben im Mittelalter“ und sein Beitrag zu einer Geschichtsmethodologie	86
<i>Peter Griss</i> Japan und Karl Lamprechts universal- geschichtliche Anschauung 1900-1914	94
<i>Roland Felber</i> Cai Yuanpei (1868-1940) - Student am Lamprecht-Institut in Leipzig	109
<i>Roger Chickering</i> Ein schwieriges Heldenleben. Bekenntnisse eines Biographen	113

Forum

Timo Meskank

Drei Jahrzehnte sorbische Geschichtswissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft

124

Mitteilungen und Berichte

- Karl-Lamprecht-Vortrag 1991 „Armut im vorindustriellen Sachsen – Konturen eines Forschungsvorhabens“ (*G. Diesener*) 133
- The Middle East Institute (*W. Schwanitz*) 134
- Liberté du travail et liberté d'entreprendre: la loi Le Chapelier et le décret d'Allarde (*S. Sammler*) 135
- Vom bourbonischen Jahrhundert zur Unabhängigkeit – Alexander von Humboldt und das Geschichtsbild von Amerika (*U. Schmieder*) 137
- Warum Menschen fliehen - Dimensionen, Richtungen und Folgen von Fluchtbewegungen (*R. Müller-Syring*) 140

Buchbesprechungen

- Lutz Niethammer, Posthistorie. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 1989 (*S. Sammler*) 142
- Länderbericht USA I und II, hrsg. v. W. P. Adams u.a., Schriftenreihe Bd. 293/I u. 293/II. (–Studien zur Geschichte und Politik, Bundeszentrale für politische Bildung), Bonn 1990, 720/ 663 S. (*E. Kroß*) 143
- Stiftung Entwicklung und Frieden: Globale Trends. Daten zur Weltentwicklung 1991, Düsseldorf 1991 (*R. Müller-Syring*) 144
- Alexander Kind, Bertrand Schneider, Die Globale Revolution. Ein Bericht des Club of Rome, Hamburg: Spiegel-Verlag, 1991 (*R. Müller-Syring*) 146
- Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg: Argument-Verlag 1990 (*M. Middell*) 148
- Georg G. Iggers, Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte, Frankfurt a. M.: 1991 (*G. Diesener*) 150
- Maoz Azaryahu, Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR, Gerlingen: Bleicher Verlag 1991 (*W. Ernst*) 152
- Psychosozial. Bd. 45, H.1/1991: Abschied von der DDR, hrsg. v. Heiner Keupp u. Hans-Jürgen Wirth, Psychologie Verlags Union (*Thomas Ahbe*) 155

Autorenverzeichnis

159

